
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

Sechster Band.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollständige Ausgabe.

Sechster Band.

Verlag der Börne'schen Schriften.

Hamburg. Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. (Rütten & Löning.)

1862.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Kritiken.
(Fortsetzung).

Kritiken.

(Fortsetzung.)



XXVI.

Der ewige Jude.

Deutsche wie Affen wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe sie zuknacken. Sie spielen so lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber sie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indessen haben sie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen sie auf den Kern. Dieser Kern ist das Leben, und die Schale das Buch. Man ist den Deutschen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geschälte Nuß giebt, sie lieben das Krachen. Ist die Holzschale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann sind sie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch sind sie am meisten lüstern; sie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That schön lang und freuen sich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer sie zum Guten

hinziehen will, der thue ja nichts, sondern schreibe, und wer seines Erfolgs gewisser sein will, der recensire. Aus diesem Grunde habe ich einige Ansichten über die verwetterte Judensache in Form einer Recension eingekleidet, diese aber darum der ewige Jude überschrieben, weil ich tausendmal in meinem Leben zu diesem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort Jude der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder Lust und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdischer Handelsmann seine Zahlungen ein, so machen die Gerichte bekannt: Die jüdische Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingestellt. Ist ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdischer Nation, Advokat jüdischer Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, so heißt es: ein Jude war's. Zeichnet sich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann sagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgesinnten sprechen: er mache seiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und bestellt sich einen Rock, so bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Isaak habe sich ein ähnliches Kleid machen lassen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, so erzählt

ihr der Gärtner, Frau Esther habe ihm vor einigen Tagen einen Rosenstock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengassen für jene Aus- und Einziehenden, und schwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdischen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den christlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile sind und gar nicht an Juden denken, setzt man sich dort an eine Wirthstafel und ein Reisender aus Frankfurt sitzt unter den Gästen, so kann man wetten, daß, noch ehe das Rindfleisch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Gespräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, diese Narrheit schon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde sich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemitteInd, wie ich, auszurufen: der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich stecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen dessen Theilen, aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holst. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg. (459 Seiten.)

Der Verfasser sagt in dem Vorworte: er hoffe

der deutschen Literatur ein klassisches Werk geliefert zu haben. Dieses uneigennützige Geständniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer solchen Aeußerung, das Bureau der deutschen Klassiker in Carlsruhe nicht säumen werde, sein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt versichere, daß die Schrift seines Verlages durchaus nicht klassisch sei und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünschen, jenes gegen die Juden feindlich gesinnte Werk wäre in der Form eines saubern, mit Kupfern gezierten Taschenbuches Gegenliebe und Freundschaft auf das Jahr 1821 erschienen, damit es christlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn diese hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen gesetzgebenden Männer günstiger zu stimmen gesucht. Wer da glaubt, nur Derjenige zeige sich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche sie hier und dort die gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holst zu lesen, aber so, daß sie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos spie=

lend die Gänseblümchen darauf pflücken. Der Verfasser hat sein staatswissenschaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börsenhalle, zu einem Handelsschiffe, einem philosophischen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er sich und seinen Freunden ein Lustfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrscht, die wir früher am Landsturme, da er sich erst versuchte, gesehen haben. Der Vordermann stößt dem Hintermanne in's Gesicht, der Hintermann schießt den Vordermann todt. Es ist dieses im wörtlichsten Sinne wahr; ein Paragraph stößt dem andern an den Kopf und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber so ausgedehnte Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfasser sich aus dem freien Felde zurückzieht, begiebt er sich hinter die Schanze seiner Unverständlichkeit und ist gedeckt. Man kann die Festung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Wassergraben umgiebt das Werk; 'man kann sie nicht aushungern, denn sie hat sich mit dem ganzen Talmud verproviantirt. Der Verfasser ist ein recht-

gläubiger Kameralist aus der baufälligen Schule des v. Justi; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine schwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Christen sein müßten, ist ihm die höchste Staatsweisheit. Wenn Geistlosigkeit aus Lieblosigkeit entspringt, dann verzeihe sie wer da wolle; meine Milde reicht nicht so weit.

Der Judenhaß ist einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unsrer Freiheit verpesten. Man sieht die hoffnungsvollsten Freunde des Vaterlandes mit bleichen Gesichtern krank umherwandeln. Der deutsche Geist wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutsche Gemüth keucht in feuchten Marschländern. In unserem Herzen ist holländische Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es so ist; denn nicht der Geist, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden ist auch der Wetzstein, an dem jeder stumpfe Sinn sich scharf zu schleifen, und jeder scharfe sich abzuziehen gesucht; aber der Stein ist zu hart, die scharfen Geister haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen sie nicht auszuwetzen vermocht. In diesem Streite der Meinungen wird, wie immer, die Zeit siegen—

und die Liebe behält immer Recht, denn sie allein ist unsterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holst ist eine Sammlung alter Ansichten mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb, mit welchem selbstgeschaffne Vorstellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des Letztern darf man sich freuen; es ist gut, daß endlich die deutsche Wissenschaft sich so eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geistlos sein kann, ohne zugleich sittenlos zu sein. Eigentlich verstehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianischen Philosophie des Verfassers zu begegnen hat. Alle seine Reden sind kantirt — ich meine nicht candirt (überzuckert), sondern in Art und Weise des Kant, wobei die reine Vernunft so lange kritisirt wird, bis ihr kein weißer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holst im Zusammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in seinem Hause gar nicht zurecht finden, und

werde darum nur bald an diese bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, sollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verstanden, so verspreche ich gleich jetzt, ihm darin nicht zu widersprechen.

Sein Buch ist eigentlich kein praktisches, sondern ein metaphysisches Hep Hep; denn die Deutschen pflanzen ihre Grundsätze lieber durch Samen als durch Setzlinge fort. Die Schrift ist eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt; keinen Andern verwundet der Verfasser als sich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum ist ihm das feste Land, woraus Blumen und Kräuter sprießen, Vögel singen, Quellen murmeln und harmlose Schäfer schuldlose Tage leben. Das Judenthum aber erscheint seinem schwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Hayfische rauben und heuchlerische Krokodille betrügen. Es ist ihm eine Kloake voll stinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht, als seiner Sache gut ist; denn der unterirdische Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geschaffen, sie wurden ihm zugeführt. Der Verfasser spricht wie alle seine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er sagt: Haß, Neid, Geiz, Habsucht, Bosheit, Betrug, Roh-

heit, Gottlosigkeit und alle übrigen Laster wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menschen unter ihnen, allein diese wären nicht als Juden anzusehen, sondern gleichsam als Christen. Auch sei nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menschlichen Geistes und Herzens auch unter den Christen anzutreffen wären, aber solche verworfene Menschen wären keine Christen, sie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch so sprechen? Sie könnten sagen: „Habsucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldsamkeit und die andern ungenannten Laster haften auf den Christen. Es giebt wohl Einige, die davon frei sind, das sind aber edle jüdische Seelen, und nicht als Christen anzusehen. Auch unter uns giebt es Taugenichtse, allein solche Ruchlose verdienen den Namen Juden gar nicht, sie sind Christen." Nun, wenn das nicht toll ist, so sperrt eure Narrenhäuser weit auf und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß sie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftsteller werden. Wenn es euch Freude macht, so theilt immerhin die Menschen in Schafe und Böcke ein, und stellt die einen rechts, die andern links; wenn ihr aber erklärt: Alle, die rechts stehen, sind Schafe, und die links stehen, Böcke — so ist das ja entsetzlich gott-

los, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menschen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird untersucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in besonderer Beziehung auf Judenthum.“ Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm gelungen ist, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrscht, sehr anschaulich zu machen. Seine Gedanken spielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhascht, so werden sogleich dieser die Augen verbunden, und sie tappt eben so unwissend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zusehen. Mein schwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffassen können. Vormals durften sich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten sie einen Degen tragen, so mußte es an der rechten Seite geschehen; wollte ein reicher Jude mit Vieren fahren, so sollten die Pferde hinter einander gespannt werden; bei Krankheiten mußten sie in den Lazarethen die von Christen zubereiteten Speisen genießen, so groß auch ihr Gräuel vor denselben sein mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte nicht der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die

Predigt anzuhören, wobei es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuschlafen. (Dieses vortreffliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoral-Opiums zu verhindern, sollte die medizinische Polizei auch gegen Christen anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Aussage, dessen Namen und Wohnort er nicht wußte, so mußten alle Juden des Orts demselben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der Vornehmste in jeder Judengemeinde dreimal im Jahr an den Kirchenthüren eine Maulschelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen besondern Leichen-Zoll erlegen: — (den Griechen nachgeahmte Sitte: auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterschiede, daß bei den Griechen das Geld den Todten, bei den Christen aber den lebendigen Schatzmeistern in den Mund gesteckt wurde!) — getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Christ Acceptant war, solchen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozesses fand schon dann statt, wenn ein Christ

einen andern einen Juden hieß (unter solchen Umständen war wenigstens dieses Gesetz weise). Der edle Verfasser weist mit gerührter Stimme auf diese guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Christen und Juden daraus Trost schöpfen und entnehmen mögen, wie der Geist des Menschen vorschreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie sein Herz sich immer mehr veredle, trotz des Beispiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben so lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude seines Glaubens wegen nicht Bürgermeister werden konnte, als man es jetzt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen seinen Degen *rechts* anhängen mußte. Der Verfasser selbst bemerkt (ob er zwar den Satz auf *seine* Art anwendet): „es steht von unserm sogenannten (ja wohl!) *aufgeklärten* Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tausend Jahren auf dasselbe zurückgesehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man *damals* in viel und manchen Dingen zurück, wie äußerst finster sah es noch in den mehrsten Köpfen damals aus.“ *Nach einigen tausend Jahren?* Herr Dr. Holst hat große Geduld! Was mich betrifft, so hoffe ich es noch zu erleben, daß man selbst in keiner deutsch-englischen Colonial-

Stadt ein aufrührerisches oder albernes Buch gegen die Juden wird schreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfasser, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollständiges Conversations-Lexikon aller gangbaren Spitzbübereien ansieht, begnügt sich damit nicht und spricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben *könnten*, wenn sie *wollten*. Was, fragt er, würde daraus entstanden sein, wenn man die Juden mit den Christen völlig gleichgestellt hätte? Großer geometrischer Jammer, antwortet er. „Ein jüdischer Bauer z. B. würde zu seinem christlichen Nachbarn gesagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte sind sie sich beweislich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch *hierin* völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen.“ Der Verfasser, wie man sieht, ist ein guter Feldmesser und wäre bei Verfertigungen von Katastern und bei Friedensschlüssen gut zu gebrauchen; er versteht sich auf Länge und Breite der Dinge besser, als auf ihre Tiefe.

Der *erste Abschnitt* enthält eine „allgemeine

Uebersicht der in den letztverflossenen Zeiten so zahlreich erschienenen Schriften für's Judenthum, besonders in Hinsicht derer, die von jüdischen Autoren abgefaßt worden." Herr Dr. Holst kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Christen für Juden geschrieben, so sagt er, es wären unstreitig verkappte Juden gewesen; sind aber die Schriftsteller Juden, dann sagt er, sie gehörten zur rohesten Klasse von Menschen, und spricht von ihrer zügellosen Kühnheit und beispiellosen Frechheit. Man muß gestehen, daß es närrische Käuze in der Welt giebt. Herr Dr. Holst will die Juden todt schlagen, und wenn sie sich zur Wehre setzen, wendet er sich zum Kreise seiner Zuschauer und spricht: Da sehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beispiellos frech nenne; sie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch so wenig den Kopf abschlage, und mucksen! Die Einwendungen, welche der Verfasser gegen die erwähnten Judenschriften macht, kann ich nicht beurtheilen, denn ich habe nur wenige der sowohl für als gegen Juden erschienenen Schriften gelesen. Ich habe sie nicht gelesen, weil ich es eben so lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier ist, dickbäuchig führen, als das Gegentheil beweisen zu wollen — Beides machte mir Langeweile. Es geschieht auch meiner Abhand-

lung „für die Juden“, die in den Zeitschwingen steht, Erwähnung. Ich besitze zwar in diesem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber versichern, daß die mitgetheilten Auszüge entstellt sind. Ich soll gesagt haben: „Der Streit gegen die Juden und der Streit gegen den Adel gehe aus einer und derselben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Aristokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen soll.“ Und an einer andern Stelle: „Da die producirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt, so mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen.“ In beiden Sätzen ist weder der Sinn noch Ausdruck der meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft gesprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Physiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klasse gesprochen, so konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da sie ja in einem so hohen Grade thätig sind, daß man ihnen diese Rührigkeit sogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur solche Arbeiten productiv, bei deren Verrichtung man schwitzt, so will ich, was ich leicht könnte, diese poröse Ansicht jetzt nicht bestreiten; sondern ich bemerke, daß die

Juden allerdings stark transpiriren, theils weil sie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den psychischen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen sich rühmen, im kritischen Dezember vorigen Jahres mehr geschwitzt zu haben, als die meisten Christen selbst in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Aristokratie gesprochen haben. Die Handels-Aristokratie der Juden ist so wenig vermeint, als die Geburts-Aristokratie des Adels, sie sind beide wirklich vorhanden. Jene aber ist kein Vorrecht der Juden, sondern ein Zwang, da man sie gewaltsam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Aristokratie des Adels aber ist fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieser verhält sich zum Bürgerstande, wie die christliche Welt zur jüdischen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten und uns Philister im Kothe zu gehen nöthigen — eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeschmackt ist, als es ist: sie gelassen dulden.

Es ist komisch genug zu sehen, wie Schriftsteller, welche gegen Juden eifern, nachdem sie sich schwindelnd hoch verstiegen und zu beweisen gesucht, daß

Sonne, Mond und Sterne bei der großen Juden-sache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln und in einem schmutzigen Sack-gäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wech-sel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Be-stimmung des Menschen, von Theokratie, von Sitt-lichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Juden-thum ein atmosphärisches Gift sei, welches die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin zu bemerken, die Luft sei doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht blos für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdisches Interesse zu verthei-digen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen, aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Eckhäuser; in den mit doppelten Ausgän-gen versehenen Häusern sollen sie an der einen Thür handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieser Thüre sollen sie mit dieser Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und so wird der dicke Klotz des Unverstandes in tausend Schwefelhölzer zer-spalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holst ist etwas besser, als diese meine erzählten Erfahrun-

gen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hansestädten. Er meint, diese hätten ihre eigene Natur, und es sei Unsinn zu denken, daß in den Bundesstaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holst kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesversammlung ist gewohnt Alles reiflich zu überlegen, und was sie auch wegen der Juden beschließen möge, sie wird sich nicht übereilen und hanseatischer Weisheit die Zeit lassen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der bescheidenen Vermuthung geschrieben, daß es Keiner lesen werde; denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfasser sich selbst so nahe treten, das Folgende zu äußern. Es ist nämlich die Rede von der grausamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grausamkeiten. (Ist nur allein der Körper verwundbar und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden selbst; denn aus dem Judenthume ist ja das alte blutige Christenthum entsprungen. Ich will seine eigenen

Worte anführen: „In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weise dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entstanden sind, daß, dem Sinn und Geist des Stifters der christlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen und unglücklicher Weise, in jener finstern Zeit, auf Christenthum eingeimpft worden; so daß alle jene Gräuel ursprünglich dem Judenthum einzig und allein zur Last fallen." Das ist ein wichtiges Geständniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß ist dieses Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerrissen werden. Der Verfasser weiß selbst nicht, welch ein herrliches Wort er gesprochen; wie ein Kind findet er an der Muschelschale Wohlgefallen und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abschnitt betrachtet das Judenthum in religiöser Hinsicht. Auch in dem zum Theil anerkannt Wahren, was der Verfasser hierüber sagt, redet er gegen seine eigenen Zwecke. Denn indem er von der mosaischen Theokratie und von den rabbinischen Dogmen spricht, zeigt er, daß die Juden, so wie sie sind, haben werden müssen, und daß bei nun versiegter Quelle nur noch ein stehendes Wasser lästig sei, das man

austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne stritten, wer mächtiger sei. Da versuchte der Sturmwind einem Wandrer den Mantel zu entreißen — vergebens; je heftiger er wüthete, je fester hüllte sich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wandrer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seid Ihr, und die Sonne — hat jetzt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abschnitte wird das „Judenthum in moralischer Hinsicht sowohl in als außer dessen Heimath" betrachtet. Der Verfasser behauptet, die Juden wären schon im Lande Canaan Spitzbuben gewesen. Haben sie etwa die dort fließende Milch gewässert, den dort fließenden Honig nach falschem Maße verkauft? Nein, der Verfasser beweist nichts; er zeigt blos, auf welche Weise die Juden im gelobten Lande haben Betrüger sein können, wie sie die dortigen Landesgesetze haben umgehen können, und geht dabei eben so sinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur seines

logischen Zirkels. Er bezieht alle Lasterhaftigkeit nicht auf den Wandel, sondern auf den Handel des Menschen; die Börsenhalle ist ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum spricht er auch nur vom Hausiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hausiren ein Laster sein soll, den Christen pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuser besitzen, und an manchen Orten gar nicht besitzen dürfen, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als in fremden Häusern häuslich zu sein. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrifft, so glaube ich nicht, daß die christlichen Kaufleute besser sind als die jüdischen. Auch sie sind Egoisten; man muß sie nur nicht nach ihrem Epistolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie schreiben zwar: „Ew. Edelgeboren Geehrtes vom 13. habe empfangen" — „Sehr schönen geräuchten Lachs und frische Austern habe erhalten," und lassen dabei das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menschlichen Herzens wissen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort haben versteckt ist. Der Verfasser zeigt sich als liebender Vater, indem er dafür sorgt, daß nach seinem Tode kein einziger Jude dem Erbhasse seiner Kinder entzogen werde. Darum be-

schließt er testamentarisch, daß ein Jude, selbst wenn er Christ wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das ist gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdisches Blut bedürfe zu seiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erst dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er sich mit einer christlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfasser schon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In sein väterliches Haus sei einst ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht? Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an,“ darauf habe der Jude einen Lotteriezettel aus der Tasche gezogen, und geschworen: das Haus sei ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen solle. Das war nun freilich eine unmenschliche Grausamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnst gefallen; aber der wahre und gute Christ kennt die Rache nicht, und verzeiht seinen Feinden.

In dem vierten Abschnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinsicht, in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften behandelt, behauptet der Verfasser, die Juden hätten in keiner

Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag sein oder nicht sein, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben, dann mögen die Recensenten hep hep rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entschließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich rathen, allen Schreibgesellen in Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabei gewönnen, das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbst Mendelssohn wäre nicht der vortreffliche Schriftsteller geworden, er hätte seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Umgang mit christlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller Judenthum und Christenthum verschmolzen hätte. Wenige mögen hierüber so urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!). Der vor vielen Jahren gepflogene wissenschaftliche Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel sehen, wie weit der Ideen-Umtausch zwischen diesen beiden Männern stattfand; wie zutraulich Mendelssohn unserm Reimarus Aufsätze zur Prüfung vorlegte und mit welchen Anmerkungen sie von diesem

Manne begleitet worden sind." Da hört Ihr es mit Euren eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: so oft der Verfasser einen Juden trifft, von dem er gestehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Mensch sei, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Christenthums, scheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelssohn aus dem Umgange mit christlichen Gelehrten gewonnen, schmälert das seinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, sie wird erworben. Vielleicht ist Herr Dr. Holst reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müssen; wir andern armen Teufel aber sind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufsätze Mendelssohns verbessert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbessern, wenn Jener, um seine abweichenden Ansichten darzustellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf seine Denkweise von einem andern regeln lassen, muß er nicht mit seinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holst mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, ist wohl zu glauben. Reimarus benutzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geschrieben. Aber von diesem Manne konnte er seinen Judenhaß nicht gelernt

haben. Reimarus war der unversöhnlichste Todfeind aller Bedrückungen. Das Conversations-Lexicon sagt von ihm: „Er war ein Feind jeder Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getreidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medizinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Positive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre.“ Ein solcher Mann konnte unmöglich eine Krämerseele haben, welche Menschenrechte auf die Butterwage legt, und mit einem solchen Manne sollte man nicht vergebens umgegangen sein!

Den fünften Abschnitt überschreibt der Verfasser: „Judenthum im Geschäftsleben (in bürgerlicher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergiebige Quelle hinzusehen ist, woraus Judenthum sich einen

immer höhern Vermögensstand, selbst Reichthümer zu verschaffen im Stande ist, und dadurch die Verhältnisse der Gesammttheile mehr und mehr zerrüttet." Schon an den Pulsschlägen dieser pochenden Ueberschrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfasser über diese Gegenstände sprach. Judenthum ist ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er schreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensstand — selbst Reichthümer! — und warum nicht so gut als wir? Er sagt: „man sagt nicht zuviel, wenn man den gesammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet," und geht dann mehrere Geschäftszweige durch und zeigt, wie sie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die christlichen Handelsleute besser machen? Der Verfasser selbst bemerkt: „keine menschliche Weisheit ist je vermögend, je im Stande, Maßregeln zu ersinnen, sie mögen noch so durchdacht und geprüft sein, wie sie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten, er geschehe mit Waaren oder mit Geld; noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen sind, weil Juden dann die schlaue Politik ausüben, christliche Häuser darin mit zu verwickeln, um von dieser Seite Schutz finden zu können; denn, die

Wahrheit zu gestehen, es fehlt nicht an Blutsaugern höherer Klassen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben." An einer andern Stelle äußert er: „Da, wo ein christlicher Wucherer stattfindet, der die moralischen Grundsätze verläßt, in welchen er zum Unterschied des Judenthums erzogen worden . . tritt ein solcher nie selbst auf, sondern läßt einen Juden als Hauptheilnehmer das Geschäft allein betreiben." Aus diesen wichtigen Geständnissen folgt: 1) daß es auch christliche Blutsauger gibt, die Wucher treiben; 2) daß der Wucher der Christen nicht bestraft wird, denn die Juden glauben sich geschützt, wenn sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen; 3) daß Christen die Juden zur Theilnahme an Wuchergeschäften verleiten, weil sie sich nicht selbst herausstellen wollen; 4) und aus allem Vorigen zusammengenommen, ergibt sich, daß man nicht unterscheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinschaftliche Rechnung mit Christen getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Christen gibt. Herr Dr. Holst hat dieses Alles so unwiderleglich bewiesen, daß ich begierig bin, wie er sich bei seinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe

die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — diese Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, diese heraufgestiegene Furie der Habsucht, dieser leibliche Goldteufel — mir in der tiefsten Seele verhaßt ist, sie mag in der Gestalt eines Hebräers, eines Muselmannes oder eines Christen mir entgegentreten. Aber ist diese Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Ist sie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünstet, erhaltend zwar das Leben, weil sie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo sie abgesondert erscheint? Ihr murrt und sprecht, die Juden wären die Priester Merkurs, und steckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann sind sie schlauer als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Priester, die Anbetung schafft den Götzen. Werft Euern Abgott um, zerstört seine Tempel — und die Fleischgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber seid Sklaven des Handels, und Nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr sagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verschwistert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu sein und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzu-

streichen, so ist Eure Bescheidenheit zu loben. Aber brüstet Euch nicht mit erhabenen Gesinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt als niedrige Habsucht und gemeine Sinneslust. Mögen die Juden hassenswürdig sein, aber Euch kommt es nicht zu, sie zu hassen. Eure Sache ist noch lange nicht so schlecht, als sie vertheidigt wird; denn es ist der verdiente Fluch leidenschaftlicher Verblendung, daß sie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter sprechen! Sie sagen nicht, man solle die Juden aus dem Lande stoßen, sie sagen es nicht; denn sie heucheln, sie wollen nur, daß man ihren Handel beschränke. Aber indem sie auf diese Weise an der Wohlfahrt vieler tausend Menschen die Zweige abschneiden, nachdem sie die Früchte geschüttelt, wollen sie auch den Stamm umhauen und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, sollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an und verschließt die Hausthüre, daß sie sich nicht retten — Ihr jagt sie in die Schlacht und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß sie nicht umwenden können. Ist das menschlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Christen seiet, aber es ist doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr christliche

Gesinnungen, die Ihr selbst nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuschvollen Mitte dieses Buches im Hauptquartier des Judenhasses angekommen war, gedachte ich zu spotten und dem Verfasser zu sagen: er möchte, so sehr auch sein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufschlitzen und sich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen ganz so gebildet und geordnet seien, wie bei Christen, und dann solle er mir erklären, wo die Anweisung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menschen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu spitzen, die Wahrheit ist schon spitz genug. Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß seine Grundsätze nicht karikirt werden können. Er geht mit den jüdischen Leibern nicht besser um, als mit den jüdischen Seelen. Der sechste Abschnitt seines Buches betrachtet: „Judenthum in physischer Hinsicht." Eine schöne freiwillige Beisteuer zu Frank's medizinischer Polizei! Er erschrickt gewaltig vor dem Anwachse jüdischer Bevölkerung und schreibt sie dem häufigen Zwiebelessen der Juden zu. Er sagt: sie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, so berührten sie doch „das Wasser kaum mit den Fingerspitzen", und dieses nennten sie ganz lächerlich „sich gewaschen

haben." Nach seiner Meinung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäschereien ein und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naschhaften Judenmädchens, so macht er, wie zierliche Redner sagen, aus der Mücke einen Elephanten und behauptet, das saubere Mädchen habe die Elephantiasis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geschieht, behauptet er, es sei eine jüdische gewesen, und die Juden hätten alle die garstige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II. und der römische Dictator Sulla gestorben sind. Aus diesem Allem aber folgert er, man müsse die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Besen wegkehren und sie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultras unserer Zeit hat Aristokratensucht stark gefiebert, aber so heftig als der Verfasser hat noch Keiner gerast. Er meint, eine Judenhaut käme schon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der siebente Abschnitt betrachtet „Judenthum in historischer Hinsicht" und spricht von den Quellen der ältern und neuern jüdischen Geschichte. Dieses Kapitel gibt weder Stoff noch Lust zu Bemerkungen. Wo der Verfasser aufhört, sich selbst zu parodiren, und die natürliche Art seines

Geistes und Herzens hervortritt, wird er meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend hassen, oder eben so glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieses Buches zu schwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfasser sagt, seine Literatur-Sammlung von Judenschriften gehe schon jetzt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine schöne Blumenlese von getrockneten Giftkräutern sein!

Der achte Abschnitt betrachtet: (dieses häufige betrachtet ist nicht mein Wort, der Verfasser gebraucht es, und mit Recht; denn er beweist nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er sie — eben betrachtet) „Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Untersuchung, zugleich in politischer Hinsicht aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte." Der Verfasser mustert darin seine martialischen Grundsätze, um zu sehen, ob keiner desertirt sei, und läßt sie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts Geringeres im Sinne, als sich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine schöne Landcharte von allen den Wegen, auf welchen sie, zwar zu Fuße und daher langsam, aber sicher die Weltherrschaft zu erreichen suchen. Er sagt, die Juden hätten schon jetzt eine große Menge Tagereisen zurückgelegt. Sie

sprächen: „Wir Juden sind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Aemter. In verschiedenen Staaten sind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum sollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?“ Der Verfasser fährt fort: „Werden schon gegenwärtig weithinaussehende Aeußerungen gemacht, so wird es, bei höher steigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum sollten denn uns Juden die Pforten der Fürstenhäuser so ganz geschlossen sein? Was könnte wenigstens hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürst annähme, damit dereinst ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde?“ Die Wahrheit ist mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beistimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings sind unsere Juden Fürsten schon sehr nahe und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten sieben Jahren seinen Garten mit vier angränzenden Morgen Feld arrondirt und hierdurch deutlich genug

verrathen hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlassen. Aber der Verfasser hätte Nichts übertreiben und sich von seinem Hasse so sehr verblenden lassen sollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnsinn und Ruchlosigkeit haben ihre Gränzen. Es gibt angeborne Gefühle des menschlichen Herzens, die auch der verworfenste Bösewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden sind schon Erz-Bösewichter genug, daß sie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren! Nein, das ist unglaublich, so tief kann der Mensch nicht sinken!

Der Verfasser beschreibt ferner die verschiedenen Diebsschlüssel, mit deren Hülfe das spitzbübische Judenthum die Pforten der Fürstenhäuser aufzuschließen gedenkt. Zuerst erwähnt er der Tempel-Vereine. Hierunter versteht er den Verein derjenigen jüdischen Glaubensgenossen, welche in Hamburg, Karlsruhe und andern Orten den von rabbinischen Alfanzereien entweihten Synagogen-Dienst verlassen haben und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er sagt: der Tempel-Verein schreite mit Umsicht, mit Besonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beseitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsstrichen nicht eigen und über-

flüssig; so gibt es für das Judenthum mehr Proselyten in einem Jahr, als es durch alle Zeiten hindurch für's Christenthum nicht gegeben hat.“ Ich habe hierüber Nichts weiter zu bemerken, als daß sich die Juden dieses sollen gesagt sein lassen; man muß von seinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfasser wie folgt bezeichnet. Die Juden suchten sich die Redaktion sehr vieler periodischen Blätter und Zeitschriften zu verschaffen; sie suchten sich Eingang bei Staatszeitungen zu eröffnen; sie suchten Zensoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums sind, zu Schutzschriften zu verleiten; sie bemühten sich, durch Neu-Christen die Direktion der Schauspiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht-Judenthum angehört, der Persiflage preiszugeben. (Zu diesem Zwecke hätten sie sich besser an den Verfasser gewendet.) Endlich hätten sie auch in unsern Tagen den Versuch gemacht, sich in den Buchhandel „hineinzusetzen“, um eine völlige Herrschaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „Jeden ein Schauder ergreifen“ müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftsteller unter den Juden sich schon so weit geäußert: „daß jüdische Consistorien in den verschiedenen Distrikten Deutschlands zu errichten sind; daß alle Consistorien ein

Central-Consistorium, ein Concilium zu bilden haben; daß sodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geschehen könne; und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürst der Gefangenschaft wie ehemals) über alle Concilien sodann gesetzt werde! . . . Ob nun hieraus je so ein Wesen als jüdischer Hohepriester (Pontifex maximus) dereinst daraus hervorgehen könne, der erst Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher und geistlicher Herr werde und sei; stelle ich der Betrachtung Anderer hin." Man wird den Rücken wenden und die Furcht des Verfassers stehen lassen. Er ist, wie Jeder sieht, etwas hypochondrisch und sieht Alles durch einen schwarzen Schleier. Mit der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Judenthums hat es in den ersten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere gibt, mag der Höhepriester sein Schwert in der Scheide lassen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu schaffen; und was das Rauchfaß betrifft, so kann der Hohepriester räuchern, so lange er Lust hat, die Juden lassen sich keinen blauen Dunst vormachen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschickt, wenn er die Juden mit den Jesuiten vergleicht und dabei in den gegen Letztere gerichteten Vorwurf einstimmt,

welcher heißt: „Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren eigenen Vortheilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten." Was geht aus dieser Zusammenstellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sei sie auch so groß als behauptet wird, nicht aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil alle Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechts an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Christenthums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der christlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt in Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit,

Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geschichte haben sie wie falsche Spieler gemischt, damit die Karten nach ihrem Wunsche fallen. Nur den Betrüger haben sie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, sondern Gewalt und Betrug unterstützt, wo sie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Christenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, sie haben eine falsche Vollmacht vorgezeigt. Jetzt durchlese man das große, fünfhundert Seiten lange Register jüdischer Sünden, welches der Verfasser verfertigt, und sehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind sie schlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätherische Freunde; morden, rauben, stehlen sie; kennen sie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielsucht; sind sie unhäuslich, träge, vertaumeln sie ihr Leben in Sinneslust? Wenn sie das wären und thäten, dann hätte es der Verfasser sicher gesagt. Aber nein, sie berühren das Wasser kaum mit den Fingerspitzen, sie nehmen 20 Prozente, sie messen knapp, wie Herr Dr. Holst behauptet, sie gewinnen auf 10 Ellen Waaren $^1/_8$ Elle, welches, wie der Verfasser nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Absatze von 10 Millionen Ellenwaaren einen betrügerischen Gewinnst von 100,000 Ellen machen — würde! (Man sieht, der Ver-

fasser ist immer noch ein Anhänger der Conjunktive). Und das ist Alles! Verworfene Juden sind nicht schlechtern Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug, sie sind bessern Geistes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menschen; sie durchschauen die Heuchelei und üben sie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, sie stehlen bei Tage, und die Nachtdiebe sind gefährlicher. Sie thun das Böse, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödsinn oder Ungeschicklichkeit. Sie sind Erdenbürger, nicht Beisassen eines schmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin sie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenschaften, aber nur große; sie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüsten, wobei man nicht lebt und nicht stirbt. Sie haben Blut oder sind blutleer, aber sie haben nicht jenen wässerichten Milchsaft, der in Schneckenseelen kriecht. Kurz: sie sind Fleisch oder Fisch; kürzer: sie sind keine Philister. O wehe über die Philister! Ein Einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchlose. Sie morden nicht das Leben allein, sie morden die Freuden des Lebens. Das ist kein tüchtiger Dolchstoß, womit die Rache ihren Durst abfindet, das ist der Rüssel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Nase das Blut ausschlürft und den ge-

lassensten Menschen zur Verzweiflung bringt. Das ist kein starkes Fieber, das gesund oder todt macht, das ist ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das ist nicht Winterfrost, nicht Sommergluth, nicht Sturm, nicht Zephyr, das ist das abgeschmackte naßkalte Herbstwetter, das verdrießlich an den Fenstern plätschert, und — friert man oder nicht, soll man einheitzen oder nicht? man weiß es selbst nicht, und keift und schmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So sind die Philister, so seid Ihr Judenhasser. Ich bitte Euch, werdet liebenswürdig. Selbst Eure Tugend ist ungefällig, sie ist schön gewachsen, hat aber Sommerflecken. Selbst Euer Recht ist ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, sondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit; denn sie ist die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden ist fruchtlos, Ihr seid nur mit eines Esels Kinnbacken zu schlagen, man muß selbst ein Philister sein, um mit Euch fertig zu werden.

Professor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geschrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holst erwähnt dieses Buches und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfasser der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte,

des Staatsrechts seit mehreren Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes sein, sich weitläufig gegen die Herrn Lips und alle Diejenigen zu äußern, welche Menschenrechte und Civilrechte durchaus nicht unterschieden, welche zwischen religiöser und politischer Toleranz nicht den geringsten Unterschied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verschwendet werden." Daß Herr Dr. Holst die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er sie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes sei, sich weitläufig gegen die Herren Lips zu äußern, ist gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß sich aber Menschenrecht von Civilrecht, religiöse von politischer Duldung so unterscheiden solle, daß man Ansprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerspreche ich. Ihr glaubt selbst nicht an diesen Grundsatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf ist besser geworden, Ihr sucht jetzt, was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil sie es verdienen; Ihr haßt sie und sucht so gut Ihr's könnt zu beweisen,

daß sie es verdienen und Ihr haßt sie, weil sie — verdienen. Euer Herz konnte Eurem Geiste nicht nachfolgen und dieser kehrt zu jenem zurück, um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr Menschenrechte nennt, das sind nur Thierrechte: das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu verdauen, zu schlafen, sich fortzupflanzen. Diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und diese wollt Ihr auch den Juden lassen. Die Bürgerrechte, diese allein sind Menschenrechte: denn der Mensch wird erst in der bürgerlichen Gesellschaft zum Menschen. Er wird darin geboren, er wird also als Bürger geboren. Dieses ist der Grundsatz Englands, Frankreichs und jedes freien Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch Nichts bedingt sein, als durch die völlige Entwicklung der Geisteskraft und diese muß als vorhanden angenommen werden, sobald die körperlichen Kräfte reif erscheinen. Also ist jeder Mensch Bürger, sobald er mündig ist. Ihr sagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Christen gibt es viele verlorne Söhne der Natur; so laßt sie auch nicht Bürger werden, so macht Klassen. Ihr macht ja so gern Klassen und jauchzet, nur eine Stufe höher

zu stehen, als ein Niedrigerer, solltet Ihr auch hundert Stufen niedriger stehen als ein Höherer. Weil Ihr selbst Sclaven seid, könnt Ihr Sclaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte freilich sind keine Menschenrechte, denn sie sind unmenschliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schusterpfrieme, die Krämerelle, diese machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch ist Eure Toga, erst im Grabe bekommt Ihr Gemeinwesen; aber Eure Bürger sind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verrosteten Hochmuth Eures Stadt-Philisterthums, diesen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerstolz gegen Adelstolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er ist brüchig, er ist Euch auch zu schwer geworden, denn Ihr seid die starken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöse Duldung wollt Ihr gegen Juden üben und seit wann führt Ihr diese Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgültig geworden, seitdem Euch gleichgültig geworden ist, ob der Jude einen falschen oder wahren Gott anbete, seitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdischer Schacher den christlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren besser als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber sie thaten es um Gottes willen, freilich

um des Gottes willen, den sie in ihrem Wahnwitze sich erdichtet; aber so schamlos waren sie doch nicht wie Ihr, daß sie öffentlich dem heidnischen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert und gelehrt hätten, man müsse die Juden schlachten, damit sie den Markt nicht verderben.

Der Verfasser spricht ein „Schlußwort, an das Judenthum selbst gerichtet.“ Er sagt darin: „Meiner Gesinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich sein, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob sie deren Verfasser ebenfalls, höchst ungerechter Weise, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, seine Absicht so ganz und gar verkennend. Er haßt und kann keine Juden hassen, sie gehören der gesammten Menschheit an. Auch unter ihnen gibt es, wie unter allen Glaubensbekennern, gute und achtungswerthe Menschen. Dagegen aber steht das Rabbinische Judenthum, auf mosaische Theokratie sich lehnend, nach sorgfältigst vorausgegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehässigkeit vor seinen Augen.“ Es ist brav, daß der Verfasser die Verkennung seiner Absichten nicht scheut; wer für Wahrheit streitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht, zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhasser ansehen; denn das ist wirklich so ihre verwerfliche

Art, doch nicht ihre allein, es ist deutsche Art, Alles aus der Selbstsucht herzuleiten. Weil die Deutschen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede als etwas Häusliches beurtheilt; weil sie beständig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinste Zuglüftchen freier Berührung einen steifen Hals und jeder Wind ist ihnen ein Bösewicht; und endlich, weil sie aus Erfahrung wissen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen sie, das müsse jeder verständige Mann auch wissen, und wenn er also dennoch redet, müsse er seine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfasser die Jüden nicht haßt, sondern nur das Rabbinische Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum sondert er das Rabbinische Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbinische Judenthum hat kein Auge, zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleisch, das verwundet, keine Ehre, die verletzt werden kann; Ihr möget es verfolgen, so viel Ihr Lust habt. Aber der wirkliche lebende Jude hate Auge, Herz, Fleisch und Ehre, welche Menschlichkeit zu schonen gebietet. Ihr sagt, der Talmud sei ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge und man müsse sie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdischen

Magenbeschwerden an? Führt der Rabbinismus seine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgesetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte; jene Albernheiten sind nicht so gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eisenmenger und von Euren Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jetzt lebende jüdische Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden sich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holst gesteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menschen; er hat aber nicht gesagt, wie man diesen guten und achtungswerthen Menschen begegnen soll. Soll man sie etwa lieben und schätzen? Meint er das, dann hätte er sich auch damit begnügen sollen, die schlechten und verächtlichen Juden dem Hasse und der Verachtung, und sich nicht erlauben dürfen, sie auch dem Drucke der Staatsgesetze preiszugeben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenschaft, worin man die übrigen halten soll, gefordert? Man nenne mir ein Gesetz, das zum Vortheile der Bessern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorschlag zu einem

solchen Gesetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in passenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main spricht man so gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beschränken? Man hindert sogar ihre geistige Thätigkeit, statt sie zu befördern. Nicht mehr als vier jüdische Aerzte dürfen ihre Kunst ausüben; und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt sind, läßt man die Ueberzähligen, einem weisen Polizei-Gesetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als daß man sich entschlösse, ein thörichtes Gesetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht und einige jüdische Advokaten, die jetzt dort sind, dürfen keine Rechtshändel führen und sollten sie darüber verhungern. Diese Ungerechtigkeit ist um so größer, da jene Advokaten sich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben und also damals nicht vorherwissen konnten, daß man in alte Barbarei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben sich alle dem Schacher, und dennoch verhindert Ihr die geistige Entwicklung derer, die sich vom

Schacher losmachen? Ich lasse mich nicht abweisen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt, sagt mir, warum sollen nur vier jüdische Aerzte, warum sollen gar keine Juden Advokaten sein dürfen? Seid so gut und antwortet mir. Schreiben die jüdischen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräischer Sprache? Heilen sie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Testaments? Stellen sie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdischen Advokaten die Institutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten sie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdischer Gelehrter Mitglied dieses Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Museums für Kunst und Wissenschaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdischen Freund der Kunst und Wissenschaft, keinen jüdischen Gelehrten oder Künstler auf? Ihr Herren der Frankfurter Lesegesellschaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch sitzen und den allgemeinen Anzeiger lesen? Ihr Herren von der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künste befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter

Casino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet, denn Ihr seid Handelsleute. Aber Jene frage ich wiederholt und noch einmal sei es gesagt, ich lasse mich nicht abweisen und will Antwort haben. Wie! die Körperschaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrten-Verein, das Museum, die Lesegesellschaft, die Beförderer nützlicher Künste, diese zusammen bilden vielleicht tausend Menschen, welche Alle die Feder zu führen geübt sind, und nicht Einer sollte aufstehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen straft, oder der beweist, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, so tretet hervor und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfasser sagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf . . . nie von der Wohlfahrt der Gesammttheile getrennt werden.“ Dieses ist sehr wahr; aber wenn dieses wahr ist, so darf auch die Wohlfahrt der Gesammttheile nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tausend Menschen aufopfern, um Zehntausenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch Jeder des Lebens Annehmlich-

keiten erwerben kann. Es muß Euch sehr leicht fallen, zu beweisen, daß der Handel der christlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdischen eingeschränkt wird; aber was habt Ihr dadurch bewiesen? — Euren Vortheil, nicht Euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — sagt Ihr ja selbst, so oft es Euch bequem ist; aber wenn es Euch nicht bequem ist, sagt Ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euern freien Städten eben so gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jetzt gegen Juden wüthet; nun, die Zeit hat Euch zur Menschlichkeit genöthigt und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben so viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um sie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten anzusehen? Aber Ihr wollt g e z w u n g e n sein. Der Deutsche ist taub, der Wagenführer der Zeit mag schreien so laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erst zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder schon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß Euch bei der Brust packen und Euch hier und dorthin schleppen. Zu der Fran-

zosenzeit genossen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte und — ich habe es gesehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderschaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit und Ihr hättet Eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten sich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hause und die Mäuse sprangen auf dem Tische; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zusammengeschrumpften Grundsätze wieder hervor; da weichtet Ihr sie ein, um ihnen ein frisches Ansehen zu geben; aber sie sind locker und unschmackhaft geworden und nur wer ein Bettler ist am Geist, mag sie genießen. Schämt Euch!

Herr Dr. Holst hat ein Schlußwort an das Judenthum selbst gerichtet; aber damit endigt sein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfasser fiel es wahrscheinlich bei, man dürfe den Juden das letzte Wort nicht geben und darum ließ er hinter dem Kerne seines Buches noch einen Kometenschweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für diesen Anhang muß groß sein; denn es ist darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er seine jüdische Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des

Judenhasses gefällig zu beweisen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierhersetzen, damit man sich daran erquicke. Man lasse sich von ihrer schweinsledernen Außenseite und ihrer Dicke (jedes derselben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abschrecken. Sie lesen sich so angenehm als Walter Scott's Romane. Das erste Buch, welches Herr Dr. Holst „ein rühmliches Werk“ nennt, heißt: „Tractatus de Juribus Judaeorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Gesetzen, denen sie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Testamenten, Successionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Bestrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beschwerden, insonderheit der Kronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zusammengetragen und mit Praejudiciis, Decisionibus und Responsis überall bestärkt. Denen Richtern, Amtleuten und sonsten jedermänniglich zum Besten, mit einem hierzu dienlichen Register versehen, herausgegeben von Joh. Jodoco Beck. J. U. D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenstinisch und Hochgrävl.

Griechischen Rath, bei Löbl. Universität Altdorf Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicae Assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4." Der Hochgräfliche Rath Beck ist todt, die Universität Altdorf ist todt, das Hohenloh-Neuenstinische und das Griechische Reich sind beide todt und ich weiß nicht einmal, wo die zwei letzteren begraben liegen; aber die Grundsätze des Buches sind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutschen nachrühmen, daß sie die Kunst, Leichname einzubalsamiren, in hohem Grade verstehen. Die meisten ihrer Gesetzbücher sind Mumien, mit unverständlichen Hieroglyphen bemalt — und von solchen Kabinetsstücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eisenmengers, Professors der orientalischen Sprachen bei der Universität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geist erschrecklicherweise lästern und verunehren, die heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die christliche Religion spöttisch durchziehen und die ganze Christenheit auf das Aeußerste verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Christen entweder gar nicht, oder nur zum

Theil bekannt gewesene Dinge und große Irrthümer der jüdischen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar sehr vielen mit großer Mühe und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen Worte und derer treuen Uebersetzung in die teutsche Sprach, kräftiglich erwiesen und in zweien Theilen verfasset, deren jeder seine behörigen allemal von einer gewissen Materie ausführlichhandelnde Kapitel enthält. Allen Christen zur treuherzigen Nachricht verfertigt und mit vollkommenen Registern versehen. Mit Seiner königl. Majestät in Preußen, allergnädigsten Special-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Christi Geburt 1711. 2 Theile." Der erste Theil enthält 1016, der zweite Theil 1111, beide Theile zusammen also 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttausend Seiten und Ihr leset sie mit Vergnügen, warum solltet Ihr vor dem Eisenmenger zurückschaudern? von vielen, sowohl in artistischer als in national-ökonomischer Hinsicht, sehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der schöne gothische Baustyl der deutschen Sprache

ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige, hohe und geräumige Portal des Eisenmengerischen Judentempels mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holst: „Judenthum in allen dessen Theilen;" das ist so zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Mischung von lateinischer und deutscher Sprache, wie vortheilhaft ist sie allen Lesern! Ist das Deutsche unverständlich, wird es vom Lateinischen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holst nicht verstehen, das rein deutsch geschrieben ist? Dürfte ein neuer Schriftsteller von sich selbst sagen, was Eisenmenger gestand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt gewesene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdrossenem Fleiße gearbeitet und daß er treu übersetzt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftsteller auf sein Buch drucken lassen: Mit Seiner königl. Majestät in Preußen allergnädigstem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoristisch sein und sagen: daß in seinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leser

würde es für Ernst halten. Sonst brauchte man nur den Titel eines Buches zu lesen und man wußte schon Alles, was im Buche stand; jetzt aber muß man das ganze Buch lesen, um den Titel zu verstehen. Kann etwa Jemand den Titel folgenden Buches verstehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmischen Beziehungen, von Dr. Bührens, Arzt in Barmen?" Gewiß nicht, ohne das Buch gelesen zu haben, selbst dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin gelesen, daß der Verfasser zeige: „wie die großen kosmischen Epochen und Ereignisse, welche das Schicksal ganzer Länder und Völker entscheiden, auch im organischen Ausdruck sich wiederholen und offenbaren . . . und wie von hier aus die dunkelste Lehre der Pathologie zu verstehen und zu erklären ist." Hat Einer eine Vorstellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung stehe? Wird er sich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr besser sollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Astronom ist, die von ihm entdeckte Pallas als ein stärkendes Mittel verschreibe? Ein Eisenmengerischer Titel hätte keinen Zweifel aufkommen lassen und über Alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Bücher-

titel noch so umständlich als vormals, welch ein großer Vortheil wäre dieses für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur, wie groß der Ehrensold heutiger Schriftsteller ist und daß sie nur noch zwei Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger selbst. Ein Eisenmengerischer Titel könnte allein schon das Mittagsessen einer literarischen Familie bezahlen und wie viel solcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre schreiben! Die Bücher selbst brauchten dann gar nicht verfaßt, also auch nicht gelesen, also auch nicht gekauft zu werden und man hätte nur jede Messe die zehn Bände des Leipziger Verzeichnisses zu bezahlen.

Ich kehre zum Professor Eisenmenger und zum Herrn Dr. Holst zurück. Letzterer erzählt weiter was ihm Ersterer erzählt hat; nämlich: verschiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es scheint, Herr Dr. Holst beneidet die Juden, daß sie fast noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden sind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht so unheilbringend gewesen sind, als die der Christen. Jene trugen eine hölzerne Pritsche in der Hand, statt eines blutbefleckten Schwertes und wenn sie ja sich boshaft zeigten, setzten sie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber spanische Autos Da Fé-

Mützen. Der Verfasser hat Recht, sich über die Tollheiten der Rabbiner lustig zu machen, er sollte aber dabei nicht maliciös sein. Ich bin überzeugt, daß er so viele Rabbinische Gelehrsamkeit besitzt, als ich, der ich gar keine besitze und daß er daher so gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbinischen Lehre verstanden und nur mit Vorsatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will versuchen, seinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holst macht sich lustig über folgende Talmudische Fragen und Räthsel.

1. „Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieses wirklich von Stahl gewesen?“ — Ich sehe nicht ein, was hierüber zu lachen ist. Diese Untersuchung hat einen technologischen Zweck und verdient es, daß sich die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe damit beschäftige, wenn sie auch sonst nichts Jüdisches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entscheiden, ob man zu Adam's Zeiten schon Stahl verfertigt hat, ob es damals schon Damascener Klingen gegeben und wenn Eisen und Stahl damals noch nicht bekannt gewesen, wie sich Adam Feuer geschlagen habe?

2. „Wie viel Adam von dem Apfel seiner Gattin bekommen haben möge?“ — Ich sehe in

diesem Zweifel von Seiten der Herren Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Satyre. Wäre es nicht höchst grob gewesen, wenn sie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener sei? Mit der Größe des Apfelbisses steht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen also verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entscheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geschält und die Schale nebst den Körnern, die sie aus zarter Aufmerksamkeit herausgenommen, allein gegessen hat, so kommt es auf Eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Festtage legt, genossen werden dürfe?" — Herr Dr. Holst behauptet, über diese Untersuchung sei ein ganzer Foliant geschrieben worden. Diesesmal hat er Recht, sich lustig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben sich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig sein. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden so bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbath nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es essen dürfe, oder nicht.

4. „Ob bei der Auferstehung der Todten alle

Juden, oder nur ein Theil derselben, besonders die Gelehrten aufstehen werden?" — Ich glaube, daß alle Juden aufstehen werden, doch nicht alle zugleich; denn sonst würden sie ein solches Geschrei machen, daß die Beisitzer des jüngsten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, so werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen und werden daher früh aufgeweckt werden müssen. Wenn man sie nicht brauchte, ließe man sie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber und auch früher auferstehen werden?" — Dieses wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden sie später aufstehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geschehe, würden sie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürsten wiederum unter den Menschen sein werden?" — Nein; denn es ist bewiesen, daß Fürsten die Stellvertreter Gottes sind auf Erden, am Tage des Herrn endet also ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferstehung vor sich gehen werde?" Die Rabbiner entscheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge und sagen, daß Diejenigen, die außer Judäa gelebt haben, sich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müssen, um an Ort und Stelle der Auferstehung zu gelangen. Herr Dr. Holst nennt diese Lehre ruchlos und wahnsinnig und fragt: „wie es denn Diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenseits der Meere, Inseln zu geschweigen, gelebt haben?" Es ist ganz offenbar, daß der Verfasser nur Händel sucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Persien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen und der gottesfürchtige Chateaubriand wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hamburg à Jerusalem zu schreiben. Napoleon auf St. Helena mag zusehen, wie er am jüngsten Tage fertig werde. Uebrigens, was hindert das Meer zur Auferstehung? Hat das Meer nicht einen festen Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdischer Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdische Volk seine Selbstständigkeit

verloren habe?" — Darüber kann ich Bescheid geben. Das jüdische Volk hat ganz genau in der Sekunde seine Selbstständigkeit verloren, wo es aufgehört hat, sie zu verdienen.

Der Verfasser hatte an einer frühern Stelle seines Buches gesagt: „ich bleibe bei dem Worte Juden überall stehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Ethymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Christ habe ich die schuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich sein können, daß Juden sich noch jetzt eines solchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, versteh' ich nicht." Der Verfaffer hätte immer so aufrichtig sein sollen, zu sagen: ich verstehe nicht; dann wären die Irrthümer seines Urtheils doch nur die seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und sich selbst dieses ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorstellung von Sklaverei und Unehre war mit diesem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, diese furchtbaren geheimen Oberen der Welt, regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten ist keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht Männer über Gott, sondern Männer, die gottähnlichen Wesen gleich sind. Die Bibel giebt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater

Jakob reiste einst bei Nacht und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er sich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, sprach der Mann zu Jakob: jetzt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da hast du was zum Andenken; und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Mensch, wie heißest du? Und der Mensch antwortete: das brauchst du nicht zu wissen, du aber sollst nicht mehr Jakob, sondern Israel heißen; „denn du hast um den Vorzug gestritten mit göttlichen Wesen und mit Menschen, und bist ihnen beikommen.“ Ein göttliches Wesen heißt aber hier nichts Anderes, als ein starker Mann, ein Held, und Jakob sollte ja nicht blos darum, sondern auch, weil er mit Menschen gekämpft, Israel heißen. Es ist ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte sich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabischen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte seinen Namen nicht sagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte seitdem, und war also ein von Gott gezeichneter Mensch, wie man noch heute zu sagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, essen die Juden noch jetzt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Diese Aufmerksamkeit scheint zwar nicht sehr schmeichelhaft zu sein, indessen be-

denke man, daß in der zwischen einem Menschen und einem Ochsen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt ist, können Parallellinien nie zusammenstoßen, sie bleiben immer auseinander stehen. So glaube ich also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Verfasser die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte, um sie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weise Männer sind, die man, ohne ihnen zu schmeicheln, nach meiner mathematischen Theorie mit verrückten Menschen in Parallele setzen kann. Dem Verfasser habe ich jetzt nur noch ein beruhigendes Wort zu sagen. Er äußert in seiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen sein mag, der deutschen Literatur ein klassisches Werk geliefert zu haben „solches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenossen ab, mehr von der Entscheidung der streng richtenden Nachwelt." Ich darf ihn versichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jetzt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig thun, ist verständiger, als unverständig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen,

weil Jude oder Christ; ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren. Freiheit sei die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist, oder meine Hand gelähmt. Leben ist Lieben, Ihr aber seid Sclaven Eures Hasses. Ihr seid Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frei sein wollen, heißt frei sein. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Brust kann Raum sein, um Tausende zu hassen. Ihr steht am sichern Strande, hinausschauend in das sturmbewegte Meer; Ihr seht Schiffe mit den Wellen, Menschen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichsten Zwiste aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr seht reiche Ladung an der drohenden Klippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige streiten? Der Schaum der zürnenden See benetzt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr schaut zurück Jahrtausende weit? Die Zeit ist reif an großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu sein braucht von den schweißtriefenden Schnittern, sondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der schöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch müßt Ihr hassen, ist der Haß der Sauerteig Eures Lebens, der allein

ihm Würze giebt, so haßt, was hassenswürdig ist: die Falschheit, die Gewalt, die Selbstsucht. Seid was Ihr wollt, gut oder schlimm, fromm oder ruchlos, weise oder wahnsinnig, doch seid nur etwas! Seid Glühwein oder brunnenkühles Wasser, nur nicht abgestandenes Naß, das Jeden anekelt — seid keine Philister!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutschland erduldet, ist keine frisch aufgelebte; sie hat sich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Hasses loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöschen. Das tröste die Leidenden. Shakespeare und seine Schwester Erfahrung sprechen:

> Vor der Genesung einer heft'gen Krankheit,
> Im Augenblick der Kraft und Bess'rung, ist
> Am heftigsten der Anfall; jedes Uebel,
> Das Abschied nimmt, erscheint am übelsten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France, pendent les mois de Novembre et Décembre 1822. Par A. Thiers. Paris, 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre, davon zu sprechen; aber darauf, was sie unterscheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeschäften und zu Marketendern der Aristokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Gesetzgeber zugesendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttausend Gesetznehmer zugeschickt. Es ist höchst wunderbar! Der himmlische Vater, der doch so beredsam ist, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erschuf, brauchte zehn län=

gere oder kürzere Gebote, um den Hebräern nur die Grundzüge ihrer Verfassung vorzuzeichnen; denn er begriff in seiner Weisheit, daß eine Welt leichter geschaffen, als glücklich gemacht sei. Die irdischen Väter aber sind viel mächtiger lakonisch; sie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot: Ihr sollt keine Verfassung haben — woraus die übrigen Gebote sich auf das Schönste ableiten lassen. Wer sich in diesen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig sind, etwas unterrichten will, der lese das angezeigte Werk. Der Verfasser hat die Pyrenäen erst in den letzten Monaten des verflossenen Jahres bereist, das will sagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt Manches, was zu wissen gut ist; aber zu beachten noch besser wäre. Er spricht von den ausgewanderten spanischen Mönchen, die gehörig beleibt sind, und, wie sie es in Spanien mit den Ihrigen pflegen, auch alle Franzosen, die sie auf den Landstraßen treffen, segnen wollen, worüber solche Franzosen lachen. Er spricht von der Glaubens-Armee, die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Messern, vor denen sich sogar Napoleon in eigener Person gefürchtet haben soll, er, der sonst Nichts gefürchtet; von der Regentschaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappisten; von

dem französischen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beschaffenheit — und von noch andern nützlichen Dingen. Der Verfasser hat eine schöne, malerische Darstellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verstehen sich nicht auf die Perspektive, und eine Wahrheit, die nicht wenigstens in Haut-Relief dargestellt ist, fassen sie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers; par un homme comme il faut. Paris, 1822.

Schulden machen darf auch in Deutschland Jeder; nur das Recht, sie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutschen), ist dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieses Recht auch für die Unterthanen in Anspruch nimmt, darüber braucht man sich nicht zu wundern; es ist dieses eine der letzten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzosen. ... Das ist aber auch schon Alles, was ich über das angezeigte Werk sagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtschaffenen Recensenten zu erwarten ist, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüssig, theils schädlich. Ueberflüssig — weil diejenigen deutschen

Leser, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beste Französisch sprechen und also das Original verstehen; schädlich — weil denjenigen Deutschen, die kein Französisch sprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfasser selbst ist keineswegs der Meinung, daß Jeder ohne Unterschied berechtigt sei, Schulden zu machen; er fordert gewisse körperliche und geistige Eigenschaften dazu, und nur die damit Ausgestatteten bilden seinem Systeme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechselbrief-Adel, die Schulden-Aristokratie.

Nicht blos seines Inhalts wegen, sondern auch darum ist dieses Buch merkwürdig, weil zwei deutsche Worte von bedeutendem Umfange, zusammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographischen Fehler darin abgedruckt stehen. Das war eine schnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich schrieben sie in Paris: Sauberflut und Kopstick, welches heißen sollte: Zauberflöte und Klopstock. Wenn die Franzosen mit solchen Riesenschritten fortgehen in der Philologie, werden sie bald sagen können (vielleicht sagen sie es schon zur Zeit, wenn dieses gedruckt erscheint): Il n'y a plus de Rhin! — Dixi...

XXIX.

Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut.

Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie,

von

C. J. H. Windischmann,
Professor der Philosophie und Medicin zu Bonn.

Leipzig, 1824.

Eine Beurtheilung dieser Schrift in der Hallischen Literatur-Zeitung beginnt mit den Worten: „Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt.“ Dieses lesend, ward ich sehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weise weggeschoben: mit Ueberdruß, mit Bedauern, mit Aerger, mit Zorn sogar; aber mit W e h m u t h noch niemals. Auch

ist es mir diesesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne nasse Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur diaphragmatische gewesen. Ich, ein Nicht-Arzt, muß es sehr allen Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus, was der Heilkunst Noth thut — was wir etwa nicht verstünden — sondern man erfährt, was dem Herrn Windischmann Noth thut, und an der Noth eines sterblichen Menschen wird gefühlvollen Lesern mehr gelegen sein, als an der einer unsterblichen Wissenschaft.

Was uns gegen die Mystiker so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das Wahre, Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische, trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der sie, was Allen so verständlich wäre, in einem

kauderwelschen Kanzlei-Style vortragen; ist ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem sie prahlen, wir Andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber lasse der Himmel sein Manna herabregnen; ist ihre grenzenlose Herrschsucht, die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre; ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige, ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst — über die Zeitgenossen, die sie „moderne Schwätzer, faule Knechte und geschäftige Müßiggänger“ schelten; über das Jahrhundert, das sie als ein „Zeitalter voll der Zerstreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermessenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einsicht und Mattigkeit der Gesinnung“ schildern; ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie Alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen kranken Phantasie erscheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darstellung zu geben, ist durchaus

nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windischmann herablieſt, folgt der sich immer dicker und dicker zuſammenknäuelnde Unſinn auf dem Fuße nach; jagt den Geängſtigten immer raſcher und raſcher, bis dieſer, betäubt und athemlos unten angelangt, ſchnell die Flucht ergreift, ſich des Geleſenen wenig erinnert und nur dem Himmel dankt, daß er ſeinen Verſtand aus der Gefahr gerettet. So ſind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Leſern mittheilen will. Der Verfaſſer verſichert: nicht „aus irgend einem ſchriftſtelleriſchen Kitzel“ ſei ſein Werk hervorgegangen, ſondern durch eine „entſcheidende Verfügung“ ſei er hiezu veranlaßt worden. *Fügung!* da habt Ihr ſchon Gottes Finger und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von *Fügung*, von *Fügungen* hätte er reden ſollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erſte Fügung war: eine „freundſchaftliche Aufforderung“ die *übernatürlichen* und *Wunder-Heilungen* in Unterſuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Geſicht des Verfaſſers. Er ſagt in Beziehung auf Letzteres: „Die wichtige, durch Unberufene öffentlich ſo vielfach entſtellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er ſelbſt an ſeinen,

viele Jahre hindurch schmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten Augen, zur Bewahrung der unerschöpflichen Heilkräfte, gemacht," habe ihn veranlaßt, über das, was der Heilkunst Noth thut, ernstlicher nachzudenken. Ein schöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfasser seine Leser blind machen, um die unerschöpflichen Heilkräfte der katholischen Kirche auf eine recht schwere Probe zu setzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windischmann, so heilig er ist, dennoch nicht verschmäht, seine schriftstellerische Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz so wie es die irdischen Schriftsteller auch thun; wie diese nämlich in ihren Vorreden zu sagen pflegen: gründliche Belehrung würden sie mit Dank annehmen, schmähsüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit sie sagen wollen: Jedes Lob würden sie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber gebührlich das Ohr verschließen — so spricht Herr Windischmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er sagt nämlich: „gründliche Bemerkungen schätze er, jedoch auf Bemerkungen, die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip selbst," auf welches er die Kunst zurückzuführen suche, entspringen, würde er keine

Rücksicht nehmen. Das Princip aber, auf welches Herr Windischmann die Arzneikunst zurückzuführen sucht, ist das Christenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Christenthums wollte er seine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich schlau! Man kann aber dieses Princip sehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen wahnsinnig finden, die der Verfasser daraus abzuleiten sucht. Ja jeden ächten Christen muß es, weil er ein ächter ist, um so mehr empören, Christus zum Doctor und seine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu sehen.

In der Einleitung zu seinem Werke giebt der Verfasser eine Erklärung über den Begriff der christlichen Philosophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren mystischen Schriftsteller alle in ihren Darstellungen selten einen Absatz machen, sondern ohne Ruhe und Rast bogenweit fort reden, so daß der Leser oft zu seinem Glücke eher den Athem als den Verstand verliert. Auch Herr Windischmann schrieb die ersten dreißig Seiten seiner Vorerinnerung ohne Absatz. Es ist dieses eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Lesern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Gelesene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In diesem philosophischen Glaubensbekenntnisse des Verfassers ist so oft und so viel

von Fleisch die Rede, daß es gute Katholiken während der Fastenzeit gar nicht werden lesen dürfen. Wer sich übrigens damit bekannt machen will, der setze, bevor er das Werk unternimmt, seine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: „Die Philosophie ist wesentlich nichts Anderes, als das streng in einem Zusammenhange fortschreitende Zusichselbstkommen, so wie nicht minder das auf eben diese Weise verfahrende Zusichselbstbringen und dann das Beisichselbstbeharren der im blos sinnlichen und fleischlichen Leben außersichseienden und — wie es sich am Ziele findet — außersichgekommenen und zu jedem Abgrunde des Lebens herabgesunkenen Vernunft.“ ... Was doch manche Menschen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfasser das, was er christliche Philosophie nennt, auseinander gesetzt, unternimmt er, von der Arzneikunst in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu sagen: „der bisher versuchten Charakteristik gemäß, können wir also mit dem Zustande, zu dem die Kunst herabgesunken ist, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müssen eine vollständige Neuerung und Wiedergeburt derselben wünschen und verlangen.“ Um diese Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgen-

den Sätzen aus. „Die Entzweiung des Geistes und der Natur ist der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit ... der Sitz aller Krankheit ist in einer Entzündung der Seele. ... Es giebt eine erste, eine Erbkrankheit, wie es eine Erbsünde giebt." — Aber unter diesen vornehmen Redensarten liegt Nichts versteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit ist nicht mehr, wo eine philosophische Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geistes mit der Natur, das Leben nämlich, ist die Ursache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der Tod ist der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, selbst die unheilbaren; der examinirte, promovirte und recipirte Menschen-Arzt jedoch soll kein Famulus des Todes sein, sondern dessen Widersacher. ... Will man das egoistisch hervortretende besondere Leben einen entzündeten Theil des allgemeinen Lebens nennen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß solche dichterische Ausdrücke in pathologischen Vorlesungen übel angebracht sind. ... Der Mensch, wie jedes organische Wesen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden geboren; diese Empfänglichkeit nennt Herr Windischmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit diesem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen?

Was gewonnen wird? Das wird sich finden. Herr Windischmann weiß recht gut, was er will. Damit wir das „Unglück des Bewußtseins“ verlieren, müssen wir von schmetternden Worten betäubt werden; wir könnten sonst Langeweile haben — der Weg nach Rom ist weit.

Es läßt sich denken, daß der Verfasser den thierischen Magnetismus nicht verschmäht. Zwar ist das noch nicht die liebe dunkle Nacht selbst; aber immer eine Dämmerung, und als solche die erste Stufe des Heils. Wir haben der magnetischen Belustigungen schon so viele und so würzige genossen, daß es selbst Herrn Windischmann nicht möglich war, uns hierin etwas Neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetischen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, sagt er: „Schon das Fassen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernst und eindringlich ergreifen, überzeugen, stimmen, bewegen will, deutet auf den magischen Einfluß der Hand hin.“ Jetzt kann man sich auch das Räthsel erklären, warum der ertappte Gauner, statt fortzulaufen, sich so geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß schleppen läßt. Es ist der magische Einfluß der polizeilichen Hand, auf Schulter und Kra-

gen ausgeströmt, welchem der arme Teufel sich unterwerfen muß.

Haben wir den thierischen Magnetismus erreicht, dann ersteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: „Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.“ Hier aber ist es schwer, den schlauen Plan des Verfassers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen so sorgfältig versteckt, daß nicht möglich ist, den Schuldigen zu treffen, ohne den Unschuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil sie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windischmann sagt: „Wir wissen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbsttäuschung, daß es Umstände giebt, unter denen selig entzückte Menschen, nicht etwa in wilden Phantasien, sondern Andern sichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geschehen, sondern bis zu ansehnlichen Höhen, wie dies aus den gewissenhaftesten Untersuchungen erwiesen werden kann.“ Gegen den Comparativ der ansehnlichen Höhen würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erst der Positiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y a que le premier pas qui coûte; aber eben

mit diesen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böse Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meisten Menschen jener „kindliche Glaube", welcher „die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt." (Schade, daß Molière diese Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde seiner Femmes savantes geworden.)

Aber, — möchte wohl mancher Leser fragen — wäre es denn möglich, daß einem Professor zugleich der Philosophie und der Medicin, daß es Herrn Windischmann mit den von ihm ausgesprochenen Ansichten und Behauptungen Ernst sein sollte? Mit Recht fragst du das. Es ist ihm auch nicht Ernst damit, und er lacht im Stillen wohl so sehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menschen klug zu machen, muß man klug sein; sie dumm zu machen, muß man dumm scheinen. Herr Windischmann hat seine eigene Ansichten. Sein Zweck aber ist, in klaren und wenigen Worten auszusprechen, folgender. Der Papst soll der Kranken Aesculap sein, und in bedenklichen Fällen soll man statt ärztlicher Consultationen Concilien halten; denn nur aus dem Heilschatze der Kirche ist Gesundheit und Genesung zu holen. Die Sakramente und die Sakramentalien bilden die

wahre Materia medica. Man soll heilen durch das Abendmahl, durch den so süßen Namen Jesus, durch den Exorcismus. Da aber solche Arzneien nur geben kann wer die Weihe empfangen, müsse es werden, wie es einst gewesen, nämlich die Priester sollen zugleich Aerzte sein. Bis diese edle Schmelzung zu Stande gebracht', sollen einstweilen die Aerzte mit den Priestern sich verstehen und am Krankenbette gemeinschaftlich mit ihnen wirken. . . . Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht so komme, und wir trösten uns mit des Verfassers eigenen Worten: „Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchschimmernde Morgenröthe verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit die epidemischen Dünste bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wissenschaft und Kunst bewirken und das Leben in jeder Art seines Berufs verjüngen wird."

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme. Elise Voïart. Paris, 1822.

Nicht wegen, sondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtschaft sind die Kabinetsgeheimnisse der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beschlossen, so sind es doch friedliche, keine andere Verfassungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, gesengt, gebrandschatzt, gemordet, so geschieht es nur mit süßer Grausamkeit und die Besiegten sind so glücklich als die Sieger. Freilich ist es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil sie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebührlich mehr Sorgfalt auf ihre äußern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß sie Liebe öfter erzwingen, als verdienen. Eine Frau von innerer

Güte ist immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, ist gewiß nicht liebenswürdig. Wohl ist die Liebenswürdigkeit eine geschenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geist und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeschmückt von schimmernden Blüthen; — weiß es aber eine Frau von Geist und Herz und ohne Schönheit, daß sie nicht liebenswürdig sei, dann wird dieses Bewußtsein die Anmuth der Entsagung über ihre Natur verbreiten und das Gefühl des Mangels den Mangel fast ersetzen. Es giebt keine Kunst, zu gefallen! . . . Die Kammermädchen von ganz Europa werden entsetzlich schreien, wenn ihnen diese Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüssig zu machen. Sie werden sagen: das wären aufrührische Gesinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menschen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhstifter bilden, die alles Bestehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt; ich fürchte die Central-Untersuchung der Kammermädchen nicht — es giebt keine Kunst zu gefallen! Doch mögen sich die Kammermädchen trösten, wir haben und sie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, sich zu schminken, ob sie zwar Keinen damit täuschen,

als sich allein, und sie werden, um damit zu zermalmen, sich ferner falsche Zähne einsetzen, die ihnen nicht anhänglich sind und bei jedem ernsten Gebrauche abfallen. Da sich die Dinge so verhalten, werden Schriften über die Toilette immer gesucht und benutzt werden. Aber das angezeigte Werk ist zu sehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es sich empfehlen werde. Die würdige Verfasserin schrieb keinen Machiavelli, sondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunst. Alle Lehren, die sie giebt, sind weise und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Wasser werden als die besten Mittel gepriesen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt sie auch Vorschriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze und gegen den unüberwindlichen macedonischen Phalanx, den man Zeit nennt, sich künstlich vertheidigen können; aber die gepriesenen Mittel sind wenigstens unschädlich und der schädlichen geschieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen so wichtigen Gegenstand, als der Putz der Weiber ist, verdient etwas umständlich besprochen zu werden. Das Buch ist angenehmer Weise in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin schreibt. Die

Lehrmeisterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weise sie eine große Toiletten-Kunstkennerin geworden. Im Jahre 1744 sei sie in die Dienste der Prinzessin W. getreten. Diese habe schon gealtert und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürstlichen Reize beizuwohnen, habe sie erstaunliche Dinge erfahren. Eignes Nachdenken und Lektüre hätten ihr endlich die verborgensten Mysterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürstin habe sie das Putz-Ministerium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung sich neue Kenntnisse gesammelt. Diese herrliche Fürstin wäre aber frühzeitig gestorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, sich an den Erb-Toiletten-Tisch gesetzt. „Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunst entbehren; weise Rathschläge wären ihr indessen nicht ohne Nutzen gewesen. . . . Neue Moden schwärmerisch liebend, nahm sie ohne Unterscheidung auch solche an, die ihrer schönen Gestalt schaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürstin verschmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunst, hielt ihre Jugend für ewig und ließ sich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt

werden könnte.“ ... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. „Betäubt von dem Getöse eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen stillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt gesehen habe, vergesse ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falschheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt.“ ... Jetzt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunst beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geschichte der Kunst. Sie steigt bis vor der Sündfluth hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menschen ihr Gesicht zu schminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen schön, verliebten sich in sie, und aus dieser Verbindung des Genius mit der Schönheit entsprang ein herrliches Menschengeschlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte. ... So wird die Geschichte der Kosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrsamkeit aus den

Schriften Winkelmanns, Böttigers und Herders verschwendet wird. Darauf geht die Verfasserin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei sie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es ist ein seltenes Verdienst, wenn eine Schriftstellerin Etwas mit Kopf anfängt! ... Im Kapitel von der Haut-Kultur geschieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's, Erwähnung. Diese hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es besteht aus Weizenmehl, Honig und Eselsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Gesicht überstrich. Morgens wurde diese Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiserin, daß sie fünfhundert Eselinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch sie sich badete, und daß ihr auf allen ihren Reisen diese fünfhundert Eselinnen nachgeführt wurden. ... Das Kapitel von den Runzeln ist schauerlich. Sie werden genannt: „verrätherische Zeichen, welche die Hand der Zeit schonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in seiner gerechten Strenge geschaffen zu haben scheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zn verscheuchen. Diese Feindinnen der Schönheit schleichen sich, anfänglich schwach

und furchtsam, eine nach der andern, in die Winkel der Augen. Die erste Runzel ist ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; sind sie aber bis zur Zahl drei gestiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeschrei; und wirklich kündigt dieses furchtbare Trio das endlose Gefolge aller der Runzeln an, die sich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz überall ansiedeln. Ich erinnere mich noch des schrecklichen Eindrucks, welchen die Erscheinungen der Runzeln auf die Prinzessin Amalie machten. Ein Entsetzen bemächtigte sich ihrer, demjenigen gleich, welches die düstern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung sich die deutschen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt." Die armen Weiber! Warum wissen sie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit giebt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verschwindet? Warum lernen sie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferstehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entsetzen lesen, daß die englischen Damen, um sich jung und schön zu erhalten, Wein trinken,

worin man Nattern lebendig erstickt hat! ... Unter den empfohlenen Schminken ist eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht absprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geistige Flüssigkeit und reibt sich die Wangen damit. Es ist gewiß höchst romantisch, wenn junge französische Offiziere Heldenthaten verrichten und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blassen Weibern eine Schminke mit nach Hause zu bringen! ... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römischen Triumphatoren hätten sich geschminkt, wenn sie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leserinnen erfahren, wie sehr die Triumphatoren unserer Tage an Seelenstärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die Letztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, sobald sie aber, nachdem sie unerschrocken mit afrikanischen Löwen, mit ägyptischen Krokodillen, mit deutschen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen und römische Schuster und Schneider sie mit Freudengeschrei empfingen, erblaßten sie ob der göttlichen Ehre, die sie — Menschen — genossen, und um diese Bewegung zu verbergen, schminkten sie sich. Unsere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte ist, wenn ihnen die versam-

melte Menge Vivat ruft, die Häuser illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, sondern nicken blos etwas weniges mit dem Kopfe, womit sie sagen wollen: Gut, gut, Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan — so unerschrocken sind sie.... In dem Kapitel von den Haaren wird Folgendes erzählt: „Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Ansehen, diese oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen, bald die langen Haare, die den Zorn der Fürsten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverstandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der sich in seinem Gewissen für verpflichtet achtete, das Beispiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Bischöfe zu geben, und sich Kopf und Bart abscheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, spottete seiner wegen dieser Nachgiebigkeit, und ein so geringfügiger Umstand war die Ursache ihrer Ehescheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Besitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den englischen Thron bestieg, und unsere schönsten Provinzen fielen dem Ausland zu. Daher, sagt Saint-Foix, jene grausamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüsteten; mehr als

drei Millionen Franzosen kamen um; weil ein Erzbischof sich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die seinigen abschneiden ließ, und weil seine Frau ihn mit seinen kurzen Haaren und seinem glatten Kinn lächerlich gefunden." . . . Noch ein anderes Beispiel von dem wechselseitigen Einflusse der Politik und Kosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede ist. Es wird nämlich vor der übeln Gewohnheit gewarnt, sich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieser Unart ergeben. „Ehrgeizig und gefallsüchtig, wie sie war, ließ sie die Minister und Generäle zu ihrer Toilette kommen und zeichnete mit Schminke und Schönpflästerchen die Plane zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr sie Widersprüche von Denjenigen, die sich ihrer Entscheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß sie sich vor Zorn bis aufs Blut in die Lippen. Diese wiederholten Bisse entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaserte sich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine scheußliche Gestalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunst ihres königlichen Anbeters."

Aus den angeführten Stellen ersicht man, daß sich in diesem Werke über die Toilette die Leserinnen auch etwas über die Geschichte unterrichten können.

Darum auch ist das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig ist, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht sie es doch nicht zu beunruhigen, wenn sie es darin finden sollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder,

gesammelte Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Erster und zweiter Band. Berlin, 1819.

Aus dem Meere der deutschen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterscheidet jenes von diesen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröstende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend springen wir ans Ufer, küssen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch und sind beglückt, uns aus der Wassernoth gerettet zu sehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, stellen sich seine Bedürfnisse ein: der Hunger und der Durst; doch da rieselt keine Quelle, und so schöne Früchte uns auch locken,

sie sind uns fremd, wir wagen die giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer ins Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfspießen bewaffnet, auf uns zu. Ueberreste verzehrter Menschenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entsetzt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Wasserwüste von neuem an.

Unsere Furcht vor dem nassen Tode wird wohl verziehen, denn sie wird getheilt, und unsere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieses so schnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundschaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die schönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlschmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreste, wahrscheinlich natürlich verstorbener Menschen, uns entsetzten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie ist schwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem ist, Menschen, die man nicht liebt, achten zu müssen, und schmerzlich, sie nicht lieben zu können, wenn man sie achtet — so ist es auch mit ihren Werken. Aber, wer ist Preisrichter über diese Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geist erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn

auch zurück, wenn es mit dem Ausspruche nicht zufrieden ist.

Mag der richtende Verstand diese gesammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die Empfindung schweigt gewiß, wenn sie nicht gar murrt gegen den Ausspruch.

Aus verschiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Mährchen zerstreut und einzeln erschienen, hat sie der Verfasser gesammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenstande der Beurtheilung, nicht blos wie, sondern auch, daß sie zusammengestellt worden. Denn oft geschieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde sich zum Tage reiht; daß ein kindisches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenschaftliche Laune uns reizt und ergötzt, dagegen uns schmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, sich als Ernst, und jene Laune, durch ihre Dauer, sich als Gemüthsart darstellt.

Einige Freunde verabreden sich, an bestimmten Tagen zusammenzukommen, um sich die Schöpfungen ihres Geistes und wechselseitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen sich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil sie am Kalendertage des Märtyrers Serapion sich zum Erstenmale ver-

einigt hatten, sondern auch, weil sie im Geiste jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiser Decius den grausamsten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und stürzte ihn dann vom hohen Felsen herab. Das ist aber keineswegs das hohe Ziel, das sich die Berliner Serapions-Brüder vorgesetzt; sie sitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden und trinken italienische Weine, auch wohl kalten Punsch, leben also gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und seine Regel zu der ihrigen gemacht, als sie ihre poetische Dichtungen in dem Geiste eines gewissen verrückten Grafen schaffen wollten, der sich für den Märtyrer Serapion hielt und einsiedlerisch lebte. Mit der Geschichte dieses Wahnsinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt sie. Auf seinen Reisen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde, wo er sich angesiedelt, aufgesucht. Darauf habe er sich in ein Gespräch mit ihm eingelassen und ihn nach den Grundsätzen Pinels und Reils von seiner fixen Idee heilen wollen; sei aber ganz beschämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewiesen, wie er, der psychologische Experimentator, eigentlich verrückt sei, indem er nicht

begreifen wolle, daß sie sich in der thebaischen Wüste befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeisterung einige Gesichte mitgetheilt, die in Erstaunen setzten wegen der plastischen Rundung und des glühenden Lebens, mit der sie dargestellt wurden.

Nachdem diese Erzählung geendet, läßt sich einer der versammelten Serapions-Brüder wie folgt vernehmen: „Ich verehre Serapions Wahnsinn deshalb, weil nur der Geist des vortrefflichsten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß so manches Dichterwerk wirkungslos bleibt, als daher, daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht? Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. Der Einsiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geschaut, was er verkündete, und deshalb ergriff seine Rede Herz und Gemüth." „Dessen wollen wir eingedenk sein, so oft wir bei unsern Zusammenkünften Einer dem Andern nach alter Weise manches poetische Prodüktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit

zu werden. Der Einsiedler Serapion sei unser Schutzpatron, er lasse seine Sehergabe über uns walten, seiner Regel wollen wir folgen als getreue Serapions-Brüder."

So durch und durch, so ganz, nicht blos nach Innen, sondern auch an seinen Oberflächen werthlos, so ohne die geringste Beimischung von Wahrheit, ist jener Lehrsatz, der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuschung und Verwechslung unmöglich ist und es nur weniger Worte bedarf, um zu zeigen, worin die Falschheit bestehe. Wie die Anbetung den Gott, so schafft erst die Bewunderung das Kunstwerk, es sei ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Ist es in jedem Kunstwerk die Vollkommenheit irgend eines Wesens, was jene Bewunderung erregt, so muß, daß diese erregt werden könne, jenes Wesen faßlich sein — faßlich für den Verstand, für den Glauben oder die Phantasie. Wie aber kann ein Kunstwerk faßlich werden, wenn es der Künstler nicht freigiebt, wie kann es in unsere Sinne, in unseren Geist einziehen, wenn es die Werkstätte des Künstlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen seiner Wartung, die er in den Boden unserer Phantasie verpflanzt, auch die Blumenerde versetzen, aus der jene hervorgesprossen, will er durch seine eigene Phantasie die des Lesers ver-

drängen, dann weisen wir seine Gaben zurück, weil wir nur für das Geschenk, nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er selbst glaubt, nie anschaulich, wenn er das, was er uns zeigt, selbst gesehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geschichte, die den Verstand befriedigt, sättigt, und alle Lust der Einbildungskraft zerstört. Dann wird das Bild zum Conterfei, mit aller Beschränkung, worin jede Wirklichkeit gefangen ist; dann wird das Kunstwerk zum Spiegelbilde des Künstlers, ein Schatten, wenn wir es vorwärts, ein nüchternes Dasein aus Fleisch und Bein, wenn wir es rückwärts schauen. Es ist falsch, daß der wahre Dichter ein Seher sei. Ein Seher ist ein verzückter oder ein verrückter Geist, ein Gott, zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Mensch, zu dem wir nicht hinabsteigen können. Der Dichter aber muß menschlich fühlen, um Menschen zu bewegen.

Daß er dieses muß, daß er nicht glauben dürfe, was er glauben, nicht sehen, was er anschaulich machen möchte, das hat der Verfasser der Serapions-Brüder unwiderleglicher, als ein Anderer vermöchte, an seinem Werke selbst gezeigt. Er hat geglaubt, er hat gesehen, darum sind es aber auch keine Dichtungen, die er uns giebt; sie sind nicht

etwa mehr, nicht etwa weniger, sie sind ein Anderes. Er giebt uns eine werdende, noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wasser, Feuer, Erde, und alle Elemente, die Thiere des Waldes und die Fische des Meeres und die Vögel in den Lüften, Alles bewegt sich in tollem Taumel und streitet um die Herrschaft; nur der Mensch ist abwesend. Aber es ist nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen Alles untereinander wirft, es ist der vom Hexentrank berauschte Blocksberg-Reiter, der treibt, weil er wird getrieben, und so findet der Leser an der Besonnenheit des Dichters keine Brustwehr, die ihn vor dem Herabstürzen sichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter seinen Füßen der Schwindel überfällt.

In allen diesen gesammelten Erzählungen und Mährchen herrscht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnsucht nach einem tieferen, nach einem unterirdischen Leben, die den Leser anfröstelt und verdrießlich macht. Es ist Phantasie darin, aber ohne den regelnden Verstand. Es ist Phantasie darin, aber nicht die hellaufflammende, schaffende, sondern eine rothglühende, zersetzende Phantasie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren gesehen hat, die Hände und Arme, dann Füße

und Schenkel, endlich den Kopf wegschleudern, bis sie zuletzt als gräuliche Rumpfe umherspringen, der hat die Gestalten der Hoffmann'schen Erzählungen gesehen, nur daß diese von allen Gliedern den Kopf zuerst verlieren. Man hört nicht die Aussprüche eines verzückten, begeisterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geständnisse eines auf die Folter gespannten Gemüths. Es ist kein Tagesstrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwischen, Blitzen und Feuersbrünsten. Man hört in dieser öden, herbstlichen, welken Natur keinen Ton eines frischen gesunden lebenskräftigen Wesens, man hört nur das Gewinsel der Kranken und Sterbenden und das Geschrei der Eulen, die um Aeser schwirren. Selbst die Musik, die in allen Werken des Verfassers widerklingt, sie dient nicht dazu, den Himmel, dessen Dolmetscherin sie ist, auf die Erde herabzuziehen und ihr verständlich zu machen, sie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abstand zwischen Himmel und Erde zu beweisen, zu zeigen, daß jene Höhe von sehnsuchtsvollen Menschen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben" genau vorzurechnen, damit sie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten, die der Verfasser einen der

Serapions-Brüder sagen läßt: „ich tadle, o Cyprian, deinen närrischen Hang zur Narrheit, deine wahnsinnige Lust am Wahnsinn. Es liegt etwas Ueberspanntes darin, das dir selbst mit der Zeit wohl lästig werden wird," hat der Verfasser das Urtheil gegen sich selbst gesprochen, und noch ein schonendes, denn beharrlich hat er durch alle seine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht lästig geworden ist. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem schauerlichen Nachtstücke unterbrochen, noch genußbringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt sein, nur muß ein Sternenschein die Nacht sichtbar machen, daß sie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuschten Einbildungskraft, nicht in der Sache selbst sein, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Lust zernichtet.

Ich sagte früher: die Erzählungen, die uns der Verfasser giebt, sind keine Dichtungen, *sie sind ein Anderes*, und hier ist das kurze freundliche Abendroth des langen mürrischen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten diese Erzählungen? Dieses ist zwar eine sehr philistermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht spotten können.

Denn ein Buch will Nichts, es zeigt sich, es ist da. Aber fordert auch ein Buch Nichts, so gewährt ihm doch der Leser Etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt, das ihm gebühre. Den Werth eines poetischen Werkes habe ich gewagt ihm abzusprechen, aber den eines wissenschaftlichen gebe ich ihm willig. Es ist ein Lehrbuch mit den schönsten Bildnissen geziert, es ist der elegante Pinel, es ist die Epopee des Wahnsinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth ist, den menschlichen Geist, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeschädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu seinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

„Das Feld der Geschichte!" — Es gab noch keinen historischen Professor, der nicht in der ersten Stunde seiner Vorlesungen diesen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet seinen Gegenstand falsch, wie mich dünkt. Ist die Geschichte offen, hell, genau umgränzt und eingetheilt, ist sie schnurrecht und übersichtig wie ein Feld? Nein. Sie ist ummauert, oft verschlossen, beschattet und sie versteckt ihre Gränzen. Sie gleicht einem englischen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, sondern sich gefallen, von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg ist ihr Zweck. Die Bestimmung der Mensch-

heit ist, zu wandern, nicht in der Heimath zu leben: die Tagereisen sind lang, die Nachtlager sind kurz. Die Welt ist eine Wohnung, die mehr Treppen, als Zimmer hat. Hätte die Vorsehung ihre Absichten, wie fromme Leute sagen, dann könnte sie dieselben durch Dampfmaschinen schneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran ist ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beschäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiste, was seit der Schöpfung geschehen ist, hätte ungeschehen bleiben können, es führte zu nichts . . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geschichte der ganzen Welt recht gut in ein Taschenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das letztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geschichtschreiber hatten von allen Städten unserer Erde nur die Thürme gesehen und von allen Büchern der Menschheit nur die Titel gelesen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geschichte geschrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde sehr darüber lachen.) Der Verstand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfassers sind nicht genug zu loben. Am Schlusse jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was ist jetzt und damals, was hier und dort, für das Glück

und für die Freiheit der Völker geschehen? Er erkennt jede Tyrannei, sie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erscheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononischer Stein glänzt; Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern so schwer ist — sie täuschen ihn nicht. Was dem Ersten und Dritten vorzuhalten, wissen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumschränkter Fürst. Er hielt Alles nieder, auch den heilsamen Widerstand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürst, der allen Bauern seines Reiches sein sonntägliches Huhn in den Topf verschaffen wollte, die abscheuliche Verordnung unterzeichnen, die sie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenstrafe verurtheilt? Man muß es sagen, so schmerzlich es auch ist: Richelieu's und Ludwigs des XIV. Zwingherrschaft steigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach diesem mag man sich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu sehr ergeben war und die Weiber seiner Unterthanen verführt hatte. Doch war er geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks.“ Ist das ein Lob für Heinrich? Man erinnert sich dann eines Wohlthäters am lebhaftesten, wenn man seine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht

versäumt, durch weise Staatsgesetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu sichern, würde man seiner weniger gedenken; jetzt ist die Asche dieses Phönix schon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, sind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verstorbenen; kein lange bedauerter Fürst verdiente lange bedauert zu werden.

Von diesem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin sind in kurzer Zeit drei Auflagen erschienen und in England wie in Spanien hat man es übersetzt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen —, sagen die Verleger — ist es weder Italiens noch unsere Schuld.“ Wie sie behaupten, würde das Original auch in Deutschland viel gelesen. Möchte man es dort übersetzen! Wenn es wahr ist, daß die Welt an der französischen Revolution krank darniederliegt, so kann man nichts Heilsameres thun, als der Jugend diese Krankheit zu inokuliren und es gibt keinen Arzt, der dieses besser verstünde, als Herr Bodin. Man versäume das nicht. Zwar ist die Freiheit schön trotz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben sind es nicht, worin ihre Schönheit besteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reisen wäre die angenehmste Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unser Vergnügen störte. Diesem Uebel auszuweichen, gibt es kein besseres Mittel, als vor der Abreise aus seiner Vaterstadt sich dort zum Tode verurtheilen zu lassen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen ist, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der französischen Kaisergarde und nach der Schlacht von Waterloo wollte sie ein Prevotal-Gerichtshof erschießen lassen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu Allem, was er geschehen läßt, seine

Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre später ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigesprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden sei. Freilich konnten Bösewichter, welche in Verdacht gekommen, mit stammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen zu haben, nicht gleiche Ansprüche auf vorsichtige Untersuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter Nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben sehr die Bequemlichkeit und sind gegen die Störer derselben selten so nachsichtig, wie der Onkel Tobias im Tristram Shandy. Diesem war nämlich während dem Essen eine Mücke lange auf der Nase herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menschen unter Majestäts-Verbrechen verstehen, nämlich die Ruchlosigkeit, sie etwas weniges im Schlafe oder beim Essen zu stören, gab sich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenster, öffnete dasselbe und sprach: Flieg' hin armes Thierchen, die Welt ist groß genug für uns Beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und die Bacheville, und Einer müßte Platz machen,

und darauf hatten Letztere den geistreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der französischen Gränze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte sie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbesiegbare Furcht vor Napoleonischen Offizieren, die, Bononischen Steinen gleich, die Majestät ihres Gebieters eingesogen hatten und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder Bacheville in den Ländern reisten, wo deutsch gesprochen wurde (im eigentlichen Deutschland und in der deutschen Schweiz) hatte die Pariser Polizei gehorsame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erst als sie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. „Enfin nous voilà en Pologne. Ouf! je respire" — schreibt Bacheville in sein Tagebuch. Aus diesem unromantischen Ouf! erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reisebeschreibung keine sentimentale ist. Der Verfasser, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik seines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen lesen. Es hat freilich manchmal den Anschein, als ob der Reisebeschreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, ist

es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterscheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist.

Drei Jahre lang reisten die Brüder Bacheville in Europa und Asien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überstanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen und starb in Asien an der blosen Pest.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft

von

Dr. S. Stiebel.

Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung, 1823.

Es sterben viel weniger Menschen an der Schwindsucht, Wassersucht und Trommelsucht — es ist hier nicht von der abdominalen, welche selten, sondern von der martialen Trommelsucht die Rede, die immer tödtlich ist, — als an der Systemsucht der Aerzte. Das ist gewiß die traurigste aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit stirbt, die ein Anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlspruch der Juristen sich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verstehen sie das, was sie für Recht halten. Der Arzt muß aber sein wie ein Hofmann: er darf keine

Grundsätze haben und nichts Anderes zur Regel nehmen, als die Wünsche und Befehle seiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrschsüchtig ist. Deren Winke verstehen lernen (denn sie spricht nicht immer); deren Gebote erst vollstrecken und dann in Erwägung ziehen — diesen Weg geht der ächte Heilkünstler. Als einen solchen zeigt sich der Verfasser der „kleinen Beiträge.“ Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren sachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den schönsten Musterbildern für die Kunst, zu beobachten. Der Verfasser sucht und findet, und unterscheidet sich hierin von vielen Andern, die erst finden und dann suchen. Wer sich nur Etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit versteht, dem wird schon die Schreibart des Verfassers das vollkommenste Zutrauen einflößen. Es herrscht darin so viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebnisse der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterschreibt, als hätte man mit eigenen Augen gesehen. Unter den erzählten verschiedenen Krankheitsfällen sind mehrere, die auch Nicht-Aerzten zum Lesen und Beachten empfohlen sein mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeschichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem sie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologische Er-

scheinungen gezeigt, mit Genesung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeschichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den physischen Folgen einer gewissen sinnlichen Ausschweifung, sondern an der schrecklichen Vorstellung stirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moralisch=medicinische Werke, wie die von Salzmann und Tissot, haben noch Keinen von jener Ausschweifung abgehalten, aber viele Derer, die sie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnsinn gestürzt.

Höchst anziehend und lehrreich sind die Geschichten zweier magnetischen Behandlungen. Der Verfasser gehört in seiner Ansicht vom thierischen Magnetismus weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die Einen sahen Alles, was sie zu sehen wünschen, die Andern übersahen Alles, was, wie sie fürchten, sie in ihrer altherkömmlichen Naturwissenschaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewissenhafter und verständiger Arzt, verläßt sich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch versäumt er dessen Anwendung in Fällen, wo er sich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigsten Nerven=

übeln gelitten, wird nach einer magnetischen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch durch dieselbe, wollte der Verfasser nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmazeutischen Mittel mochten das Ihrige gethan haben. Ein magnetisirtes Dienstmädchen bringt es bis zur Hellseherei. Sogar politische Ereignisse sagt sie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfasser, um Papierspekulanten nicht irre zu führen, klüglicher Weise verschweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elysäischen Feldern herum und spricht mit Gott und seinen Engeln. Am Ende findet sich, daß sie eine Spitzbübin gewesen, die ihren Arzt und die andern Zuschauer zum Besten gehabt. Man kann die Seelenstärke des Verfassers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat spielen lassen. Möchten sich doch unter den seelenfrommen, magnetisirenden Aerzten noch mehrere finden, die so umständlich, als sie es mit ihren Täuschungen gethan, auch ihre Enttäuschungen mitheilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wissenschaft.

XXXV.

Histoire de la Revolution Française, par Thiers.

(Die ersten zwei Bände.)

Es ist wahr, die Pariser verstehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins ist, verstehen sie zu leben. Sie sind im Stande und loben oder tadeln die entgegengesetztesten Dinge im nämlichen Satze, sobald zwischen zwei Punkten ihr Vortheil umspringt. Der Tischler preist eines seiner Möbel an, weil es vom feinsten ausländischen Holze verfertigt und ein anderes, weil nur vaterländisches Holz dazu gebraucht ist. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches und eine andere wegen ihrer Geruchlosigkeit. In der Pariser Schriftstellerei geschieht das Nämliche. Erscheint eine Geschichte der französischen Revolution, rühmen von

ihr die Freunde des Verfassers, daß dieser ein Zeitgenosse der Revolution gewesen, allen Ereignissen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieselben eingegriffen habe. Erscheint wieder eine andere Revolutionsgeschichte, wird von ihr gepriesen, daß deren Verfasser kein Zeitgenosse der Revolution gewesen, also der rechte Mann sei, in gehöriger Form die Erscheinungen zu betrachten und sie unbefangen zu schildern. Diese letztere gute Eigenschaft sucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er sagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt gewesen, er sei ein Nachgeborner und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das „commun intérêt de la justice et de la liberté“ zusammen. Hierauf ist aber erstens zu erwidern: das ist schon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die sich ihrer selbst bewußt ist — Tugenden und Mädchen sind am schönsten, ehe sie wissen, daß sie schön sind. Zweitens: welche Parteilichkeit ist der Wahrheit am gefährlichsten, die aus Selbstsucht oder die aus Gesinnung entspringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet sich selbst nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Gesinnung beitritt, der ist zwar aufrichtig gegen Andere, doch sich selbst kann er täuschen und in seiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine schlechte Sache,

oder eine gute schlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner sie am meisten hassen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Gesinnung? Nur die letzteren hassen sie, die erstern nicht; denn sie wissen recht gut, daß mit diesen man sich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig ist, ob sie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürsten erhalten. Der wahre Aristokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um sich auf einen ihm beliebigen Platz zu stellen, sondern den, der diese Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Aristokraten, der sein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, sondern den, der an seine eigene göttliche Natur glaubt und zweifelnde Bürger als himmelstürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelste und reinste unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der Nichts gesucht, als das Glück seines Vaterlandes, hat Nichts gefunden, als den unauslöschlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr seines Lebens den König aus Paris führen und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus solcher Hand. Das that und

duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das sie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jetzt genießen, werden noch jetzt, wie früher, gestreichelt und man verzeiht ihnen Alles, sogar daß sie liberal sind. Ist es so — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben diese Parteilichkeit wird am meisten verabscheut. Seine Jugend wird ihm also zu nichts anderm nutzen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution schelten wird. Freilich scheuen französische Schriftsteller diesen Vorwurf nicht und sie unterscheiden sich hierin (gewiß sehr zu ihrem Nachtheile) von den Deutschen, die überlegen, was sie schreiben. Ein deutscher Professor der Geschichte, der sich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geschichte der drei letzten Jahrhunderte zu sammeln, hat sich vorgenommen und erklärt, diese Geschichte erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen. Der historische Professor ist aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unsern Enkeln! sie werden schöne Dinge zu lesen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Professor Ludwig dem Vierzehnten wegen seines ärgerlichen Umgangs mit der La Vallière zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wissen, ob er nicht gar wagen

wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu lassen! Warum sollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er spricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzosen die Geschichte ihrer Revolution erzählen, sind sie dabei weniger als Deutsche der Gefahr ausgesetzt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Diesen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weise an Religion und Philosophie. Steigen sie bis zu Ludwig dem Fünfzehnten hinauf, dann sind sie hoch gestiegen und sind müde. Gewöhnlich aber fangen sie weiter unten an und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulse der Staaten sind, woran ihr Uebelbefinden sich äußert, verwechseln sie oft die Zeichen mit den Ursachen des Uebels, und da der Doktor die wichtigste Erscheinung jeder Krankheit ist, geben sie dem Doktor die Krankheit Schuld. Also muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet und mit der andern im Froste des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers steht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfasser bemüht sich, wie er es versprochen, unparteiisch zu sein; aber der

Mensch bleibt Mensch. Eine brave Mutter gibt ihrem Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber sie gibt es auf eine andere Art. Der Verfasser ist nie ungerecht im juristischen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite seines Buches, daß er die Revolution als seine Tochter und die Contre-Revolution als seine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauspielerin erhoben wird und die handelnden Menschen zur Staffage herabgesetzt werden. Die Pariser Oertlichkeiten verleiten zu solchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, sind so pittoresk, daß sich der Pinsel eines Landschaftsmalers gern an ihnen übt. Doch sind dem Verfasser die Gemälde der Personen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez's ist vortrefflich und die Marat's wäre ein Meisterstück zu nennen, hätte der Verfasser diesen Schrecklichen nicht zu sehr in's Kleinliche ausgemalt, sondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer in's Große drapirt und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele als Werke der Convenienz und des Zufälligen verschmäht. Der Lieblingsheld des Verfassers ist Mirabeau, sich hierin als einen ächten Pariser

zeigend, der Schauspiele jeder Art leidenschaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter, als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; Jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen; wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.

Es versteht sich von selbst, daß dem Verfasser die deutsche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen ist und daß er dieser Mutter der französischen politischen Revolution nicht die mindeste Hochachtung bezeugt. Daher ließ er sich auch zu dem falschen Urtheile verleiten, das schon tausend Andere, die über die französische Revolution geschrieben oder in ihr

gehandelt haben, früher ausgesprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre Dieses und Jenes geschehen, so wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er sich vor seiner Hochzeit in das Wasser gestürzt hätte. Doch führt den Verfasser sein guter Instinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So sagt er dort, wo von dem mißlungenen Bestreben einiger Mitglieder der Nationalversammlung, die englische Constitution einzuführen, die Rede ist: „Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts, qui divisent les états modernes, la démocratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats." So ist es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm ist nur, daß man jetzt nicht blos im, sondern auch noch nach

dem Kampfe um den Sieg streitet; daß nämlich Jeder behauptet, er habe gesiegt. — Die Ausschweifungen der Revolution nicht zu entschuldigen, sondern zu erklären, sagt der Verfasser: „le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se soulève."

Nur die Familiengeschichten der Fürsten haben Geheimnisse, die Geschichten der Völker haben keine. Wer also in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufschlüsse sucht und keine findet, der hat nur sich anzuklagen, nicht den Verfasser des Buches. Doch sind darum neue Werke über die französische Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen sie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, so werfen sie doch altes Licht auf neues Dunkel und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les diners du Baron d'Holbach. Par Mme. la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot sagt: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß seine Feder in den Regenbogen tauchen und den Farbenstaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien streuen." Diese Vorschrift ist ungemein artig erdacht und sehr zierlich ausgedrückt; es ist aber nicht immer leicht, sie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfasserin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib ist und auf die Menschen ihrer Abneigung einhaut wie ein Husar; ihr, die eine Gräfin ist und so marktschreierisch schimpft, daß sie das eitelste Häringsweib mit Beschämung anhören würde; ihr, die eine gute Christin sein will und alle Blitze des Him-

mels auf die Widersacher ihrer Gesinnung herabflucht und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um die Höllenstrafen der Philosophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren steht und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sündern dieser Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogensaft bis zum Rande voll, und meine Sandbüchse ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der socialen Alterthümer unterscheiden sich darin vortheilhaft von den Freunden der artistischen, daß die letztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das ist aber auch die einzige gute Eigenschaft, die sie haben. Im Uebrigen sind sie gottlose Menschen und so arge Heiden, als es je welche gab. Die Griechen und Römer schrieben die Meeresstürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Pest den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menschen den Parzen. Auf gleiche Weise personifiziren die Geistlichen, die Frömmler, die Aristokraten, die Minister, alle wohlthätigen und verderblichen Erscheinungen der Geschichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmlischen und keine irdischen

Kräfte. Sie fragen nicht **was**, sie fragen **wer** hat unsere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Christenthum in Verfall gebracht, Rousseau hat die Pest der Freiheitssucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum gestürzt, und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidnischen Natur ist auch Frau von Genlis, und sie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß sie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechselt hat. In ihrer Jugend war sie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; später war sie den Republikanern zugethan; dann lag sie vor Napoleon im Staube, und jetzt betet sie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen steht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reserve-Liebhaber — aber fluchen sollte sie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht gibt, ist schon eine Unbescheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht gibt, zeigt sich sehr anmaßend, eine Frau aber, die selbst im Streite der Männer mitkämpft, ist eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeist aufbewahre und in einem Schranke wohl verschlossen halte. Ich will Weiber lieber Taback rauchen sehen, als politisiren hören. Es ist nicht blos lächerlich, wenn sie sich in die Politik

mischen, es ist mehr als das, es ist fürchterlich, es ist trostlos. Nichts ist beständig in dieser irdischen Zeit, nichts ist dauerhaft auf der Wohnstätte der Menschen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfassungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geschichte, die Himmelsstriche, Kriege und Naturereignisse — alle Winde vereinigen sich, die Wellen der Menschheit in rastloser Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt ist, und mit den Religionen die Wege sich ändern, die zum Himmel führen, ist selbst die Ewigkeit der Zeit unterthan und auch Gott dem Wechsel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieses Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Mensch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins ist, was dauert im Wechsel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie ist die Wurzel der Menschheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht versengt, der den Stamm zerspaltet — und dieser Liebe Wort und Offenbarung ist das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus haben ihre Kinder gemordet; wanken solche Felsen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieses Mutterherz ist stets das nämliche, zu

allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel gewesen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Britin und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutsche Hausfrau und die kokette Französin im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — sie lieben auf gleiche Weise ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich so geistig, das Fortpflanzende, das Beständige, Erhaltende, sie bilden die Pairskammer der Menschheit. Weiblichkeit ist die Achse der Erde und die Milchstraße am Himmel. Es ist die Bestimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die sich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu versöhnen, und wo sie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freistätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieser Bestimmung sind die Frauen auch stets treu geblieben, denn die Natur weiß sich immer Gehorsam zu verschaffen. Gibt es aber selten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, statt ihn zu löschen, so wollen wir es hassen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verspotten, wenn es, wie Frau von Genlis, sich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutschen Baron Holbach war, wie bekannt, einer

der Versammlungsörter für die philosophischen Schriftsteller, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philosophen den Ruhm angedichtet, die französische Revolution herbeigeführt zu haben. Es ist als sagte man: der Sonntag sei die Ursache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld, sich mit ihr zu verständigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menschen erscheinen, werden sie zuerst an den hervorragenden Geistern sichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man ist den Philosophen nur noch Dank schuldig, denn an ihnen ist das Licht allmälig in das Thal hinab geglcitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne sie wären die Kämpfe unserer Zeit noch blutiger geworden als sie waren. Deutschland hat seinen innern Frieden seinen Philosophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther steigen wir und härten uns gegen französischen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben seit dreißig Jahren viele unschuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Uni=

versitäten haben in Deutschland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltsam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philosophen die Thürsteher der Wahrheit sind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt sie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt sie, habe sie die Philosophen bekämpft, und sie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich sei sie sehr krank und dem Grabe nahe gewesen, und in den schleichenden Tagen einer mühsamen Wiedergenesung habe sie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man sieht dem Buche die Krankheit der Verfasserin, aber nicht ihre Genesung an. Sie geht sehr unverständig und sehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeußerungen, Schriften und Briefen der sogenannten Encyclopädisten reißt sie unzusammenhängende Stellen, bringt sie in Gesprächform und legt diese Gespräche der Tischgesellschaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf und halten so gottlose, abgeschmackte Reden, wie man sie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Diese Herren kommen zusammen und überlegen ganz ernsthaft und gelassen, wie sie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle

Treue zerstören, wie sie Gott absetzen wollen, und gehen dabei so trocken und diplomatisch zu Werke, als sei der himmlische Vater ein König Stanislaus und sein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmischereien genannter Philosophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gast in die höllische Tischgesellschaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuschheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer ist dieser himmlische Mensch? Es ist ein Marquis! Dagegen ließe sich nichts sagen, die Tugend ist keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft sein; — aber nein: Frau von Genlis, indem sie die höllischen Geister alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weise mit ihrem himmlischen Marquis. Es ist kein namhafter historischer Marquis, den sie reden läßt, es ist ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es ist die reine Marquis-Natur, die sie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache Einer nicht, der das Jahrhundert der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieser herrliche Marquis seine Philosophen immer schlägt, das war leicht zu machen. Es ist wie in den Schachbüchern, worin Spielmuster aufgestellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder

vielmehr zur Partie, welche verlieren soll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Gesprächs-Spielen der Frau von Genlis der König der Schwarzen — Voltaire, grausam verfolgt und endlich eingeschlossen wird, versteht sich von selbst. Dieser Mann ist der geistige Vater Napoleons, er war der Majorats-Stifter und Napoleon der Majorats-Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat sein Erbe verschwendet zum Schaden seiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouqué hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menschheit. Fouqué ist ein verdienstvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und seitdem habe das runde Universum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouqué hat den Voltaire keinen Dummkopf gescholten, wie Frau von Genlis thut. Sie nennt ihn einfältig, abgeschmackt, unwissend. Sie sagt, seine Schriften wären ohne Werth, kaum zu lesen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftstellern gestohlen. Um dieses zu beweisen, führt sie Verse an, die er dem Apostel Paulus abgeschrieben. . . Der Himmel in seinem Zorne läßt nicht mehr, wie ehemals auf Sodom und Go-

morah, brennenden Schwefel herabregnen — er schickt uns kritische Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf solche Weise die Abgänge der Holbach'schen Mahlzeiten chemisch untersucht und, in der Absicht zu verläumden, aus den gesündesten geistigen Flüssigkeiten einen fressenden Branntwein destillirt hat, führt sie des Gegensatzes wegen mehrere Standespersonen zusammen und läßt sie ein gottesfürchtiges Essen halten. In dieser Gesellschaft befinden sich: der Marschall von Richelieu, der Marschall von Biron, der Chevalier de Boufflers und andere Männer und Frauen, die, wie aus den französischen Memoiren hinlänglich bekannt ist, Muster der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, sowohl von irdischen als überirdischen Dingen. Sie decken die Laster der gemeinen Bürgersleute auf, und entschleiern die verschämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer sagt: „man muß es dem Adel zum Lobe nachsagen, daß in diesem Stande Impertinenz sich seltner findet, als in den untern Ständen." Wohl gesprochen! sagen die Andern. . . Eine Herzogin sagt: „Die schon sehr sichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken versetzt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politischen Einsichten ist dies ein sehr böses

Zeichen. . . ." „Der Chevalier: Was sagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die sich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet ist, wie ihre übrigen Bedienten und der bei ihr die Besuche meldet? Madame du Deffant: Eine Oper-Tänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es ist Mademoiselle Dervieux. Die Frau Marschall: Ganz gewiß, das sind sehr schlimme Vorbedeutungen. . . ." Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: „Karl der IX., aufgereizt durch die Grausamkeit und Gotteslästerlichkeit der Calvinisten, war so schwach, das Gemetzel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grausam! . . . Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrschen, Ludwig der IX., hat einen verabscheuten Namen hinterlassen. Er hatte nichts Französisches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks so nennen kann; er suchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräsentation zu verschmähen und den Adel zu verachten; er kehrte oft ohne alles Gefolge in den Häusern gemeiner Handwerker ein und unterhielt sich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja sogar Krämer an seiner Tafel essen." („Ludwig IX. war ein

liberaler König nach der heutigen Bedeutung des Wortes" — setzt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgesandten der Fürsten, auch wenn sie beleidigende Botschaft bringen. Mit den Abgesandten Gottes wird nicht so gütig verfahren. Schickt der Himmel in seiner Liebe oder in seinem Zorne einen Christus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon, so wird er von Denen gemißhandelt, welchen er gesendet ist. Frau von Genlis gibt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewisser Menschen unserer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion ist ihr nur eine himmlische Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorsam hält. Sie findet die hebräische Sprache die schönste unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigste aller Völker auf der Erde — wahrscheinlich weil eilf Zwölftheile des Volkes so dumm gewesen, für die privilegirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unserer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundschaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: „adieu mon amie, je t'embrasse." Sonst sei dieses anders gewesen. Der Sohn der Frau von Sevigné habe von der Armee, wo er sich sehr brillant gezeigt, seiner Mutter

geschrieben: „quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue.“ Diese nobeln Gesinnungen, so delikat ausgedrückt, seien höchst rührend. Wir Andern, denke ich, finden diese Scala der Pietät, die von den Füßen über die Hände bis zu den Wangen steigt, höchst mißtönend und abgeschmackt.

Das ist die Weise der Frau von Genlis! Daß sie geirrt, mag ihr verziehen sein, ein Weib braucht nichts zu verstehen von solchen Dingen — ihre Häuslichkeit ist ihre Weltgeschichte. Diese überschritten zu haben, darin allein ist ihr Vergehen, und um sich die Unerschrockenheit zu erklären, mit welcher sie gleich einem alten Feuerwerker das grobe Geschütz der Polemik bedient, muß man sich erinnern, daß sie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariser Arsenal gehabt.

XXXVII.

Truthähnchen.

Ein satyrisch-komischer Roman

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Merseburg, 1820. Mit einem schönen Titelkupfer und einer sauber illuminirten Vignette.

Als am 11. Oktober 1492 Colombo, still begeistert, und seine Fahrtgenossen mit Jauchzen das Land der neuen Welt erblickten, da dachte wohl Keiner in seiner Freude daran, daß in dem nämlichen Augenblicke das literarische Schicksal die Geburt eines schlechten Buches in den Büchertaufkatalog für 1820 eingetragen habe. Der Truthahn nämlich kam aus Amerika nach Europa, und ohne diese Vögelwanderung wäre besagter satyrisch-komischer Roman nicht geschrieben worden. Das heißt nun freilich zu einer Kritik etwas weit ausholen, aber wenn ein Recensent

nicht theologisch gesinnt ist und steif und fest an eine beste Welt glaubt, so lernt er an Gott verzweifeln ob der unzähligen Uebelthaten, die ohne Ahndung und anscheinend ohne Nutzen sich im Reiche der Wissenschaft begeben. Wer dieses Büchelchen kennt, wird es unverzeihlich oder unbegreiflich finden, daß ich der Mühe werth geachtet, davon zu sprechen. Doch wollte ich einen Beweis, wie hinfällig oder kindisch unsere schöne Literatur ist, der sich mir ungesucht in die Hände lieferte, nicht ungebraucht von mir weisen. Also nicht einmal Geist haben wir? was haben wir denn? etwa Charakter? Also nicht einmal Witz haben wir? was haben wir denn? etwa Verstand? Keine Literatur haben wir; nicht wahr, die Staatsgeschäfte rauben uns die Zeit! Und daß wir keinen einzigen satyrischen Bildhauer zählen, der erträglich wäre, da doch die herrlichsten Kunstschätze in hundert Palästen der Großen gar vortreffliche Studien darbieten und der schönste Marmor auf allen Wegen liegt, das beweist doch gewiß, wie unvermögend und armselig wir sind. Als die Sonne der römischen Freiheit unterging, da wenigstens schmückten Horaz und Virgil, Properz, Ovid und Andere den Himmel mit goldblumigem Abendrothe, und leise, freundlich und schonend ward die düstere Nacht herbeigeführt.

Herr Hartwig von Hundt-Radowsky nennt seinen Roman satyrisch-komisch; er ist aber in der That komisch-satyrisch. Die „sauber illuminirte Vignette“ stellt einen Truthahn vor, der mit geschwollenem Kamme erbost sein Kuller Kuller Kuller schreit. Er führt die Unterschrift: Der starke Geist. Das sollte nun das Bildniß von dem Widersacher des Satyrikers sein, eigentlich aber stellt es den Maler selbst vor. Wir wollen sehen, was das für ein rother Lappen war, der den komisch-satyrischen Herrn Hartwig von Hundt-Radowsky so sehr in Zorn gejagt.

Er war Mitarbeiter am Freimüthigen, entzweite sich mit dem Herausgeber desselben und wurde dann öffentlich aus der Liste der Mitarbeiter gestrichen, „worüber Jener (Herr v. Hundt) freilich sich ganz grimmig anstellte, und sogar klagte, im Herzen aber sich gar sehr freute, weil ihm, bei Lichte besehen, die größte Ehre widerfahren war. Uebrigens mußte der Herr Freimüthige ihn nochmals förmlich bei seinen Lesern introduciren, und vor dem ganzen deutschen Publikum, ein: Pater peccavi anstimmen, wofür Hundt-Radowsky den Reuevollen wiederum öffentlich mit einem Truthahn traktirt hat.“ Die Leser werden nach der Ursache des Streichens fragen — ich selbst als Journalist frage so etwas

nie mehr, ich bin abgehärtet dagegen; — da ist sie. Der Herausgeber des Freimüthigen hatte es in seiner Art, manchen seiner Mitarbeiter unter zwanzig verschiedenen Namen auftreten zu lassen. So lieferte ein gewisser Herr Friedrichsen, unter dem Namen Wilhelm, Solly, Reiffendrich, Wattmann, Raloft ꝛc. seine Beiträge. Das nennt man in der Handwerkssprache der Journalisten: Ableger machen. „Das Publikum bildet sich dann ein, daß eine ganze Hetze großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um so begieriger wird es darauf." . . . „Blos ein gewisser Hartwig von Hundt-Radowsky war so albern, keine Ableger aus sich machen lassen zu wollen" — und daher das Ausstreichen, und daher Truthähnchen. Truthähnchen ist nichts Anderes als der Dr. August Kuhn, Herausgeber des Freimüthigen. Gegen diesen und den Buchhändler Schlesinger, Verleger des Blattes, ist die Satyre gerichtet. Beide sind Juden, und wie hungrig und emsig daher auf diesem Stoppelfelde des deutschen Witzes gelesen wird, das kann sich Jeder vorstellen, der die Armuth des Verfassers kennt. Den Herrn Schlesinger redet er an: „herrlicher vortrefflicher Aaron, Marcus Schleswicher, du Zwiebel in Israel, du Knoblauch im Stamme Juda, du einäugiger, weichselzöpfiger Stolz der Hebräer!" Auf diese Weise wird das Buch, das an-

fänglich leidlich unsauber ist, zuletzt ein wahrer Schweinestall.

Am 25. des ungesunden Monats, in dem schon so manches hoffnungsvolle Leben zu Grabe gebracht wurde, am 25. des Septembers nämlich, starb Truthähnchens Papa an Schlägen, die er von der turnlustigen Dorfjugend zu Kuckuksau erhielt. Damit beginnt der Roman, Truthähnchens Wanderung, und der Ueberdruß des Lesers. Nachdem auf einigen Seiten nicht ganz ohne Witz über das Turnwesen — über, nicht gegen, sondern gegen das Gegen — gesprochen und gespottet worden, nehmen die Albernheiten und schmutzigen Geschichten ihren Anfang, und dauern durch das ganze Buch, welches mit den Worten schließt:

O du lieber Augustin
Alles ist hin.

Alles wohl nicht, obzwar Herr v. Hundt-Radowsky für uns hin ist; denn wie man in der Zeitung gelesen, hat er sich nach Straßburg zurückgezogen. Möge das feine Frankreich auf seinen Geschmack, und das vorurtheilsfreie auf seine Gesinnung nicht ohne Einfluß bleiben.

XXXVIII.

Satyrisch-humoristische Gedichte.

Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereignisse.

Von

Heinrich Döring.

Leipzig 1820. In Ernst Kleins literar. Comptoir.

Das kleine literarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt. Vom Humor haben diese Gedichte nichts als die Wässrigkeit. Wie sie getrunken sein wollen, sagt die Vorrede. „Eben derselbe Charakter, der sich neuerlich in den Werken der Kunst, und namentlich der Poesie, ausspricht — man mag an die schuld- und verhängnißvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonette denken — eben dieser Charakter tritt auch im öffentlichen wie

im Privatleben auf's deutlichste hervor. Es ist eine gewisse phantastische Schwärmerei, ein falsches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall sich muthwillig über die gegebenen Regeln der Kunst hinwegsetzt, in dem andern, in Gedanken versteht sich, Staaten umstürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Wiederreden, Schreiben und Beweisen: wer denn so eigentlich ein Deutscher sei oder nicht, das sich sehr verständig mit der Nothwendigkeit einer deutschen Tracht anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?" Das wäre also der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten sind. „Sie schildern den Conflict eines unbefangenen Gemüths mit den Erscheinungen einer auf vielfache Weise bewegten Zeit." Daß des Verfassers Gemüth nicht befangen ist, kann ihm geglaubt werden, er besitzt keines. Er fuchsschwänzelt auf seinem poetischen Harzkuchen aus Leibeskräften, nicht um das deutsche Volk zu elektrisiren, sondern um es seiner Elektrizität zu entladen. Er temporisirt, doch sieht er wenig auf eilf Zwölf-Theile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er — septembrisirt. Ich will den Lesern einige Stengel dieses satyrisch-humoristischen Unkrautes in die Hände geben, sie würden sich doch nicht darnach bücken.

Deutscher Freiheitsgesang.

Fort! hinweg mit diesem Alten!
Neu muß sich die Welt gestalten,
Throne müssen wanken, schüttern,
Fürsten wie die Lämmer zittern —
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend,
Deutschlands kühne Heldenjugend.

Musensöhne, nie bezwungen,
Eine Schaar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnasiasten,
Können nimmer ruh'n noch rasten,
Bis das Größte ist geschehen,
Was die Welt annoch gesehen.

Einen scharfen Dolch in Ehren
Kann uns Niemand wohl verwehren,
Um so mehr, da wir in Röcken
Sehr geschicklich ihn verstecken,
Nur im Nothfall dazu brauchen,
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum muthig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den — stoßt nieder!
Ihr bleibt rein und unbetheiligt,
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tausend Leichen,
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unser Vorbild! reiner
War im deutschen Volk wohl Keiner!

Strebt wie er — wollt ihr mit Kränzen
In der fernsten Nachwelt glänzen —
Nach Gemeinsinn und — Gemeinheit,
Und erkämpfet Deutschlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: Apologie der deutschen Jugend, kömmt Folgendes vor:

— — — Doch welch ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es schallt vom Ufersrand der
Spree!
Ihr edle Turner seid's! was ist geschehen, redet! —
„O fragt uns nicht! ihr seht's, der Turnplatz steht verödet,
Wo sonst das Leben ach! so frisch und fröhlich war!" —
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schaar. —
Welch neuer Unglücksschlag! Nein, das muß Steine rühren,
Den theuren Meister gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug gepries'ner Mann,
Wer hat so viel, wie du, für's Vaterland gethan!
„Gethan? ich bitt' euch, was?" — So fragt ein Ein-
faltspinsel!
Der Korse säß' fürwahr, anstatt auf seiner Insel,
Noch jetzt auf Frankreichs Thron — doch mächtig fachte
Jahn
Den letzten Funken fast erlosch'ner Deutschheit an!
Wer das nicht fühlen will, — doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter sprechen.

Es ist schändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes so zu spotten — unglücklich, wenn er schuldlos, unglücklicher, wenn er schuldig ist. Das hätte

Hr. Döring dem freien Jahn nicht gesagt; aber es ist die Art feiger Nachzügler, daß sie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner befleckt der Dichter mit seiner satyrisch-humoristischen Feder die Frauen-Vereine und Mehreres. Man sieht es seinem Eifer an, daß er ein Recrut ist. Er droht mit einem stärkeren Bändchen humoristischer Gedichte. Er sollte sie in Friedrich Schlegel's Concordia einrücken lassen; man würde ihn gewiß damit nicht abweisen, auch wenn er Protestant wäre.

XXXIX.

Die Staats-National-Bildung.

Versuch über die Gesetze zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Volks. Nach den Grundsätzen der National=Oekonomie

von

Julius Graf von Soden.

Aarau, 1821. Sauerländer. VI und 244 S. in 8.

Wenn ein Buch in Paragraphen geschrieben ist und seine Sätze in Schlacht=Ordnung anrücken, dann mag dieses oft als Zeichen gelten, daß der Verfasser mehr von der kriegerischen Unterordnung, als von der männiglichen Einsicht und Tapferkeit seiner Gedanken den Sieg erwartete. Auch schwache Gründe können, in Reihe und Glied gestellt, langen und guten Widerstand leisten. Ich sage, dieses kann *oft* ein Zeichen sein, aber nicht *immer*; wie es

auch bei dem vortrefflichen Werke, das hier besprochen werden soll, keines ist. Wenn selbstkräftige, erfinderische Meinungen das freie Plänkeln lieben und unwillig ein geschlossenes logisches Regiment bilden, so bringt ihnen das zwar Ruhm, aber auch Gefahr; einzeln wie sie sind, können sie von einer Zahl-Uebermacht umzingelt, oder selbst von schwachen Feinden umgangen und rücklings niedergeschlagen werden. Darum hat die Schrift des Grafen von Soden einen Vorzug mehr, weil sie edle, kampflustige Grundsätze in eine Ordnung brachte, wie die Regeln der Denkkunst sie vorschreiben. Bei der Form eines Lehrbuches für Anfänger, ist sie unterrichtend für weit vorgeschrittene Denker. Sie lehnt sich sieben früheren Bänden des Verfassers: über die National-Oekonomie, als deren Fortsetzung an. Die Widersacher können nicht sagen: das sind Schwärmereien, das sind Träume, das sind die kranken Gelüste der Neuerungssucht! nein — was der Verfasser behauptet, beweist er, und was er beweist, das war schon bewiesen in einem früheren Satze, und so immer höher hinauf. Seine Grundsätze haben keinen erworbenen, sie haben einen Geschlechts-Adel, und können der Ahnen-Probe genug thun. Alle seine Reden, seine Wünsche, seine Besorgnisse, sind die eines Menschenfreundes, nicht eines bequemen Freundes des,

sondern eines arbeitsamen Freundes der Menschen. In den Lehren des Verfassers spricht nicht blos ein wissenschaftlicher Trieb, der nichts fordert, als daß man ihm nachrede, sondern ein frommer Trieb des Herzens, welcher verlangt, daß man ihm nachthue. Er ist der Freiheit aus ganzer Seele zugethan und vertheidigt sie, wie mit fester Besonnenheit, so mit liebenswürdiger Begeisterung. Nicht zu viel kann das Buch gelobt werden, denn es ist ein Markt des Ueberflusses, wo Jeder, reich oder arm, finden kann, was der Hausbedarf und was die Prachtliebe wünscht.

Das Werk zerfällt in vier Bücher. In dem ersten Buche wird das Recht und die Pflicht der Regierung, die Staats-National-Bildung zu leiten, dargethan, und die Volks-Erziehung in ihre Bestandtheile gesondert. Das zweite Buch handelt von der körperlichen, das dritte von der sittlichen, und das vierte von der intellektuellen Bildung. Der Verfasser geht in der Einleitung von einem Standpunkte aus, den wohl nicht Jeder gewählt hätte, nicht weil er falsch wäre und irre führte, sondern weil er steil und gefährlich ist und nur über Felsen und Tiefen in das Thal hinableitet, wo der gebahnte Weg beginnt. Der Grundsatz des Britten Goodwin: „die einzige richtige Tendenz der Regierung

sei und müsse sein: Sich entbehrlich zu machen" wird angenommen und den Lesern dargereicht. Es wird gesagt: der Mensch, dessen sittliche Gefühle und intellektuelle Kräfte vollständig ausgebildet sind, bedarf kaum mehr einer Regierung. Kaum mehr — also doch etwas, nur vielleicht keiner strengen. Man kann also nur behaupten, eine gewisse Regierungs-Form müsse suchen, sich entbehrlich zu machen, aber nicht die Regierung im Allgemeinen, denn sie ist: wirkend — das Band, welches die Glieder des Staats zu einem Körper vereinigt, und leidend — das Gemein-Gefühl, das Gefühl der Einheit dieses Körpers. Auch wenn alle Bürger im höchsten Grade sittlich und geistig ausgebildet wären, würde doch eine Regierung nicht entbehrlich werden, denn in der bürgerlichen Gesellschaft kann es kein unbeschränktes Recht selbst auf Tugend geben, und die Freiheit im Gebrauche der Geisteskräfte wird nicht weniger, als die im Gebrauche der Körperkräfte, einer gesetzlichen Grenze bedürfen. Nimmt man aber an (und wer kann es abschlagen?) was der Verfasser ferner sagt: die Weiseren der Menschheit, die auf der höchsten Stufe der Bildung stehenden Individuen, wären die von der Natur gekrönten Herrscher der Uebrigen, dann braucht eine Regierung, die auf einer andern

Aristokratie als der des Geistes ruht, nicht erst entbehrlich zu *werden*, sie war es immer gewesen.

Von jener alten, schönen Zeit, „wo der Staat nicht einzig *aus* Bürgern, sondern auch *in* jedem Bürger bestand; wo das Ganze im Einzelnen, und das Einzelne im *Ganzen* lebte; wo also die vollständige Erziehung und Bildung *öffentlich* war" — von jener Zeit sagt der Verfasser: sie sei verwelkt und werde nie wieder erblühen. Man kann diese Trostlosigkeit nicht theilen, aber um so mehr eine andere Klage: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger *schuldig* ist; nämlich dem Unterrichte in der *Verfassung* des Staats und den Gesetzen. „Indeß die Lehrer aller Religionen die *Jugend* in den abstraktesten religiösen Dogmen unterrichten, hat man nirgends an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältnisse des Bürgers in der Gesellschaft gedacht." (Hier, wie auch an andern Stellen, hätte man sich von dem Verfasser gern erklären lassen, wie fehlerhafte Staats-Einrichtungen nothwendig *zusammenhängen*; denn auch das Schlechte hat seine Regeln.) Mit Recht wird die Heiligkeit des *Stiftungs-Vermögens*, das für Schulen und öffentliche Erziehung bestimmt ist, in Schutz genommen und der Grundsatz verworfen,

daß Stiftungs-Vermögen Staats-Vermögen sei. Wenn aber der Verfasser seinen Tadel auch auf die Einziehung der geistlichen Güter ausdehnt, so kann man ihm nur in so fern beistimmen, als diese Güter großen Theiles „zu den Planen der Ehrsucht und Eitelkeit“ verwendet wurden, denn im Uebrigen kömmt es keiner geistlichen Körperschaft zu, ein selbstständiges, vom Staate unabhängiges Vermögen zu haben. Es ist nicht nöthig, hier an die Erfahrunrungen des Mißbrauches zu erinnern, der damit zu allen Zeiten geschah, denn der Verfasser verlangt, daß die Regierung, um solchen Mißbräuchen vorzubeugen, eine Art Ober-Aufsicht führe. Aber die Religion kann erst dann ein Gegenstand der Geld-Wirthschaft sein, wo sie als Gottesdienst anfängt, äußerlich zu werden; doch wo sie anfängt, äußerlich zu werden, da gehört sie in das Gebiet der weltlichen Herrschaft. Die Einziehung der geistlichen Güter in Spanien kann daher noch besser, als damit entschuldigt werden: daß dort die Freiheit zu jung ist, um ohne Leidenschaft zu sein.

Im Anfange des zweiten Buches, welches von der körperlichen Bildung handelt, wirft der Verfasser einen wehmüthigen Blick auf die Vorzeit und auf die Grundsätze zurück, welche die alten Völker in diesen Dingen befolgt haben. Doch ist

die Erinnerung, die ich oben gegeben, zu wichtig, als daß ich sie nicht wiederholen sollte. Die fehlerhaften Einrichtungen eines Staates stehen alle in einer nothwendigen Verbindung, und ein gegebner Staat kann ohne gewisse Gebrechen gar nicht fortdauern. So kann ich mir eine vollkommene körperliche Ausbildung der Bürger, mit Monarchieen, in der Art, wie sie jetzt bestehen, durchaus nicht vereinigt denken. Die Waffenlosigkeit der Bürger ist dort die Verfassung schützendes Gesetz, aber nicht das Eisen ist die Waffe, sondern der geübte Mannes-Arm, der das Eisen zu führen und zu entbehren gelernt hat. Man hat uns schlau und mit Erfolg weiß gemacht, körperliche Ausbildung schade der geistigen; und da freilich der Geist der schönere und bessere Theil des Menschen ist, haben wir eine Wahl getroffen, und unsere leibliche Erziehung vernachlässigt. So ist es dahin gekommen, daß körperliche Stärke und Gewandtheit eine Kunst geworden ist, die nur Wenige üben, und daß wir neugierig hingehen, einen starken Mann, einen guten Springer oder Fechter zu sehen, als wären sie nicht auch Menschen wie wir, sondern Thiere aus einer fremden Zone. Daher jene Gemüths-Schwäche, die aus Männern Kreisel macht, die sich drehen, sobald eine kindische Polizei sie peitscht; Binsen macht, die sich

neigen vor dem Lüftchen eines Mundes, und Hasen, die nur in ihren Beinen Schutz gegen Hunde finden. Daher der Mangel jener Muskelkraft des Geistes, ohne welche der Geist ist, was ein Maler ohne Hand, was ein Pinsel ohne Farbe. Daher die Zerstörung der Brücke, die von dem Körper zu dem Geiste führt, und daher der abergläubische Magnetismus, und die Mystik, diese alberne Buhlerei, wo Seele und Leib, an getrennten Ufern stehend, sich verliebte Kußhändchen zuwerfen und gar sehr jammern, daß sie beide nicht schwimmen können. Die Turn-Kunst ist an der Schulfuchserei ihrer Lehrer gescheitert, denn es ist der noch ungetilgte Fluch der Deutschen, daß sie, wagen sie sich ja einmal hinaus in ein freies Feld des Lebens, sie das Feld sogleich mit einer Mauer umgeben und es zum Schul-Garten bestimmen, wenn sie nicht gar ein Dach darauf setzen und es zum Schul-Gebäude machen. „Auch ist jener Soldatismus (sagt Graf von Soden), den man mit der Turnanstalt verknüpft hat, nachtheilig, wenn er nicht unter einer weisen Leitung steht.“ Sehr wahr! Sie haben die Vaterlandsliebe zünftig machen wollen! Vortrefflich ist, was der Verfasser über die Nothwendigkeit eines Institutes zur Bildung der Kinderwärterinnen und über deren Einfluß in der moralischen und physischen Bildung

der Kinder sagt. Ich bitte das Morgenblatt, die Abend-Zeitung, die elegante Zeitung, den Freimüthigen, den Gesellschafter, und wie sonst die literarischen Zuckerbäcker alle heißen mögen, das erwähnte Kapitel über Kinderwärterinnen ihren Leserinnen mitzutheilen, statt daß sie dieselben belehren, wie am 1. October Herr Hans in Prag, wie am 2. October Herr Kunz in Dresden den Hamlet gespielt, und wie am 3. October Frau Ursula in Braunschweig die Königin der Nacht gesungen hat.

Das dritte Buch, welches von der sittlichen Bildung handelt, beginnt der Verfasser mit Betrachtungen über den Einfluß, welchen die Gesetze auf die Sitten üben, und über die unglücklichen Folgen des Mangels bestimmter Gesetze. Die erste Folge ist, „daß die Richter ihre wahre Wesenheit verloren, nämlich aufgehört haben, Aussprecher der Anpassung des Gesetzes auf den einzelnen Fall zu sein, also willkürliche Dispensatoren des bürgerlichen Eigenthums geworden sind.“ Die zweite unglückliche Folge ist, daß der allergrößte Theil der Staatsbürger, mit den Rechten unbekannt, sich in die Arme der Advokaten werfen müsse. „Unverkennbar herrscht also in Absicht des Eigenthums und dessen Sicherheit, also in Absicht des ersten, ja Hauptzwecks der bürgerlichen Gesellschaft, auch bei

dem größeren Theile der gebildeten Völkerschaften zur Zeit reine Despotie. Die Richter und Advokaten sind die eigentlichen Gewaltigen des National-Eigenthums, und was aus dieser Gewalt gerettet wird, wird von der Finanz in Anspruch genommen.“ Es giebt nur ein Mittel, jene Uebel zu heilen, nämlich das Leben des Rechtes muß im Volke allgemein gemacht werden. Dazu sind zwei Wege. Erstens: die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Ausführlichkeit und Umständlichkeit der bürgerlichen Gesetzbücher, und zweitens: die Oeffentlichkeit der Justizpflege. Man hat das preußische Landrecht seiner Umständlichkeit wegen getadelt, aber gerade hierin besteht sein Vorzug. „Man hat nicht erwogen, daß diesem Gesetzbuche nur ein Urfehler anklebt, nämlich derjenige der Art seiner Verfassung. Von wissenschaftlich gebildeten Männern, von Gelehrten geprüft, hat Friedrich der Große nicht die Nation darüber zu Rathe gezogen, nicht die Volksstimme darüber gehört, und das ist es, was die Gesetzgebung unerläßlich bedarf.“ Nur durch die Oeffentlichkeit der Justiz kann dem sonst unvermeidlichen Despotismus der Richter und Advokaten Grenze gesetzt werden. Der Verfasser vertheidigt sie mit der Wärme eines Mannes, der an sich und Andern erfahren haben mag, wie Ungerechtigkeit

schmerze. Ueber die Heimlichkeit der peinlichen Proceßform wird bemerkt: die spanische Inquisition ist der Gegenstand des Abscheues aller Nationen (gewesen), und in dem bei weitem größern Theile des gebildeten Europa wird über Leben, Ehre, Freiheit und Vermögen des Staatsbürgers beinahe ganz nach den Formen dieser nämlichen Inquisition geurtheilt. Der Staatsbürger wird verhaftet, ohne daß sein Mitbürger davon oder von dem Grunde seiner Verhaftung Kenntniß erhalte. Er wird eines angeschuldigten Verbrechens wegen in Verhaft behalten, in Untersuchung genommen; seine Mitbürger erfahren nichts davon, als durch das Kamäleon des Gerüchts. . . . Es ist ein erstaunenswürdiger Beweis der Verirrung der menschlichen Vernunft, daß Regierende sich solch despotischer Gewalt über die Nationen bemächtigen konnten; es ist ein eben so erstaunenswürdiger Beweis der gemüthlichen Beschränktheit der Nationen, daß sie eine solche despotische Behandlung in Absicht der wichtigsten und theuersten Güter der Menschheit, des Lebens, der Ehre und der Freiheit, seit Jahrhunderten sich gefallen ließen."

Von dem verderblichen Einflusse der Leih-Bibliotheken auf die Sitten des Volkes, die des weiblichen Geschlechtes zumal, wie sie den Leichtsinn

ausbilden, wie alle Zucht und Häuslichkeit darüber zu Grunde geht, wie sie die Jünglinge entnerven und ausfasern, davon entwirft der Verfasser ein treues Bild in kräftigen Zügen. Er wundert sich und zürnt, daß man es geschehen lasse. Der Herr Verfasser war wohl zu ängstlich oder bescheiden, daran zu erinnern, daß jene Leih-Bibliotheken zur Leibwache der Gewalt gehören, daß sie die Jugend, indem sie ihr das Mark aus den Knochen saugen, zum Widerstande gegen feindliches Wollen, woher es auch komme, unfähig machen. Wenn der Verfasser verlangt, die Polizei solle den Unternehmern der Leih-Bibliotheken vorschreiben, welche Bücher sie halten müssen, und ihnen das Anschaffen der schädlichen Bücher verbieten, so hat er diesmal nur sein Herz zu Rathe gezogen. Keine Zwingherrschaft im Reiche des Geistes! Auch sollen wir die Gefälligkeit unserer lieben Freundin Polizei nicht mißbrauchen. Schon gar zu viele Sorgen hat sie freiwillig für uns übernommen, sie muß auch Zeit zum Schlafen haben. Es giebt noch andere Mittel, das schändliche Gewerbe der Romanenmischer zu Grunde zu richten. Man mache ihre Werke lächerlich, wenn sie nur abgeschmackt, man züchtige sie, wenn sie zugleich verführerisch und sittenverderblich sind. Einsichtsvolle und wohlwollende Männer mö-

gen in jedem Orte, wo es Leihbibliotheken giebt, eine Gesellschaft bilden, die das mühsame aber edle Geschäft übernehme, sich mit allen in den Catalogen der Leih-Bibliothekare enthaltenen Büchern nach und nach bekannt zu machen und die guten öffentlich zu empfehlen, die schlechten aber zu widerrathen. Wenn jene Männer von Zeit zu Zeit in den Nachrichtsblättern ihrer Wohnorte ein Verzeichniß der sitten- oder geistverderblichen Bücher mit Bezeichnung der Nummer, die sie in den Catalogen der Leih-Bibliothekare einnehmen, abdrucken ließen und etwa dabei bemerkten: „kein sittsames Mädchen kann eines der genannten Bücher ohne zu erröthen auch nur in die Hände nehmen;“ oder: „kein verständiger Jüngling, und der einst ein Mann werden will, nicht blos dem Alter nach, wird seine gesunde Seele durch solche Lesereien verkrüppeln lassen;“ dann läßt sich erwarten, daß die Nachfrage nach schlechten Romanen sich vermindern wird. Aber ja kein Zwanggebot! Ohne Freiheit verliert selbst die Tugend ihren Werth. Daher war ich sehr überrascht, daß der würdige Verfasser, der für Freiheit und Recht überall mit so großer Herzenswärme spricht, von der Gesetzgebung „Kleider-Ordnungen zu Bezeichnung der Stände“ fordert. Es ist dieses um so überraschender, da er eine Zwangsbeschränkung des Luxus

überhaupt mit Recht verdammt. Er sagt, die Sitten können unmöglich bewahrt werden, „so lange es den untern Klassen frei steht, sich den höheren im Aeußerlichen gleich zu stellen.“ Aber, guter Gott, hat denn ein Stand, weil er seine besonderen Sitten hat, auch seine besondere Sittlichkeit; ist nicht diese eine gemeinschaftliche für alle Stände? dürfen die höhern Stände die Folgen ihrer Sittenverderbniß auf die niedern wälzen? Wenn sich die untern Klassen den höhern äußerlich gleichstellen, dann ist eine innere durch Entgegenkommen von oben bewirkte Gleichstellung vorhergegangen, und mit der Frucht des Uebels vertilgt man seine Wurzel nicht. Zu Kleiderordnungen ist daher weder Noth noch Recht, noch guter Grund vorhanden. Keine Noth — denn der Kleideraufwand der dienenden Klasse ist nicht Ursache, sondern Folge der Sittenverderbniß, und nicht die ihrer eignen, sondern die der allgemeinen. Kein Recht — denn unsere Diener sind nicht unsere Sklaven, und wenn sie mündig sind, muß ihnen verstattet bleiben, das Erworbene nach Neigung zu verwenden. Kein guter Grund — denn es ist besser, daß unser Dienstvolk die Zeichen seines übeln Lebenswandels oder seines Betrugs offen an sich trage, als versteckt, und wenn man ihnen die kostbaren Kleider verbietet, wird ihre Eitelkeit sich

auf eine mehr verborgene Weise, die den Gesetzen unerreichbar ist, befriedigen. Wozu noch weitere Einreden! Kann ich etwas Besseres sagen als: Wie der Herr, so der Diener?

Ueber Schauspiele und deren Einfluß auf die öffentliche Sitten macht der Verfasser vortreffliche, zum Theil neue Bemerkungen. Man lese sie und versuche es anderer Meinung zu sein. Er tadelt mit verzeihlicher Heftigkeit, daß die Regierungen die Bühne überall sich selbst überließen. „Sie gewöhnten sich sie als eine gesellschaftliche Unterhaltung zu betrachten, deren Geist sie dem Geschmacke hingeben könnten. Sie bewachten sie zwar ängstlich in politischer Hinsicht, damit nichts dem Geiste der Regierung Abholdes, die bürgerliche Freiheit oder Beschränkung der Willkür Betreffendes öffentlich dort verkündet werde; ... aber die sittliche, so wie die intellektuelle Tendenz blieb ihnen allergrößtentheils fremd. Mag nur der Grund darin liegen, daß die Machthaber bei der, als einer Erbkrankheit der Macht, steigenden Tendenz zur unbeschränkten Herrschaft und Allgewalt, den Völkern hierdurch Freiheit des Spielraums, den Trank der Vergessenheit ihrer Leiden reichen wollten, oder daß die Organe der Macht allmählig selbst vom Sittenverderbniß ergriffen wurden — der sittliche und in-

tellektuelle Zweck der Bühne blieb allergrößtentheils ohne Aufsicht; und dies nannte man dann — liberale Gesinnungen." Die Abnahme des Geschmackes für Trauerspiele, die man in neuern Zeiten bemerkt, schreibt der Verfasser der Sittenverderbniß zu, welche das Herz schlaff gemacht und die Empfänglichkeit für große Tugenden abgestumpft habe. „Bei dem weiblichen Theile des höhern Publikums hat diese Abneigung gegen die Tragödie ihren Grund in der verkehrten Erziehung und Bildung. . . . Ermattet wie sie sind, also unempfänglich für die Wohlthätigkeit eines durch moralische Veredlung lohnenden Schmerzes, wollen sie nur glückliche Liebende sehen, da ihr ganzes Leben nur ein Roman der Liebe ist." Auch den neuern tragischen Dichtern wird die Schuld jener Abneigung gegen Trauerspiele zugeschrieben. Sie haben den wahren Geist der Tragödie verlassen. Ihre Helden und Heldinnen sind oft nicht mit dem Schicksale ringende Menschen, sondern Schwächlinge, Opfer ungeregelter Leidenschaften, die als Opfer derselben muthlos untergehen, oder Verbrecher, die sich ihren verdienten Untergang bereiten. So haben die Dichter, ihres hohen und heiligen Berufes uneingedenk, indem sie der Verweichlichung der Menschheit fröhnten, zu ihrer Verschlechterung beigetragen. Statt Ehrfurcht

für Tugend und Seelengröße, haben sie Nachsicht für das Laster durch Theilnahme an verschuldetem Unglücke gepredigt, für eine Maria Stuart, die Gattenmörderin, für einen Hugo, den Ehebrecher und Meuchler seines Freundes, Interesse aufgeregt. — Den Harlekin wünscht der Verfasser mit Unrecht zurück; auf unseren Bühnen ist der Ernst abgeschmackt, wie unerträglich wäre erst der Spaß.

Alles, was über Religion und Gottesverehrung gesagt wird, zeigt eben so große Helle des Kopfes als Wärme des Herzens. Man nehme es darum mit Herz und Kopf dankbar auf, denn hierin am meisten bedarf die irrende Welt Zurechtweisung, da in Dingen der Religion, wo der Irrthum der Uebelwollenden aufhört, der Irrthum der Gutmeinenden beginnt, Wahnsinn aber auf beiden Seiten herrscht. „Wie weit mußte die menschliche Vernunft nicht verkrüppelt sein, um sich bis zu den Begriffen einer herrschenden Religion, einer herrschenden Kirche zu verirren! Wie war es möglich, mit den Ansprüchen der Vernunft die Idee zu vereinigen: daß die Empfindungen oder Ansichten eines Theils der Staatsbürger über die Art der Verehrung des höchsten, unsichtbaren Wesens, diesen berechtigten, die physische Uebermacht zu gebrauchen, um den andern Theil einzig um der Verschiedenheit der An=

sichten von der Art dieser Verehrung willen zu verfolgen, zu unterdrücken, oder mindestens Vorzüge vor ihm zu behaupten? Selbst das Wort Toleranz ist ein Vergehen gegen die menschliche Vernunft. Wie? indeß der Allvater jede Art seiner Verehrung ruhig annimmt, will ein Theil seiner Kinder sich's zum Verdienst rechnen, wenn er dem andern erlaubt, ihn nach seiner Weise zu verehren? ... Die Religionskriege haben unter allen das Ungeheure der entarteten menschlichen Natur in seiner größten Scheußlichkeit dargestellt." (Und um wie viel ist es jetzt etwa besser geworden? die Religionskriege dauern fort, nur schlachtet man die Gefangenen nicht mehr und bratet sie nicht zur Ehre Gottes auf einem Scheiterhaufen; man begnügt sich, sie verwundet zu haben, und macht sie zu Sklaven. Die verlorne Kunst des Alterthums beweint man, aber um die verlorne Weisheit der alten Welt, die von der Raserei des Religionshasses stets frei geblieben, um diese weint man nicht. Für Einen, den das Christenthum seit je getröstet, haben die Christen Tausende trostlos gemacht!) —

Die Bibelgesellschaften habe ich immer als einen Beweis mehr angesehen, daß die waltende Vorsehung, um ihre Zwecke zu erreichen, sich solcher Mittel bedient, die dem Menschen mit der Erfüllung

seiner Wünsche schmeicheln. Wie wäre sonst die Verblendung der protestantischen Eiferer zu erklären, die durch die Verbreitung der Bibel, durch dieses unfehlbare Mittel, die Demokratie im Religionsstaate herbeizuführen, eine allgemeine Monarchie des Glaubens zu erreichen hoffen? Auch der Verfasser bezweifelt, daß die Verbreitung der Bibel (der ganzen ohne Auswahl) geeignet wäre, das reine Christenthum, die wahre Sittlichkeit, zu befördern.

Die Juden. Der Verfasser hat, indem er, abweichend von der Form seines Buches, dieser Untersuchung eine eigene Ueberschrift gab, die Wichtigkeit bezeichnen wollen, welche die Welt und er selbst dem Gegenstande giebt. Aber es ist ein schlimmes Zeichen, wenn man eine Sache wichtig findet, die, weil sie einen unendlichen Werth hat, zu ihrer Preisbestimmung gar nicht gewogen zu werden brauchte. Es giebt Grundwahrheiten, die zum Wahnsinne führen, wenn man sie zum Gegenstande der Untersuchung macht; denn sie sind der Boden des Verstandes, und wenn dieser wankt, wankt auch alles Uebrige. Aber die Menschen sind unbedacht; sie wollen das Sehen sehen und reißen das Auge aus seiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. So lange die Juden ein Gegenstand des Hasses, des Abscheues, der Verfolgung waren, und wo sie es

noch sind, da möchten oder mögen die Besserdenkenden für jene Unglücklichen handeln, aber für sie zu sprechen wäre Thorheit; denn die Leidenschaft hat keine Regel und kann daher nicht irren, und die Empfindung verrechnet sich nicht, weil sie gar nicht rechnet. Wo man aber über die Juden ruhig und wissenschaftlich spricht, da ist es Zeit, dem Irrthume zu begegnen. Ich will es offen bekennen, daß, den Zorn abgesehen, den jede Ungerechtigkeit in meiner Brust erregt, sie mag treffen wen, sie mag verübt werden von wem sie wolle, alles das, was ich je gegen oder auch nur über die Juden gelesen habe, mich immer lachen gemacht hat. Die Herren überlegten, ob die Juden in das Staatsbürgerverhältniß paßten, und die Wohlwollenden meinten, sie wären tauglich dazu oder könnten es gemacht werden. Aber die Hauptsache vergessend, haben sie sich eine unnöthige Mühe gegeben. Das Staatsbürgerrecht braucht nicht erst erworben zu werden, man wird damit geboren, man ist schon Bürger in der Wiege. Wenn Keiner, der räumlich im Staate geboren wird, das Recht hat, an der bürgerlichen Gesellschaft nicht Theil zu nehmen, wie kann diese das Recht haben, einen in ihr Gebornen auszuschließen, als nur im Falle eines Verbrechens zur Strafe? Soll das Bürgerrecht ein Lohn der Tugend sein,

und darf es dem Verdienstlosen verweigert werden, dann müßte man auch die Christen in die Klassen der Guten und Schlechten eintheilen; denn wären die Juden auch noch lasterhafter, als man je behauptet, so sind doch ihre Laster menschlicher Natur, von welchen nothwendig auch viele Christen behaftet sein müssen. Ich glaube an Alles eher, als an die Bosheit der Menschen; ich glaube also nicht, daß sie die Quelle der Verfolgung sei, welche die deutschen Schriftsteller gegen die Juden üben. Es ist nichts, als ein garstiges Muttermaal, welches die Deutschen nicht abwaschen, nichts, als eine Schulfuchserei, die sie nicht los werden können. Man muß Geduld mit ihnen haben, es wird schon besser werden; freilich große Geduld. Denn es ist zu wetten, daß die Spanier, wenn sie nicht durch äußere Gewalt verhindert werden, ihre Freiheit vollkommen auszubilden, in Zeit von acht Jahren — ich sage acht Jahre und bewillige keinen Tag länger — selbst den Juden das Staatsbürgerrecht geben werden. Es wird sich dann 1828 drollig genug ausnehmen, wenn im Lande der Inquisition Juden Mitglieder der Cortes sind, während man im Lande Luther's noch angstvoll überlegt, ob wohl ein Jude Schneidermeister oder Advokat werden könne, ohne daß die Achse der Welt breche.

Auch der Verfasser geht in seinen Betrachtungen von einem Standpunkt aus, den ich nicht gewählt hätte, obzwar die übrigen Ansichten, die er aufstellt, höchst weise, und die Mittel, die er zur Vervollkommnung des bürgerlichen Zustandes der Juden anrathet, eben so zweckmäßig als menschenfreundlich sind. Er sagt: die ganze Gesetzgebung *christlicher* Staaten wäre offenbar auf die Lehren des *Christenthums* gegründet, man könne also die Glieder eines Volks, dessen Religions-Grundsätze jenen Lehren entgegenstehen, mit solchen Staaten nicht amalgamiren. Aber *erstens*, bekennt der Verfasser später selbst, daß die *wahren*, nicht erlogenen Grundsätze des Judenthums mit den *wahren*, nicht erlogenen Grundsätzen des Christenthums ganz zusammentreffen; und *zweitens*, ist die Ansicht von der Grundlage der Staaten, *worin die christliche Religion herrscht* (der Ausdruck: *christliche Staaten* setzt schon als bewiesen voraus, was erst bewiesen werden soll) nur bedingt wahr. Die europäischen Staaten, ausgenommen die Türkei, ruhen allerdings auf dem Christenthume, aber doch nur *factisch* und *zufällig*, nicht *rechtlich* und *nothwendig*. Sie ruhen auf dem Christenthume wie ein Haus auf seinem geometrisch eingeschränkten Grunde, wobei es aber auf die mineralische Be-

schaffenheit des Bodens nicht ankömmt; das Gebäude hätte auch an einer andern Stelle errichtet werden können. Von hier an weiter begleitet man den edlen Verfasser gern auf seinem ganzen Wege. Er sagt: „Jesus als Israelit geboren, von seiner Kindheit an den israelitischen Religionsgebräuchen unterworfen, und im spätern Alter sich ihnen freiwillig unterwerfend, starb als Israelit. Nirgend verwarf er die mosaischen Gesetze; er selbst verwies das Volk auf Moses und die Propheten. Nirgend kündete er sich als den Stifter einer neuen Religion an; und so wie wir unmittelbar von ihm durchaus nichts besitzen, so haben uns auch selbst seine Biographen, die Evangelisten, nichts aufbehalten, das eine Absicht verkündete, Stifter eines neuen Glaubens zu werden. ... Die Eitelkeit der Menschen, der Haß und die Verachtung gegen ein ausgeartetes und unterdrücktes Volk waren es, welche, des reinen Glanzes der göttlichen und ursprünglichen Christus-Lehre sich bemächtigend, aus ihr eine neue, und zwar, gerade jenes Hasses wegen, der mosaischen, also altjüdischen Religion entgegengesetzte Religionspartei — — geschaffen hat. ... Wenn also der Christ die mosaische Gesetzgebung, mit Ausschluß der lokalen und temporellen politischen Anordnungen, verehrt, so zeigt sich, daß beide Religionen, die christ-

liche und die jüdische, an sich zusammentreffen.... Zieht man von der Christus-Religion das Geheimnißvolle und Wunderbare ab, an dessen Unfehlbarkeit um deswillen doch andern Religionsverwandten zu zweifeln erlaubt sein mag, weil die christlichen Religionspartheien unter sich darüber nicht einig sind, so wird eine göttliche Religion übrig bleiben, gegen deren erhabene Lehrsätze sich auch jetzt noch die Vernunft des nur etwas aufgeklärten Juden unmöglich sträuben kann." Zu dieser alleinseligmachenden, göttlichen, oder wie der Verfasser sie nennt, altmosaischen Religion, solle man die Juden zurücknöthigen, nicht durch die Gewalt der Strafe, sondern die des Lohns. Keinem werde verwehrt, den Talmudischen Vorschriften ferner anzuhängen, diejenigen Juden aber, welche den Menschen-Satzungen entsagten, die in der jüdischen, wie in jeder andern Religion albern sind, wo sie nicht ruchlos sind, solle man zu Staatsbürgern machen, sie den Christen völlig gleich achten, und dann auch die Ehen zwischen beiden sich so verschwisterten Religionspartheien nicht länger verhindern. Wer könnte die edle Friedenstiftung, die der Verfasser versucht, verdammen? O! gar Viele werden es; denn der Verfolgungstrieb liegt in dem Hochmuthe aller Menschen, die, weil sie keinen innern Werth haben, nach

den Zeichen eines Werthes geizen. Wer nicht von Adel sein kann, um auf Bürger herabzusehen, will wenigstens ein Christ sein, um die Juden unter sich zu haben. „Mögen diese Wahrheiten noch so lange unbeachtet bleiben: es erscheint eine Zeit, wo die Vernunft ihre Rechte reklamiren wird.“ Mit diesen Worten schließt der Verfasser seine Betrachtung über die Juden. Ja gewiß, diese Zeit wird kommen; da wird der Mensch aus seinem Fiebertraume erwachen und gerührt den Bruder erkennen, der weinend an seinem Bette sitzt.

Auch das vierte Buch: von der intellektuellen Bildung, ist reich an scharfsinnigen Bemerkungen und Ergießungen eines menschenfreundlichen Herzens. Die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts, gegen den Privat-Unterricht, werden auseinander gesetzt. Nur auf öffentlichen Schulen würde eine Verschmelzung unter den Ständen und Volksklassen möglich über die Begriffe des Wahren, des Rechten und Schicklichen, welche alle Selbstsucht, allen Kastengeist ausschließt. „Nur in öffentlichen Unterrichts-Anstalten kann jener Staatsbürgersinn sich bilden, der für alle Staaten so wichtig ist, weil mit dem Fortschritte der Ausbildung der menschlichen Vernunft alle Staatsverfassungen republikanisch im reinen Sinne dieses Wortes werden müssen.“ —

Ueber den ersten Religions-Unterricht bemerkt der Verfasser: für die Kindheit gehöre eigentlich nur der reine Deismus, aber keine Dogmenlehre. Das Herz müsse zur Religion gebildet werden. Man solle den Kindern (wie die verderbliche Uebung herrscht) keine Mythen des Glaubens vortragen „für die sie keinen Sinn haben, noch haben können, da selbst die Bezwingung der Vernunft diesen Glauben erst zu erpressen vermag. Man verfinstert die ersten Keime dieser Vernunft durch das Memoriren der Katechismuslehren.“ Beim ersten Sprachunterricht solle auf die Reinheit der allgemeinen Nationalsprache und auf Vertilgung der Provinzialität gewirkt werden. (Zwar ist Sprache das Gefäß des Geistes; der Reichere an Geist wird daher immer eine schönere Sprache haben, als der Aermere; aber die irdene Schüssel kann so rein gehalten werden als die goldne Schaale, und darauf kömmt es an). — Es wird als wichtig anempfohlen, daß die Kinder leserlich schreiben lernen, weil man ja nur schreibe, um gelesen zu werden. (Dieses würde wenig helfen; denn im 25. Jahre haben sehr viele Menschen das Schreiben wieder verlernt, und es wäre sehr nöthig, eine hohe Schreibschule für Erwachsene zu errichten. Die meisten Männer von wissenschaftlicher Bildung, Gelehrte und Beamten, schreiben so erbärmlich, daß

man den Herren auf die Finger klopfen möchte; man weiß oft so wenig, was sie mit ihrem Geschriebenen, als was sie mit ihrem Gedruckten haben sagen wollen. Die Gewerbsleute haben einen andern Fehler, sie schreiben zu deutlich, so daß man ein Verkleinerungsglas brauchen könnte, um sie zu lesen. Wozu, um des Himmels Willen, alle die langen Schnörkel, Striche, Züge, Spieße und Zweige, die über und unter der Linie heraustreten und nur zu verwirren dienen? Buchstaben und Zeilen verstricken sich und sind gar nicht mehr von einander zu bringen, so daß jede Blattseite eine dichte Hecke bildet, durch welche das weiße Tageslicht nur mühsam fällt).

Dem primären Unterrichte reiht sich der sekundäre an. Jener ist Lebensbedürfniß für alle, dieser nur für gewisse Stände des Volkes, oder für alle Klassen, aber nur in gewissen Verhältnissen. Im Allgemeinen giebt die Natur jedem einzelnen Menschen mit der Fähigkeit zur höheren Ausbildung seines Geistes auch das Gebot dazu. Aber der Verfasser nimmt außerdem für gewisse bürgerliche Verhältnisse auch einen Zwang der Gesetze zu jener höhern Ausbildung an. Dieser Zwang trete unter andern Fällen auch beim Erbadel ein. Ueber diesen Gegenstand wäre, theils zur Ergänzung,

theils zur Widerlegung der Aussprüche des Verfassers mehr zu sagen, als der Raum hier aufnähme. Zwar geschieht die Aeußerung: „Ob nach nationalökonomistischen Grundsätzen der Erbadel in Monarchieen als Staatsmaschine nothwendig sei, ist eine diesem Werke fremde Untersuchung;“ doch ergibt sich klar genug, daß der Verfasser die Frage bejahend beantworten würde. Ich meine aber, daß man nicht fragen sollte, ob der Adel in Monarchien unentbehrlich ist, sondern ob der Menschheit Monarchien solcher Art unentbehrlich sind, die des Adels nicht entbehren können. Jetzt freilich ist der Adel eine Stütze der Monarchie, aber man vergesse nicht, daß jede Stütze eine Höhlung, einen leeren Raum bildet, den die Körper zu ihrem Falle brauchen. Wo die Regierung Eins ist mit der Masse des Volks, nicht durch ein räumliches Band, sondern chemisch verbunden, da bedarf sie keiner Stütze. Monarchien bedürfen des Adels nicht, der Adel bedarf der Monarchien. Da wo der Adel besteht (fährt der Verfasser fort), ist er „als eine zur höhern geistigen Ausbildung verpflichtete Volks-Klasse zu betrachten,“ und der Staat solle, ehe er den adelgebornen Söhnen den Genuß der Vorzüge ihrer Geburt einräumte, sie über ihre geistige Ausbildung prüfen lassen. Allein dieser gesetzliche Zwang wäre

nicht eine Gewalt gegen den Adel, sondern eine Gewalt gegen den Bürgerstand ausgeübt. Denn während die im letztern Gebornen rücksichtlich ihrer geistigen Ausbildung ganz allein der Willkür und oft der Kurzsichtigkeit, dem Unverstande, den Leidenschaften oder der Laune ihrer Eltern und Erzieher preisgegeben sind, würde das unwandelbare und stets als weise anzusehende Gesetz für die gute Erziehung der adeligen Jugend vormundschaftlich Sorge tragen. Wäre dieses nicht eine große Ungerechtigkeit gegen die übrigen Volksklassen? Auch eine verdiente möchte ich sagen. Denn die Bürgerstände waren oft blödsinnig genug, über den Mangel an persönlichen Verdiensten des Adels zu spotten, vergessend, daß gerade durch diesen Mangel ihre Verderblichkeit vermindert werde, und daß es trostlos wäre, wenn der Adel zu den Vorzügen der Geburt auch noch die des Geistes gesellte.

Ueber Akademien, über die Verbindung der Zucht mit Freiheit bei den Studirenden, über die Methode des akademischen Unterrichts, besonders über die Sinnlosigkeit, mit welcher das Studium der Theologie betrieben wird, über den Buchhandel, Nachdruck, und mehrere hierher gehörige Gegenstände macht der Verfasser viele treffliche Bemerkungen. Es ist Etwas in allen seinen Aussprüchen, das sie gegen jede Be-

leidigung übelwollender Menschen schützt — sie sind ganz freimüthig; und offen wie sie sind von allen Seiten, kann weder der Unverstand fürchten, noch die Bosheit zu fürchten sich anstellen, als lauere hinter jenen Grundsätzen etwas Gefährliches. Darin unterscheidet sich der Verfasser von manchen andern freisinnigen Schriftstellern, daß er die Gefahr nicht flieht, und nicht mit dem Ruhme, den der Muth der kühnen Rede erwirbt, auch die Sicherheit verbinden will, welche die feige Rede in ihrem Schlupfwinkel genießt.

XL.

Ueber Herrn von Villele und dessen politische Stellung. Paris 1822.

Aus dem Französischen.

Mit Anmerkungen von Börne. *)

---

[1]) Die Journale einer gewissen Partei haben Herrn v. Villele wegen einer Privat-Correspondenz angegriffen, die sie ihm zuzuschreiben für gut ge-

*) „Politische Annalen" 8r Band, ergänzt aus der Handschrift des Verfassers.

[1]) Frankreich ist das Zifferblatt Europas; hier sieht man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muß man die Uhr erst schlagen hören, um die Stunde zu erfahren, — man verhört sich aber leichter, als man sich versieht. Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Wesen unserer Zeit aus ihren Zeichen zu erforschen und meine Beobachtungen in den allgemeinen politischen Annalen niederzulegen. Die kleine Schrift über

funden. Ohne zu untersuchen, ob jene Privat-Correspondenz wirklich von diesem Minister herrühre, was wir nicht glauben, oder von irgend einem,

---

Herrn v. Villele kam mir sehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen; denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich ist, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, ist es in Meinungsstreitigkeiten immer räthlich, sich auf den Standpunkt zu stellen, den sich der Gegner gewählt. Die Leser der genannten Schrift, von welcher Partei sie auch sein mögen, Aristokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächeln, mit welcher man darin gewisse Grundsätze, Ansichten und Zwecke öffentlich bekennt und über Mittel und Wege unverholen spricht. Des Königs geschieht zwei- oder dreimalige Erwähnung, der Aristokratie wird oft gedacht, unaufhörlich aber ist davon die Rede, was Herr v. Villele oder jeder andere Minister jetzt nothwendig thun muß, um seine Stelle zu behalten. Von den Forderungen der Franzosen aber, von den Bedürfnissen und dem Wohle Frankreichs wird auch nicht das kleinste Wörtchen gesprochen. Eine jener Ungeschicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorschein kommen, sobald die Gewalt — spricht! Die Freiheit kann reden, denn ihr ist das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen. Noch eine andere Wahrheit wird aus nachfolgenden Blättern hervorgehen: die heutigen französischen Minister sind viel zu klug, als daß sie hoffen dürften, ihre Absichten durchzusetzen. Zu gewissen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es ist nicht jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenschaft

vielleicht unbesonnenen Freunde, dünkt es uns ersprießlich, uns mit den Ansichten zu beschäftigen, welche die Feinde des Herrn v. Villele als die Grundlage jener Correspondenz betrachten und die wir, für den Augenblick, als diejenigen des genannten Ministers annehmen wollen. [2])

---

der menschlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren sein muß, so ist es die Dummheit. Es gibt für jeden französischen Minister nur ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will — er darf diese Gefahren nicht *sehen*. Ueber enge, felsige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu schreiten, das vermag nur ein Packesel.

[2]) Die Privat-Correspondenz, auf welche hier angespielt wird, hat sich den englischen ministeriellen Courier zur Schaubühne gewählt. Ich sage *Schaubühne*, denn der Ursprung, wie der Zweck jener Correspondenz ist das Geheimniß der Komödie. Herr Decazes hatte zur Zeit seiner Herrschaft auch seine maskirte Correspondenz; er ist aber doch vorübergegangen. Möchten sich die Herren Minister doch endlich einmal des Diplomatisirens und Intriguirens entwöhnen! Aber der Markt ist ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof und die öffentliche Meinung das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine gespielt. Sie zischen hier wie dort, sind schlau jetzt wie damals und schlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn sie nur immerfort einheizten, damit könnten sie den Frühling abhalten.

Diese Grundsätze sind: daß, um die Monarchie mit durch den Einfluß der socialen Suprematien (Suprématies sociales), die in gegenwärtigem Augenblicke sehr bedroht sind, zu befestigen, es wenigstens eben so vieler Mäßigung als Energie bedarf. [3]) Bei diesem Worte Mäßigung haben sich

---

[3]) Unter Mäßigung wird hier verstanden: die Einen wollen Tag, die Andern wollen Nacht, der Minister aber will Mondschein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet sich als die Zunge der Wage, die nur so lange aufrecht steht, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt. Das ist das alte Schaukelsystem, gegen welches die Liberalen wie die Aristokraten mit gleichem Rechte eifern. Der Minister bleibe entweder auf dem festen Lande, oder suche die offene See; nahe am Ufer hinzufahren ist das Gefährlichste. Und was heißt Energie? Dem Wortverstande nach ist Energie diejenige Beharrlichkeit, mit welcher eine Kraft immer nach gleicher Richtung wirkt. Wie kann man aber ein Verfahren als energisch bezeichnen, wobei man nach dem unsichern Augenmaße ab- oder zugibt, und sich mit seinem Gewichte bald herüber, bald hinüber neigt? Das ist gerade das Gegentheil von Energie, das ist Wankelmüthigkeit. Der Sinn des Ausdruckes suprématies sociales wurde hier wohl vorsätzlich im Zwielichte gezeigt. Die Ultras haben allen Grund zu denken, daß man damit die Erb-Aristokratie habe bezeichnen wollen, die Liberalen aber können mit gleichem Rechte annehmen, daß man auch die Macht der liberalen Ideen unter die suprématies sociales gerechnet habe.

die Feinde des Herrn v. Villele sehr ereifert. Sie haben sehr rednerisch von der Nothwendigkeit gesprochen, den Eifer, die Ergebenheit, die Treue zu belohnen; und gewiß verlangt Herr v. Villele nichts mehr, als alle diese Dinge zu vergelten. In dieser Beziehung könnte er selbst seinen Theil vom Lohne fordern.

Allein mit den Worten Treue, Ergebenheit, Eifer, ist noch nicht Alles gesagt; diese Worte, so achtungswerth sie auch sind, gewähren keinen Talisman, der die, während einer fünf und zwanzigjährigen Revolution entstandenen Interessen und aufgekommenen, feierlich anerkannten, Meinungen plötzlich verschwinden mache.[4]) Herr von Villele, wie

[4]) „plötzlich verschwinden machen" — also mit dem Verschwindenmachen wäre man einverstanden, nur daß es allmählig geschehe und man hierbei mit Frankreich verfahre, wie jener gutherzige Lakai mit dem Pudel seines Herrn gethan, dem er die Ohren abschneiden sollte, ihm aber nur ein Endchen davon abgeschnitten, um dem armen Thiere nicht auf einmal so wehe zu thun. Die Ansicht, daß die plebejischen Interessen in der französischen Revolution entstanden wären, verdient keine Widerlegung, da sie nicht einmal ernstlich gemeint ist. Sie wird nur zum Scheine aufgestellt, um jene Interessen revolutionär schelten zu können. Die Revolution hat die Volks-Interessen, die ewig bestanden und seit Jahrhunderten gefühlt wurden, nur geltend gemacht, sie hat zum

kein Mann von Geist, kann sich über den Boden, auf dem er wandelt und über die Luft, die ihn umgibt, Etwas vortäuschen. Es ist sein Fehler nicht, wenn so höchst achtungswerthe Diener der Monarchie unglücklicher Weise in zu kleiner Zahl in ein Land zurückgekommen, dessen Lage und Sitten sie seit dreißig Jahren nicht kennen — sich nicht auch einmal über jene Lage und jene Sitten hinreichend belehrt finden, um für sich Frankreich zu regieren. [5])

Rechte die Macht gefügt. Sie war gegen die Aristokratie gerichtet. Der Glaube des Volks hatte dem Adel seine Macht gegeben, der Unglaube des Volks nahm sie ihm. Dem Gott Jupiter ist es nicht besser ergangen und kein Wunder könnte ihm sein altes Ansehen wieder verschaffen.

[5]) Dieses Compliment ist nicht sehr fein gedrechselt, aber desto besser; das Geständniß gewinnt so viel an Umfang, als ihm an Zierlichkeit abgeht. Herr v. Villele gesteht, daß die achtungswerthen Diener der Monarchie in kleiner Anzahl nach Frankreich zurückgekehrt sind, woraus also folgt, daß man sie dort nur noch in kleiner Anzahl findet. Die Ausdrücke treue Diener der Monarchie sollten wohl hier in ihrem reinen Wortverstande gebraucht werden; denn nach dem Wörterbuche der Aristokratie bedeutet ein treuer Diener des Fürsten eigentlich ein treuer Diener seiner selbst. Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne dessen Lage und Sitten zu kennen, so verdienen sie nur die

So lange Herr v. Villele nur das Haupt einer Partei war, die er durch seine Einsichten und seine Erfahrungen leitete, konnte und durfte er dieser Partei Vieles nachgeben; jetzt aber, da er für das Wohl der Monarchie verantwortlich geworden; jetzt, nachdem er es nicht ohne Anstrengung dahin gebracht, die Monarchie vor den Gefahren zu schützen, mit welchen ihre öffentlichen und geheimen Feinde sie umgeben halten, wäre es weder einem treuen Unterthanen, noch einem rechtlichen, noch einem verständigen Manne angemessen, auf gehässige Erinnerungen oder blose Parteifeindschaften Rücksicht zu nehmen. [6])

Hälfte des Vorwurfes, den sich Herr v. Villele ganz zugezogen. Dieser kennt den Boden, auf dem er wandelt und die Luft die ihn umgibt und dennoch glaubt er Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, woraus es sich durch die Revolution gerissen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras, und auf dem nämlichen Wege; nur will er langsamer gehen. Das ist dieselbe Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurtheilten ausübte, wenn man ihn mit kleinen Schritten zum Schaffot führte.

[6]) Dieser krummen Rede gerader Sinn: So lange Herr v. Villele die Ultra-Partei gebraucht hat, schmeichelte er ihren Leidenschaften unbedingt; jetzt da er erster Minister geworden, wendet er, wie üblich, der Leiter den Rücken zu. Er thut, was jeder seiner Collegen im Ministerium auch thun würde,

Die Royalisten, welche Herrn v. Villele bis jetzt unterstützt und die ihm den Weg zum Ministerium gebahnt haben, sollten die Lehren nicht vergessen, die ihnen das Beispiel des Herrn Decazes in einem andern Sinne gibt. Was war Herr Decazes? Ein ganz in den plebejischen Interessen befangener Mann und dem es gelungen war, der Regierung eine jenen plebejischen Interessen angemessene, das heißt eine mehr oder minder revolutionäre Richtung zu geben, ohne das Wort „revolutionär" in der gehässigen Bedeutung zu nehmen, die man gewöhnlich damit verbindet. Es ist also klar, daß die Anhänger der Grundsätze und Interessen der Revolution, so wie sie die Charte gesetzlich aufgenommen,[7]) das Mini=

---

sobald er Premier=Minister geworden wäre. Als solcher würde es selbst Herr v. Peyronet nicht besser, das heißt hier, nicht schlimmer machen als Herr v. Villele. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhält=nisse überschaut, einmal diejenige Macht und dasjenige An=sehen erlangt, welche den höchsten Ehrgeiz befriedigen — lernte jeder französische Staatsmann einsehen, daß Frankreich im rein aristokratischen oder, in der Kanzlei=Sprache der Heuchelei zu reden, im rein royalistischen Sinne nicht mehr regiert werden könne und daß, würde es versucht, nicht blos Frank=reich, welches eine Nebensache ist, sondern auch der Waghals, der es versuchte, darüber zu Grunde gehen müsse.

[7]) „so wie sie die Charte gesetzlich aufgenommen" —

sterium und den Einfluß des Herrn Decazes als etwas Vortheilhaftes für sich betrachten mußten. Hätten sie, statt leere Händel mit ihm zu suchen, ihm beigestanden, nach und nach zu erlangen, was das plebejische oder demokratische Prinzip begünstigen könnte, so würden sie die Charte auf eine solche Art demokratisirt haben, daß die Hoffnungen Derjenigen, die sie aristokratischer wünschen, wenn nicht gänzlich aufgelöst, doch auf lange hinaus vertagt worden wären.

Eine entgegengesetzte Strömung als die, welche Herrn Decazes getrieben, hat Herrn v. Villele zur Macht geführt; es ist also offenbar sein Interesse,[8])

---

diese Ausdrücke wollen wir zu Protokoll nehmen. Es wird hier von der unliberalen Partei eingestanden, daß die Charte die Grundsätze und Interessen der Revolution gesetzlich angenommen habe, woraus also folgt, daß Diejenigen, welche gegen jene Grundsätze und Interessen kämpfen, nothwendig darauf denken müssen, die Charte zu vernichten.

[8]) Es kann Frankreich, wie ganz Europa, sehr gleichgültig sein, was Herr von Villele für sein Interesse ansieht. Ueber das kindische Wesen der großen Leute, welche fest daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Kaviars willen den Ocean geschaffen, wird sich ein vernünftiger Mensch nimmer und nimmer satt lachen. Wir haben hier von viel nöthigern Dingen zu sprechen als von dem Interesse des

die aristokratischen Prinzipien der Charte zu begünstigen, in so weit als diese Prinzipien mit den herrschenden Meinungen und den Bedürfnissen der Zeit

---

Herrn v. Villele und dem Kaviar der großen Leute. Die Weltgeschichte hat seit einigen Wochen Riesenschritte gemacht. Diplomatische Gedächtnisse würden sich vergebens besinnen, was sich denn eigentlich in der jüngsten Zeit Großes ereignet habe; nicht in den Kabinetten, in den Sälen der Menschheit ist Vieles geschehen. Das Tohuwabohu der Politik hat aufgehört, der Tag hat sich rein und scharf von der Nacht gesondert. Das haben wir dem königlichen Prokurator Herrn v. Marchangy zu verdanken. Berton und seine Mitschuldigen haben ausgesagt: nicht gegen den König, gegen die Aristokratie hätten sie sich verschworen. Herr v. Marchangy hat dieses Wort nicht fallen lassen, wie es das Interesse seiner Klienten erfordert hätte, er hat es hoch empor gehalten und die aristokratischen Blätter von ganz Europa haben es überall herumgezeigt. Wundert sich Einer über diese Ungeschicklichkeit? Die Geschicklichkeit der Vorsehung besteht in der Ungeschicklichkeit der Menschen. Die berühmte Klageschrift des Herrn v. Marchangy wird große Folgen haben, sie wird den Fürsten und den Völkern die Augen öffnen. Die Aristokratie, auf die Macht trotzend, welche ihr ihre Einigkeit gibt, lüftet die Maske immer mehr. Sie behauptet nicht länger, daß sie für den Thron, sie sagt frei heraus, daß sie für sich selbst streite. Sie spricht noch offener, sie sagt: und wenn alle Thronen darüber einstürzten, würden sie dennoch auf Leben und Tod mit der Demokratie kämpfen — sie sagt dieses freilich nur erst in ihrer schwer abzustreifenden Hofsprache. Man lese und über-

— um mich der üblichen Ausdrücke zu bedienen — vereinbar sind. Allein, so wie die Liberalen Herrn Decazes gestürzt haben, indem sie von ihm verlangten,

denke folgende Worte, die ein französisches Ultra=Blatt kürzlich enthielt: »quand tous les rois de la terre abandonneraient leur propre cause; quand même, désésperant tous de Dieu, de leur droit et de leur épée, ils seraient tour-à-tour frappés d'une terreur, à laquelle toute âme royale doit rester inaccessible; quand ils désavoueraient leur défenseurs, quand ils renieraient la royauté, quand il n'y aurait plus de Rois enfin, nous combatterons pour la royauté . . . . . . ils sont (die Liberalen) loin de compte, s'ils croient nous en imposer par la chûte d'un trône.« Offenherziger kann man nicht reden, ohne allen Anstand aufzugeben — und möchten sie ihre Verblendung nie verlieren, möchten sie nie einsehen lernen, daß nicht die Preßfreiheit der liberalen Schriftsteller, sondern die, welche die Ultras in Frankreich genießen, die Sache der Aristokratie ohne Rettung zu Grunde richtet! . . . Wie. Geständnisse jener Art dazu dienen, den Fürsten die Augen zu öffnen, so sind sie auch geeignet, die Völker aufzuklären. Es gibt viele tausend redliche Menschen, welche die Freiheit lieben und auch den Muth hätten, für sie zu streiten, aber sie wissen nicht, wo sie sie zu suchen haben, oder kennen keinen unschuldigen Weg, zu ihr zu gelangen. Man sagt ihnen, die Liberalen gingen damit um, alle Throne zu stürzen; das Bedürfniß monarchischer Verfassungen für die europäischen Staaten ist aber so tief gewurzelt, daß es zum religiösen Gefühle geworden ist. Auch haben sie gesehen, daß

was er nicht thun konnte; so könnte es dahin kommen, daß die Royalisten, indem sie von Herrn v. Villele das Unmögliche fordern, ihn außer Stand setzen, das Gute zu vollbringen, was wirklich von ihm abhängt.[9]) Was haben die Liberalen unter Herrn Decazes gethan? Sie haben ihm keinen Dank gewußt, weder für ein

die französische Revolution wirklich einen König gemordet, eine Handlung, die nicht blos ein Verbrechen, die auch eine Dummheit war. Das macht sie mit Recht schüchtern. Jetzt aber kömmt die Aristokratie und sagt: nicht gegen die Fürsten, gegen uns sind die Waffen der Liberalen gerichtet. Das ändert die Sache. Alle jene Tausende, welche früher gezaudert, werden jetzt mit freudigen Herzen der Demokratie zufallen und wie dieser Kampf zwischen den Plebejern und Patriziern enden werde, ist eben so unzweifelhaft, als es unbestimmbar ist, wann er enden wird. Aber die Insel des Friedens wird sich aus einem Meere von Blut erheben — das ist am Gewissesten.

[9]) Das will sagen: es könnte dahin kommen, daß durch die Unnachgiebigkeit der Royalisten Herr v. Villele gestürzt würde, wie früher Herr Decazes durch die Unnachgiebigkeit der Liberalen gestürzt worden. Allerdings ist so Etwas sehr möglich, ja wahrscheinlich. Denn es läßt sich während der nächsten Kammersitzung erwarten, daß die linke Seite zum zweitenmale den Muth haben werde, sich mit der rechten zu verbinden, um einen Procrustes bei Seite zu schaffen, der bald die Demokratie verstümmelt, bald die Aristokratie ausdehnt, um diese und jene in das ministerielle Bett zu zwängen.

populäres Wahlgesetz, dessen Verlust sie nachher bitter bereuten, noch für ein Rekrutirungsgesetz, das gleichfalls in ihrem Interesse war, noch für viele andere theilweise Bewilligungen und allmählige Dienstentsetzungen, welche nach und nach die Macht ganz in ihre Hände gebracht hätten. Sie wollten, daß er vom Könige Dinge erlange, welche das königliche Zartgefühl nothwendig beleidigen mußten; sie wollten Absetzungen in Masse; kurz eine vollständige und unverholene Veränderung des Systems. Herr Decazes gab schrittweise nach, so lange er konnte, fand sich aber endlich an den Grenzen der Möglichkeiten und da er sich, durch seine Rücksichten für die Liberalen, die Feindschaft der entgegengesetzten Partei zugezogen hatte, und die Liberalen selbst, von den Hindernissen, die ihm entgegen standen, Nichts hören mochten, mußte er nothwendig fallen.[10])

Herr v. Villele befindet sich in einer gewissen

---

[10]) Die demokratische wie die aristokratische Partei haben beide gleich recht, daß sie Nichts von Vergleichen hören wollen. Soll es eine unbewegliche oder eine bewegliche Aristokratie geben — das ist die Frage; es gibt kein Drittes. Die englische Adelsverfassung scheint zwar einen Mittelweg anzubieten, aber ist man auch gewiß, daß die englische Revolution vollendet sei? In diesem Zweifel thut Frankreich klug, die Sache mit einem Male abzumachen.

Beziehung in gleicher Lage. Hinter ihm stehen alle jene Edelleute aus der Provinz, die ihm mit ihren Stimmen geholfen haben und die nun glauben, daß er aus Erkenntlichkeit für ihre Dienste aus Frankreich ein Monopol für sie und ihre Familie machen müsse. Sie sehen nicht ein, daß, so wie das Herz des Königs sich gekränkt fühlen mußte, da man die Rückberufung derjenigen Menschen von ihm verlangte, die seinen Bruder verurtheilt hatten, eben so der Geist des Königs sich verletzt fühlen mußte, so oft man aus Frankreich ein nutzbares Gut für eine besondere Klasse machen wollte.

Unbekannt, wie wir sind und unter dem Schleier der Anonymität verborgen, die uns erlaubt, jeden Verdacht der Schmeichelei abzuweisen, werden wir sagen, daß dem Charakter des Königs ein feiner Takt inwohnt, der ihm genau anzeigt, was auf der einen oder der andern Seite die Grenze überschreitet. Er hatte Herrn Decazes Alles bewilligt, was die königliche Würde nicht gefährdete; er hielt inne, als eine sein Herz kränkende Wahl ihm offenbarte, daß die Absicht persönlicher Beleidigung dabei im Spiele sei. [11])

---

[11]) Ich weiß nicht, wie man die gefälligen Redensarten dieses sogenannten Anonymen aufnehmen wird. Dem Ueber=

Er gewährt Herrn v. Villele Alles, was die Sicherheit seines Thrones und die Ruhe seines Volkes nicht gefährdet. Sollte es aber eine leidenschaftliche Partei geben (und es gibt leidenschaftliche Menschen in allen Parteien), welche die Revolution vom 29. Juni 1820 für sich allein benutzen wollte (denn das Gesetz, welches der drohenden Demokratie einen Damm entgegengestellt, sehen wir als eine Revolution an), wie es leidenschaftliche Menschen gab, welche die Revolution vom 5. September 1817 für ihren aus-

---

setzer aber ist es gewiß verstattet, die Persönlichkeit des Königs von Frankreich zu loben, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu fallen. Ludwig XVIII. verdient Bewunderung für alle Fehler, die er nicht begeht und vollkommene Entschuldigung für alle, die er geschehen läßt. Ein König ist auch ein Mensch, nur ein schwächerer, weil er tausend Täuschungen und Verführungen mehr ausgesetzt ist, als ein Bürger. Doch, um diese welke Predigt fahren zu lassen — ich will nur auf Eins aufmerksam machen. Wenn Ludwig XVIII. rein liberal regierte, würde er von den übrigen europäischen Mächten als viel gefährlicher angesehen werden, als Napoleon selbst war, der nur Länder, aber keine Völker zu erobern verstand. Der König muß, um Frankreichs Unabhängigkeit zu erhalten, eine Neigung, die er oft genug an den Tag gelegt, zum Opfer bringen. Er sieht die Ultra-Partei als eine Occupations-Armee an, die wenigstens wohlfeiler ist, als eine aus Russen, Preußen und Oestreichern zusammengesetzte.

schließlichen Vortheil zu verwenden gedachten; so ist nicht zu zweifeln, daß die Weisheit des Königs, welche den Folgen der Verordnung vom 5. September, da sie anfingen verderblich zu werden, Einhalt gethan, gleichfalls die entgegengesetzten Folgen des Systems von 1820 wird aufzuhalten wissen.

Wir glauben, daß Herr von Villele, wie er es verdient, das Vertrauen seiner Majestät besitzt; aber wir sind gleichfalls überzeugt, daß, wenn, was wir für unmöglich halten, Herr v. Villele die Interessen des Thrones und Frankreichs den persönlichen Ansichten irgend einer Partei aufopferte, er das Schicksal des Herrn Decazes erfahren würde. Indem wir uns so ausdrücken, glauben wir keineswegs etwas vorherzusagen, was wirklich eintreffen könnte.

Ueber das kindische Bedürfniß, von einem Kränzchen guter Freunde gelobt zu werden, ist Herr v. Villele weit erhaben; und sollte er sich selbst die Mißbilligung einer gewissen Anzahl Menschen zuziehen, die nur fähig sind, die Monarchie in Gefahr zu bringen, so wird er dennoch, wir sind es überzeugt, seinem System der Mäßigung treu bleiben. Wir haben aber dieses Alles nur bemerken wollen, um zu beweisen, daß, wenn sich der Minister von der Mäßigung entfernte, ihn der König selbst dahin zurückführen würde. Es ist daher eben so ungerecht,

ihn zu tadeln, daß er nur thut, was er für ersprießlich hält, als es abgeschmackt ist, ihm vorzuwerfen, daß er nicht thut, was gar nicht in seiner Macht steht zu vollbringen.

Herr Decazes hatte mit weniger Einsichten und daher mit geringerem Erfolge, die Demokratie mit dem Königthume zu vereinigen gesucht. Wenn diese Vereinigung nicht zu Stande kam, so lag dieses weniger an Mangel von Talenten des Herrn Decazes, die freilich sehr mittelmäßig waren, als an den übertriebenen Forderungen der Demokratie selbst. Herr v. Villele versucht seinerseits, eine vernünftige Aristokratie mit dem Königthum zu verschmelzen und wenn es ihm nicht gelingt, wird es an dem Eigensinne jener Aristokratie liegen. Man darf sich nicht verhehlen, daß das Unternehmen des Herrn v. Villele schwieriger ist, als das des Herrn Decazes; denn, wie der beredsamste unserer Schriftsteller gesagt hat: die öffentliche Meinung ist republikanisch (les idées du siècle sont republicaines).[12] Es bedarf also Geist und Klugheit,

[12]) Es läßt sich denken, daß der Wortführer des Herrn v. Villele nicht in den Reihen der Liberalen den beredsamsten französischen Schriftsteller gefunden haben wird; also war hier Herr v. Chateaubriand gemeint. Nun wohl, dieser heftigste aller Aristokraten sagt es selbst, die öffentliche Meinung wäre

dieser Neigung die Wage zu halten und wenn, während der Steuermann gegen Wind und Strömung kämpft, ein Theil der Mannschaft mit ihm zerfiele, so dürfte man den Steuermann nicht anklagen, wenn das Schiff auf der Ueberfahrt scheitern sollte.[13])

Uebrigens befürchten wir einen solchen Ausgang nicht. Man kann ein sehr treuer Unterthan, ein sehr ergebener Royalist sein, ja sogar auch für die Monarchie etliche Feldzüge gemacht haben und dennoch von Verhandlungen Nichts verstehen, die nothwendig gütlich betrieben werden müssen. Vielleicht macht sogar eine lange, freilich durch die edel=

demokratisch. Ihr stimmt dieser Ansicht bei und dennoch glaubt Ihr, die Welt ändern zu können? Man bekömmt den Schwindel, wenn man sieht, zu welchen Höhen menschlicher Hochmuth hinauf zu klettern wagt. Die öffentliche Meinung ist die See und man behandelt sie wie eine Suppe; Herr Decazes hat sie zu sehr gesalzen; Herr v. Villele will sie milder kochen. — Kinder werden darüber lachen!

[13]) Der Irrthum des Herrn v. Villele und vieler andern politischen Steuerleute unserer Zeit ist, daß sie die Demokratie für die Klippe und die Aristokratie für den Hafen ansehen, da doch umgekehrt die Aristokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen ist. Wessen Schuld ist es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer scheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es ist die Schuld Derer, die es nicht dahin gelenkt.

sten Triebfedern verursachte und von der Gerechtigkeit der Regierung zu belohnende Abwesenheit weniger fähig, die Geschäfte des Landes zu verwalten, das man nicht kennt.[14]) Fern sei von uns der Gedanke, die Leitung dieser Geschäfte, selbst nur in den geringsten Einzelnheiten, in wenig sichere Hände zu geben; aber immerhin darf man sie nur geübten Händen anvertrauen. Das ist, wie uns scheint, der Grundsatz des Herrn v. Villele, ein Grundsatz, den ihm die Menschen, die ihn angreifen, schon vorgeworfen haben. Aber sie werden ihn nicht davon abbringen; denn wenn man es dahin gebracht hat, sein Land aus einer großen Gefahr zu retten, wenn man sich das Zeugniß geben darf, zur Bewahrung der Monarchie vor einem nahen Verderben[15]) etwas

---

[14]) „Zu belohnende Abwesenheit!“ Man will den Emigranten mit Hoffnungen den Mund stopfen. Es heißt, die ehemaligen Eigenthümer der Nationalgüter sollten entschädigt werden und das Ministerium wolle in der nächsten Sitzung der Kammern ein desfallsiges Gesetz vorlegen, um die heißen Royalisten etwas abzukühlen.

[15]) Aus welcher Gefahr, von welchem nahen Verderben Herr von Villele die französische Monarchie glaubt gerettet zu haben, das wäre schwer zu errathen, wenn man nicht wüßte, was die Aristokratie unter einer verdorbenen Monarchie versteht. Alle Früchte, die nicht in ihren eigenen Mund fallen, sehen sie an, als wären sie am Baume verfault und zu Grunde gegangen.

beigetragen zu haben, läßt man sich durch Salon-Gemurmel und die Mißbilligung einer kleinen Minorität nicht irre machen — einer Minorität, die niemals zufrieden ist und die, wenn sie es ja wäre, die Monarchie diesen vorübergehenden Triumph theuer bezahlen ließe.

Und man muß nicht glauben, daß Herr v. Villele nicht Mittel genug fände, jener Minorität zu widerstehen, wenn sie ihn nöthigte, mit ihr zu brechen, so geneigt auch die Kammer scheint, die Liberalen und ihre Grundsätze überall und zu jeder Zeit zu bekämpfen. Mehrere Abtheilungen der Kammer erschrecken schon im Stillen vor den Ausschweifungen, zu welchen man sie treiben möchte. Wir reden nicht von der äußersten Linken, die in der Unbedingtheit ihrer Ansprüche und der Strenge ihrer Theorien unverbesserlich ist; aber die große Masse der linken Seite, dem Herrn v. Villele so lange abgeneigt, als er es mit der äußersten Rechten zu halten scheint, würde jedem Ministerium zufallen, das sie der Macht ihrer erklärten Feinde entzöge. [16])

---

[16]) Das ist eine leere Drohung, welche die rechte Seite nicht schrecken wird. Weder für diese noch für die linke ist eine Kapitulation möglich. Es handelt sich zwischen beiden nicht um materielle Interessen, nicht um eine gewisse Summe, von der man abnimmt oder zu der man hinzufügt, bis sich

Die Menschen werden durch ihre eigenen Fehler klüger. Der besonnene Theil der linken Seite sieht den Fehler ein, den sie begangen, als sie ein Ministerium stürzen halfen, das sich den Ausschweifungen der rechten Seite entgegengesetzt hatte. Dieser Umsturz hat ihnen nur die Wahl zwischen einer ungesetzlichen Revolution, oder einer geduldigen Unterwerfung unter ein System gelassen, das die Unterwerfung selbst nicht entwaffnet. [17]) Ferner, abgesehen davon, daß verständige und gewissenhafte Menschen gewaltsamen Mitteln nicht geneigt sind, hat auch die Erfahrung eine große Wahrheit verkündigt: die Revolutionen selbst gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung sie begünstigt. [18]) Der 14. Juli hat

---

beide Parteien verglichen haben; es handelt sich um moralische, nämlich um solche Interessen, aus welchen die materiellen fließen — es handelt sich um Grundsätze. Frankreich begnügt sich nicht mit der Nutznießung der Freiheit, es fordert sie als sein Eigenthum.

[17]) Es gibt noch ein Drittes, das zu wählen ist — eine gesetzliche Revolution, welches das französische oder jedes andere Volk, mit Einverständniß und Hülfe seines Fürsten, zu Stande bringt.

[18]) Man braucht diese Herren nur ungestört reden zu lassen, sie fangen sich früher oder später in ihren eigenen Wortschlingen. Es ist nichts wahrer, als was hier behauptet

stattgefunden, weil Necker Minister gewesen, der 10. August, weil ihn das Girondistische Ministerium vorbereitet hatte; der 9. Thermidor, weil das Comité des öffentlichen Wohls getheilt war; der 18. Fructidor, weil sich drei Mitglieder des Direktoriums gegen zwei verschworen; der 18. Brümaire, weil sich zwei Mitglieder der nämlichen Verwaltung mit Buo-

wird. Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung sie begünstigt. Aber Leute, die selbst Theile der Regierung sind, sollten derlei Wahrheiten fein für sich behalten. Zu welchen Betrachtungen führen solche Plaudereien? Zu folgenden: die ewigen Deklamationen gegen die Demokraten sind höchst lächerlich, denn nicht wer eine Revolution wünscht, sondern wer sie zu Stande bringt, ist der eigentliche Revolutionär. Ferner: Revolutionen entstehen nur, wenn eine Regierung mit sich selbst zerfallen ist. . . . . Ich wollte nur zeigen, wie das unvorsichtige Wort unsers Schriftstellers gegen ihn gewendet werden könnte. Da es aber hier an der Wahrheit und nicht daran gelegen ist, einen Widersacher zu verwirren, so bemerke ich, daß sich der Vertheidiger des Herrn von Villele falsch ausgedrückt hat. Er hätte nicht sagen sollen: Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung sie begünstigt, sondern: es ist ein untrügliches Zeichen, daß eine Revolution gelungen, sobald ein Theil der Regierung sich ihr anschließt. Denn wenn sich die Beamten, Aristokraten und Hofleute auf die Seite der Demokratie schlagen, so kann man sich darauf verlassen, daß auf dieser Seite der Vortheil und die Macht ist.

naparte gegen die drei Uebrigen verbunden; der 31. März, weil sich Herr v. Talleyrand und der Senat für die Thronentsetzung erklärt hatten; der 5. September, weil die Herren Decazes und Lainé ihn hervorgerufen; der 29. Juni, ein 5. September im umgekehrten Sinne, weil ihn das Ministerium gewollt hat. Also in dem, was am volksthümlichsten, wie in dem, was es am wenigsten war, bedurfte es eines Stützpunktes im Kreise der Macht; ohne diesen Stützpunkt geschieht Nichts, und die Menschen, welche glauben, daß sie, ohne in der Regierung Verbündete und Gehülfen zu haben, blos indem sie die Volksmenge in Aufruhr brächten, irgend ein Ergebniß herbeiführen können, sind unruhige Köpfe oder geprellte Narren. Indessen hat seit dem Sturze des letzten Ministeriums Herr v. Villele noch nicht das gehörige Uebergewicht erlangt, um das ganze jetzige Ministerium an der Befolgung eines Systems zu verhindern, das einige Personen ängstlich zu machen scheint. Auf der linken Seite selbst gibt es viele Männer, die ihre Lage und die gegenwärtige Unmöglichkeit irgend eines verständigen Vergleichs zur Heftigkeit zwingt und die nach einem geordneterem Systeme schmachten und sich mit dem ganzen Gewicht ihrer Popularität und ihres Talents jeder Verwaltung anschließen würden, die sie aus ihrer pein=

lichen Lage befreite. Von dem linken Centrum, das wesentlich die Ruhe liebt, wäre dieses noch mehr zu erwarten, wenn man ihm einen verhältnißmäßigen Antheil der Macht und des Einflusses im Hintergrunde zeigte. Herr Ternaux steht jedem Minister, der nur nicht Contre-Revolutionär ist, viel näher, als er dem General Demarçay steht; und Herr Royer-Collard würde sich besser mit einem Manne von Geist, der halbconstitutionell wäre, verstehen, als mit Herrn Tarayre.[19]) Es soll nicht gesagt sein, daß nicht alle genannten Mitglieder der Opposition reine Absichten hätten; aber es ist offenbar, daß, wegen der Art ihres Geistes, wegen der Reden,

---

[19]) Namen, nichts als Namen! Das ist die ewige Verblendung der Aristokratie. Sie verstehen sich nur auf Menschen, nicht auf die Menschheit und verwechseln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereignisse, meinen sie, entsprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verstopfen brauchte, um den Geschichten ein Ende zu machen. Von den Schleußen des Himmels haben sie keine Ahnung und käme zum zweiten Male eine Sündfluth, würden sie sagen: das ist eine Intrigue und hingehen, ihrer Quelle nachzuspüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber über Paris käme und Benjamin Constant, Foy, Lafitte, Ternaux und die übrigen Häupter der liberalen Partei stürben daran — die Aristokraten würden sich die Augen reiben und sagen: Gott sei Dank, es war Alles nur ein Traum; heute ist Hirschjagd im Walde von St. Germain!

die sie führen und der Wirkung, die diese hervorbringen, das linke Centrum sich nicht mit ihnen befreunden kann.

Die Abneigung, welche das linke Centrum vor den Ausschweifungen einer Partei hat, mit welcher es zu stimmen genöthigt ist, dieselbe Abneigung hegt das rechte Centrum gegen die äußerste Rechte. Herr Lainé ist eben so betrübt über die Deklamationen des Herrn Duplessis Granedan, Herr Maine de Biran seufzt eben so laut über die ausschweifenden Reden des Herrn Dudon, als Herr Benjamin-Delessert über die bittern und unüberlegten Ausdrücke gewisser Glieder der linken Seite. Allein so wie die Gemäßigten des linken Centrums, seitdem die Kammer in zwei entgegengesetzte Hälften getheilt ist, geneigt sind, mit Allen, die zu ihrer Partei gehören, gemeinschaftliche Sache zu machen, weil sie zur Rechten die Contre-Revolution sehen, so schließt sich das rechte Centrum Männern an, deren Heftigkeit es keineswegs billigt, weil es die Revolution und die Anarchie [20])

[20]) Nicht die Revolution, die Contre-Revolution führt die Anarchie herbei; das sah man ehemals in Frankreich, das sieht man gegenwärtig in Spanien. Uebrigens ist die grammatische List, Revolution und Mordbrennerei als gleichbedeutend darzustellen, von keiner Wirksamkeit mehr. „Unsere glorreiche Revolution," sagen die redlichsten Engländer; es wird eine Zeit

zur Linken sieht. Ein Minister, welcher die verständigen Parteien von diesen zwei Gespenstern befreite, würde von der Mehrzahl der Kammer als ein Erretter angesehen werden. Das ist die Rolle, die Herr v. Villele spielen kann. Die Kammer ist müde, sich für Hirngespinnste zu bewegen, und da das Wahre sich nur in der Mäßigung findet, so braucht die Mäßigung nur zu erscheinen und alle Welt schließt sich ihr an. Herr v. Villele ist tausendmal stärker, als es sich Diejenigen einbilden, die, weil sie ihm das Ministerium geschafft, glauben, er müsse es zu ihrem ausschließlichen Nutzen bewirthschaften. Wenn ein Mann nur durch eine Fraktion gehoben wird, muß er sich von dieser Fraktion leiten lassen und heftiger sein als sie selbst; mit einem Manne aber, der durch einen gegründeten Ruf von Weisheit und Kenntnissen zur Macht gelangt, ist es etwas Anderes.[21]) Hätte der König bei der Bildung des gegenwärtigen Ministeriums nur der ausgesprochenen royalistischen Meinung einen Triumph verschaffen wollen, so würde er auf der nämlichen Bank, aber

---

kommen, wo die Franzosen die gleiche Sprache werden führen dürfen.

[21]) Diesen Satz zu widerlegen ist die Sache des Herrn v. Peyronnet.

gerade an dem dem Sitze des Herrn v. Villele entgegengesetzten Ende eine Wahl haben treffen können, die jener Meinung einen vollkommenen Sieg verschafft hätte. Er hat es nicht gethan und hiermit war die Linie gezeichnet, welche die königliche Weisheit nicht überschreiten wird.

XLI.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. *)

Ich dich ehren? wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängstigten?
Göthe's Prometheus.

Die mißtrauische Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging sogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geständniß der Verfasserin las, daß sie an orthographischen Fehlern leide und mit Komma und Punkt nicht umzugehen wisse. Bei einer gebildeten Frau ist die Unorthographie die Blüthe weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder andern Sprache geschrieben, selbst in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur

*) Geschrieben in Auteuil bei Paris im Sommer 1835.

der Engländer und Franzosen würden diese Briefe eines Kindes die höchste Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutsches Werk sind sie von noch größerer Bedeutung. Ist es doch das erstemal, daß wir deutschen Geist, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offner See bei günstigem Winde mit geschwellten Segeln stolz dahin fahren sehen. Soll uns das nicht freudig überraschen, uns, die wir die deutschen Schiffe nur immer im Hafen sahen, einladend oder ausladend, aber bewegungslos?

Und Göthe ist der Anker dieses Schiffes! Bettina würde sagen: er ist mein Polarstern, mein Magnet und mein Steuermann. Geschwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Göthe ist der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, schwere und träge Eisen, so oft das Schiff ausgeschlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewisse, getragen von dem Schwankenden, unter sich den Abgrund, hinter sich die Launen des Windes; und Alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Gestaltung!

Betet dieses Kind an, denn der Himmel ist in ihm, und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettina ist nicht Göthe's Engel, sie ist seine Rachefurie.

Einst vor vielen Jahren schmolz wieder einmal der Schnee in unserem rauhen Lande, und die Herzen wurden wieder warm und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen sprossenden Geistern einer hervor, mit tausend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter sprachen: diesen Dichter wollen wir ehren durch unsere Gunst, denn er wird uns verherrlichen, uns und sein Vaterland, und sein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch seiner gedenken in unserer Höhe. Sie sendeten dem Dichter einen ihrer vertrautesten Geister herab, ein holdes, zauberisches Wesen, das sich in irdischer Gestalt ihm näherte. Die schönsten Blumen, die süßesten Früchte brachte sie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte, und sang ihm vor mit Harfenstimme von ihrem Heimathlande, wohin sie ihn zu führen versprach. Göthe fühlte sich gerührt und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Göthe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulniß war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Hasse erkannte er allein das Leben.

Göthe schlug Mignon todt mit seiner Leyer und begrub sie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den schönsten Liedern. Die Todte versprach er sich zu lieben, behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit

und Umständen, und so oft ihn die Optik, Karlsbad und seine gnädigste Herrschaft nicht in Anspruch nehmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte sie, dann ließ sie ihre Hülle sinken und entschwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief sie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunst der Götter verschmäht! Du hast mich nicht geliebt als Jüngling, so sollst du mich lieben als Greis; du hast mich nicht umarmt in den Tagen deiner Kraft, so sollst du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du hast mich von dir gestoßen, da ich deine Lust wollte sein, du sollst mich an deine Brust drücken, wenn ich deine Qual werde sein. Lebe nur fort in Hochmuth und Todesfurcht, einst erscheine ich dir wieder.

Und wie sie gedroht, vollstreckte sie. Nach vierzig Jahren kam sie wieder und nannte sich Bettina. Sie liebte ihn und er glaubte, sie spotte seiner; er liebte sie und sie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz und war sehr unglücklich.

Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer solchen, wie sie in Deutschland Keiner findet; dort, wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlte es ihr, sonst wären ihre Briefe den inter=

essantesten französischen Memoiren zu vergleichen, und wir hätten eine deutsche Sevigné, nur verschönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüths, welche die deutsche Nation über die französische erheben. Die Verfasserin hat ein merkwürdiges Talent zu porträtiren, sowohl Zeiten als Menschen, welches sich mit ihrem nationellen Talente, zu idealisiren, gar wohl verträgt. Es wäre gut, sie gründete eine Unterrichts-Anstalt für die historischen Professoren der deutschen Universitäten, welche die Kunst besitzen, sehr gute Geschichtsbücher zu schreiben, aber nicht die Kunst, sie lesen zu machen. Es wäre eine Kochschule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen Victualien der deutschen Literatur alles Zähe, alle Säure und fixe Luft zu vertreiben sei, damit sie zur wohlschmeckenden und gesunden Nahrung werde.

Wer Frankfurt kennt, den Geburtsort der Verfasserin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie sie Freiheit des Geistes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflösung des Räthsels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, sie gehörte zu den unterdrückten Volksklassen, sie war also Weltbürgerin, und dieses bewahrte sie vor der Engherzigkeit und der Philisterei, von der sich der Protestant

Göthe, dessen Familie zur herrschenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Göthe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant und seine Familie war rathsfähig. Er war schon sechzig Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niedern Leidenschaften der Thalbewohner; — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätssalbader", die den Juden das Wort sprächen. Ja, der Gott ärgerte sich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umschläge auf sein gichtisches Herz legen und ihn beschwichtigen, wie einen leidenden, mürrischen Onkel!

Bettina liebte Göthe, wie einst Petrarca seine Laura; sie liebten beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Göthe, sie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Göthe war König, nicht der gemeinen noch der vornehmen Geister, sondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht,

aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literarischen Gewürzkrämer, die Nationalgarde der Egoisten; verschmähend Alles, was Allen, hassend das, was den Besten gefiel. Er beschützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ sich von ihr bewachen.

Er schrieb dem Kinde: „dein Malen des Erlebten sammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was dir dein witziger Dämon eingibt, sind wahre Original-Skizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interesse nicht verläugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich dir danke." Wenn Göthe für Original-Skizzen dankt, kann Niemand an der Aufrichtigkeit seines Dankes zweifeln. Wären diese Briefe nicht Original-Skizzen gewesen, sondern an Alle geschrieben, gedruckt, dann hätte sie Göthe unleidlich gefunden. Daß er sie, selbst in ihrer ausschließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verstanden, mußte er in seinem Geist, wir zweifeln nicht daran, sie als orientalische Poesie angesehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieser Vorstellung begreiflich und verzeihlich. Diese Weise der Anschauung und des Urtheils war begründet in Göthe's innerster Natur. Feuer, das nichts verzehrte, Licht, das nichts beleuchtete, Wärme, die nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der

Kälte, die sondern und sperren, sah er allein das Leben. Stoffloses Feuer, farbenloses Licht waren seinem Herzen unverständlich, und seinem Verstande, seiner Wißbegierde nur als eine Seltsamkeit werth, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sevigné, als einst Ludwig XIV. einen Menuet mit ihr getanzt, rief begeistert aus: es ist doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Personen Göthe groß gefunden und bewundert, nur weil er so gnädig war, ihnen zu schreiben, weil er ein Brief-Menuet mit ihnen getanzt. Aber zu diesen eiteln Enthusiasten gehörte Bettina nicht; sie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu sein. Aber wie konnte sie Göthe lieben und bewundern? Es ist das Geheimniß der Apokalypse, man kann hundert Auslegungen versuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höhesinn und eine unstillbare Kletterlust. Sie kletterte an Göthen hinauf wie an Thürmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte sie, sie hätte oben die Wärme gefunden, und die schöne Aussicht, die sie auf der Höhe gewann, sie glaubte, die Höhe hätte sie geschaffen.

Da ihr Herz heller aufloderte, so oft Göthe es berührte, wähnte sie, von ihm käme seine Gluth. Und doch war es nichts Anderes, als daß er Wasser in ihre Flamme spritzte. Wenn aber der Kälte zu viel kam, die Gluth dämpfend, statt anzufachen, dann kam Bettina zur Besinnung und sie erkannte Göthe, und sie pochte mit ihrer Kinderhand zornig an seine eiserne Brust.

Wem hätte Göthe nicht wehe gethan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tausende erquicken, wenn sie Folgendes lesen, was Bettina, überwältigt von ihrer sich nicht bewußten Sendung, von Zeit zu Zeit an Göthe schrieb. Kinder sagen die Wahrheit und Narren verbreiten sie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit diesem Kinde, ein Narr mit dieser Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde, die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für dich. Die Leute sagen, du wendest dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern ist, gerne ab; wende dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade im letzten Augenblicke war, und wie gewaltig das Poetische in ihr.“

„Bei der Hand möchte ich dich nehmen und weit wegführen, daß du dich besinnen solltest über mich, daß ich dir in einem Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, dem du nachspürest, z. B. einem Intermaxiliarknochen, über den du dein Recht in so eifriger Correspondenz gegen Sömmering behauptest; sag mir aufrichtig, werde ich dir so wichtig sein als ein solcher todter Knochen?"

„Ich möchte zum Wilhelm Meister sagen: Komm, flüchte dich mit mir jenseits der Alpen zu den Tyrolern, dort wollen wir unser Schwert wetzen und das Lumpenpack von Komödianten vergessen, und alle deine Liebsten müßten dann mit ihren Prätensionen und höheren Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wieder kommen, so wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht sein, und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor deinem sonnenverbrannten Marsantlitze schaudern."

„Ja ich glaub's, daß ich dir lieb bin, trotz deinem kalten Briefe; aber wenn deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging, und du bliebst ohne Kunst und ohne feines Taktgefühl, so ganz wie dich Gott geschaffen hat, in deinem Herzen, ich würde mich nicht vor dir fürchten wie jetzt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn gethan habe."

„Ach du hast einen eignen Geschmack an Frauen, Werthers Lotte hat mich nie erbaut, so geht mir's auch mit Wilhelm Meister; da sind mir alle Frauen zuwider, ich möchte sie alle zum Tempel hinaus jagen."

„Ach, Göthe, laß dir keine Liedchen vorlallen und glaube nicht, du müßtest sie verstehen und würdigen; ergib dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit deinem Begriff. Was willst du alles Göttliche ordnen und verstehen, wo's her kommt und hin will."

„Ja, das hat Christian Schlosser gesagt: du verstündest keine Musik, du fürchtetest dich vor dem Tod und habest keine Religion." Und in einem langen herrlichen Briefe über Musik erzählt Bettina, so oft sie spiele oder singe, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteste, freudendurchdrungenste Mitgefühl. Dann spricht sie fortfahrend zu Göthe: „Diese beiden kleinen Thierchen haben sich der Musik hingegeben; es war ihr Tempel, in dem sie ihre Existenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und du, der sich bewegt fühlt durch die ewigen Wellen des Göttlichen in dir, du habest keine Religion? Du, dessen Werke, dessen Gedanken immer an die Muse gerichtet sind, du lebtest nicht

im Element der Erhöhung, der Vermittlung mit Gott?"

„Du bist ein koketter zierlicher Schreiber, aber du bist ein harter Mann; die ganze schöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das alles rührt dich nicht, so freundlich du bist, so kalt bist du auch."

Einmal schickte Bettina Liebes-Aepfel an Göthe. Darauf schrieb er ihr: er habe sie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, an's Fenster in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angestellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte diesen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch so gern Geschenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er so gern Geschenke nahm, ja oft erbettelte; Göthe war der ärmste Mann seines Landes und seiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er besaß, und er besaß nur, was unter seinen Augen stand, was er mit den Händen fassen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantasie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnsucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabner Mensch, kein großer Fürst, kein Gott hat je eine seelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als sie Göthe von Bettinen empfing. Ihre Briefe sind Gebete des Geschöpfes an seinen Schöpfer, jedes Wort zu seiner Verherr-

lichung. Ein Gott selbst hätte solche Lobpreisungen nur mit Rührung und Demuth aufgenommen und gesagt: ich will werden, was ich scheine. Wie aber nahm sie Göthe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann schickte er sie ihr gekocht zurück. Die Prosa ihrer Briefe putzte er in Poesie, machte Sonette daraus, und besang und verherrlichte sich selbst mit der erstaunenswürdigsten Sachdenklichkeit. Bachus, obzwar Herr des Weins, wird doch oft sein Diener und berauscht sich selbst; aber Göthe hat einen starken, felsenfesten Kopf; er kann Fässer seines Lobes austrinken und es schwindelt ihn nicht und er wankt nicht.

Göthe hatte weder Sinn noch Geist für edle Liebe, er verstand ihre Sprache nicht, noch ihr stummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kömmt; und selbst in dieser galt ihm nur geliebt *werden*, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Göthe müde war vom Stolze, ward er eitel, sich auszuruhen. Man mustere die liebenden Paare, die durch seine Dichtungen streichen, loses Gesindel, das in allen Reichsstädten dem Konsistorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe ist ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecherischer Wunsch. Sinn=

lichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen sind Maitressen, seine geliebten Männer Günstlinge und bezahlt. Die Liebeswirthschaft in Wilhelm Meister hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen dabei im Spiele gewesen.

Göthe fürchtete sich vor der Liebe, denn Alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Gespenst. Er schlug sie todt auf seine gewohnte Weise. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtschaft. Er stellte die Liebe in gutverstöpselten Gläsern in sein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählt Göthen von seinen Kinderjahren, was sie von seiner Mutter gehört: „Einmal stand Jemand am Fenster bei deiner Mutter, da du eben über die Straße herkamst mit mehreren andern Knaben; sie bemerkten, daß du sehr gravitätisch einherschrittest und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Geradehalten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest du, und später werde ich mich noch mit Allerlei auszeichnen."

Knaben, die sich gerade halten, werden Männer, die sich bücken, und darin hat sich Göthe ausgezeich-

net, er hat sich tief gebückt vor Allen, die sich noch gerader gehalten als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w. Auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Gala.“

Göthe war stolz und hochmüthig, aber alle seine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze; denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Muth und Seelengröße. Und ist man ein Dichter ohne Muth? Wahrheit und Schönheit sind verzauberte Prinzessinnen. Gar manchen Riesen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und Wasser gehen, über einen Draht reiten, um sie zu erlösen. Aber Göthe ist auch kein Dichter; die Muse war ihm nie vermählt, sie war seine Dirne, die sich ihm hingab für Geld und Putz, und Bastarde sind die Kinder seines Geistes.

Ja, wahrlich, Göthe mußte, um seine Freundin erträglich, um sie nur begreiflich, und in seinem

Naturalien-Kabinet ein Schubfach für sie zu finden, sie als seine Hofnärrin betrachten.

Wenn Bettina ihre schöne Begeisterung für die Treue, den Heldenmuth der Tyroler, und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod Göthen anvertraut und von ihm Verständniß, Erwiderung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närrische Kind, das seiner Puppe seine Leiden vorweint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein so bedeutender Mann als Göthe vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondrische Einbildung hat, das Herz wäre von Glas und müsse brechen von einer heftigen Berührung? Ja, wahrlich, Göthe hatte eine fixe Idee, so traurig als man nur je eine im Irrenhause fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Mensch, aber für Göthe galten die Futterale selbst als Kleinodien; innen die Kostbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er sie als eingeschlossene Diebe, die seinen Schatz bedrohten. Göthe hatte eine lächerliche Schachtelwuth; er nannte das Kunstliebe, seine Verehrer nannten es Kunstkennerschaft, Sachdenklichkeit. Aber es war eine betrübte Kunstliebe, eine lächerliche Kunstkennerschaft und eine wahnsinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunstwerk ist der sterbliche

Leib eines unsterblichen Gedankens, die Versinnlichung des Uebersinnlichen. Aber für Göthe war ein Kunstwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas sich darin rühren, floh er entsetzt davon, ihm schauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimnisse mehr. Göthe's ehemalige Minister und Günstlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach dessen Tode nicht verrathen; aber mögen sie schweigen so tief sie wollen, wer erräth es nicht, daß Bettina Göthe's Quälgeist war und daß sie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Besuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeisterung, ihrer Schwärmerei, ihrer schattenlosen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternschnuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantasie konnte Göthe's Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in seiner Gemälde-Gallerie, nicht in seinem Naturalien-Kabinette wollte sie still halten, ja aus dem festesten unterirdischen Gedichte wußte sie zu entspringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Trostlosigkeit auf kurze Zeit schützte, war, daß er sie wie Sand auf eine Glastafel streute und sie zu Chladnischen Klangfiguren formte. Aber wie lang hilft das, und wie wenig! Hatte sie anschwindelnd getanzt bis zur

willkommenen Gestaltung — ein Lüftchen, und sie stäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin sie mit Göthe von Musik, von Liebe, von der schöpferischen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode gesprochen, schrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun deinen letzten Brief zu den andern lege, so finde ich abermals mit diesem eine interessante Epoche abgeschlossen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwischen philosophischen, historischen und musikalischen Ansichten hast du mich zu dem Tempel des Mars geleitet.“ Um den Lichtwechsel und den launischen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er sich das Herz als einen englischen Garten vorstellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Priester des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig schlafen konnte!

Göthe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verstanden, das Unendliche und die Ewigkeit verstand er nicht; aber unsterblich ist nur, wer die Unsterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nichts auf der Welt, als Gott und Teufel, wie sie Göthe in seinem viel gepriesenen Faust dargestellt; Göthe hat Gott und Teufel nach seinem Ebenbilde geschaffen. Dort ist Gottes Weisheit, fünf gerade sein lassen; und

des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr ist.

Hätte Bettina die schöne Musik ihres Herzens vor rohen Ohren hören lassen, vor einem Philister ihrer Vaterstadt, vor einem Sachsenhäuser, der aus dem Aepfelwein seine Begeisterung schöpft — es hätte uns gewundert, aber nicht verdrossen. Wir hätten gedacht: sie ist ein Sonntagskind, die einen edlen Geist da erkennt, wo wir Wochenmenschen nur die rohe Hülle sehen. Aber daß sie sich Göthen zugewendet, der seinen ganzen Schatz an den Koffer verwendet, der bei andern großen Geistern den Schatz einschließt; den jeder Alltagsmensch begreift, nach seinem vollen Werthe schätzt, weil er nichts zu errathen übrig läßt, weil er sein eigener Hintergrund ist — das betrübt uns.

Göthe hat nur verstanden was todt war, und darum tödtete er jedes Leben, um es zu verstehen. Nicht die Natur, nicht den Menschen faßte er. Er zerstückelte das Leben in seine Glieder, in seine einzelnen Organe und zeichnete sie sehr richtig, wie in den besten anatomischen Kupfertafeln. Freilich findet ihr Alles in seinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber setzt sie nur zusammen, macht einen lebendigen Menschen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und

Götter in seinen Dichtungen, aber gerissen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Göthe lebt nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig; denn das Lied ist die Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr theilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann.

Bettina ist ein reichbegabtes, gottgesegnetes Kind, das wir lieben und verehren müssen. Sie ist glückliche Gespielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; sie verstand die Sprache der Stille, der Göthe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, sie leuchteten ihr, wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch ist ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Mährchen. Göthe's Nachwelt ist auch die ihre, sie richtet beide. Wird Göthe verurtheilt, ist Bettina freigesprochen, wird Göthe freigesprochen, ist Bettina schuldig. Göthe nannte sie eine Närrin, und er mußte wohl; denn Bettina selbst sagt es: „Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen und dem zeitlich Vergänglichen.“

Göthe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte Wasser in den Nektar selbst gemischt und ihn wie Arznei getrunken, in Maaß und Zeit.

Bettina besiegte Göthen, aber nicht wie die Liebe besiegt; er floh vor ihr, und so eilig und angstvoll, daß er nicht einmal seinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht blos mit Honig, sie spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter sein: süß dem Freudedurstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Göthe war nur das Erstere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an seinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Göthe hat nur immer der Selbstsucht, der Lieblosigkeit geschmeichelt; darum lieben ihn die Lieblosen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet sein könne, freisinnig und ohne Vorurtheile und doch ein Selbstling; wie man alle Laster haben könne ohne ihre Rohheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geist rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anstand sündige und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine schöne Kunstform veredele. Und weil er sie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Göthe hat sich mit wenigen Worten treffender und wahrer geschildert, als es irgend ein Anderer vermöchte. Er sagt in seinem Leben: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine

Unordnung ertragen." So war Göthe immer und überall, so hat er sich gezeigt in allen seinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menschen sich gegen ihre böse, tyrannische Natur empören, sich von ihr frei zu machen suchen, war es Göthe's Weisheit, sich ihr zu unterwerfen mit Lakaien-Demuth. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunsttödtende, galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechselte, wie Alles wechselt, und von dem Starken zu dem Schwachen, von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Goethe war ein Stabilitäts-Narr, und die Bequemlichkeit war seine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum festgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, sein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach seinem Tode; denn über seine Leiche muß es schreiten, will es zu seinem Ruhme und seinem Glücke kommen.

Blind ist jede Liebe, aber blinder hat sie sich noch nie gezeigt, als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Göthe's, hat seine Blöße gezeigt, hat seine geheimsten Gebrechen aufgedeckt. Die arme Bettina rieb sich die Hände wund, ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; sie hat ihm manchmal den Kopf gewaschen, aber das Herz konnte sie ihm nicht waschen. Wäre die Liebe nicht blind,

hätte sie statt zu Göthe für ihn gebetet, gebetet mit seinen eigenen schönen Worten:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.



Briefe aus Frankfurt.



I.

Frankfurt am Main, den 1. Oktober 1820.

Unsere Messe ist jetzt verschieden; sie soll ein seliges Ende genommen haben, und man lobt sie sehr wegen ihrer guten Eigenschaften. Worin diese aber bestanden, das zu erzählen muß ich andern Biographen überlassen. Uns Glückliche, die wir nur zum Essen geboren sind (fruges consumere nati), berührt der Großhandel gar nicht, und es ist uns sehr gleichgültig, ob die Seidenzeuge flau gingen, ob die Baumwollenwaaren überführt waren, ob das Sohlleder stark gezogen, oder ob von allen dem das Gegentheil stattgefunden. Eine seidene Weste, Battist zu Halstüchern, ein paar Stiefel, das behält seinen unabänderlichen Preis, der Handel mag gut oder schlecht gehen, so wie auch der Schoppen Wein in den hiesigen Gasthäusern nie wohlfeiler wird und wenn hundert weinreiche Jahre auf einander folgten. Wichtiger als etwas Kosmologisches ist der Staats-

papierhandel, wobei von gedankenlosen Vätern der Wohlstand der Enkel auf dem Halme verschachert wird. Der Cours schwankte seit acht Tagen wie ein Schiff auf stürmischem Meere, und dennoch wagt es die tollkühne Habsucht, selbst mitten im Sturme aus dem Hafen zu laufen. Der Handel mit Staats=papieren ist hier vorzüglich in den Händen der Juden, und bei der südlichen Beweglichkeit dieses Volkes und der Oeffentlichkeit ihrer Empfindungen und Gedanken kann Jeder, der sich nur etwas auf die Chiromantie versteht, an den Fingern der von der Börse zurückkehrenden Asiaten abzählen, ob eine feindliche Einmischung in die Sache Neapels erwartet werde oder nicht, und was man von Troppau hoffe oder fürchte.

Die besten Meßgeschäfte hat unsere Bühne gemacht, und zwar in Colonialwaaren, denn der Indianische Gaukler gehört unstreitig darunter. Das war ein Leckerbissen! Ein wahres indianisches Vogelnest! Bei neun Vorstellungen war das Haus jedesmal übervoll; die Dividende unserer Ostindischen Compagnie kann nie so hoch gestanden haben. Es ist wahr, der Equilibrist hat das Mögliche gethan, und es wäre zu wünschen, man stellte ihm Europa auf die Nase, damit es im Gleichgewichte erhalten werde, was jetzt Noth thut. Sein Spiel mit den

Messern und Kugeln war so meisterhaft, wie selten ein Spiel auf diesen Brettern sich zeigt, und wenn er das lange Schwert verschlang, so hätten Aerzte schon das Zusehen als Vomitiv verschreiben können. Unser vortreffliches Orchester — das ganze vollständige von vierzig Mitgliedern, nicht, wie bei gewöhnlichen Schauspielen von Schiller, Müllner, nur ein Theil desselben — hatte die Ehre, dem Indianer zu seinen Schwebekünsten Walzer, Menuets und Hopsangloisen vorzuspielen, wozu Jener sein Gigidi Gagidi halb sang, halb sprach, welches der Musik etwas Erhabenes verlieh. Die dramatischen Stücke, welche den Darstellungen des Gauklers jedesmal vorausgingen, waren gut gewählt, nämlich die allerschlechtesten; denn die Ostindische Compagnie dachte mit Recht, sie müsse diese Gelegenheit benutzen, den alten Babel des Repertoirs an den Mann zu bringen. — Weniger glücklich war die Theaterdirektion mit den neuen Stücken, die sie zur Schau gab. Es waren deren vier an der Zahl; drei derselben wurden mehr oder weniger ausgepfiffen, und das vierte hätte verdient ausgepfiffen zu werden. Den Anfang machte die Oper Emma von Meierbeer. Es soll diesem jungen Tondichter nicht aller Werth abgesprochen werden; nachsichtige Kenner sagten, in der Instrumentirung sei er nicht ohne alles Talent; vielleicht

hat auch Herr Meierbeer seitdem Besseres geliefert. Aber in der Oper Emma zeigte er sich als einen Petit-maître, der Italienischen Weiberchen den Hof macht. So parfümirt, so überzuckert ist diese Musik, daß selbst die Rossinische Pfeffer und Salz dagegen ist. Dann kamen die beiden Gutsherren von Voß. Wir Frankfurter sind sonst sehr genügsam, und verzehren die dramatischen schwarzen Suppen, die man uns vorsetzt, gleich den besten Spartanern, mit der größten Eßlust; aber diesesmal war es gar zu arg, und wir konnten uns des Pfeifens nicht enthalten. Seitdem die liebe Sonne durch die Dachfenster der Poeten fällt, ist so etwas Abgeschmacktes nicht verfertigt worden. Das dritte ausgezischte Stück war das lustige Beilager, ein komisches Singspiel von Wenzel Müller, dem berühmten Componisten des Sonntagskindes. Ich thue dem Herrn Wenzel Müller ein klein wenig Unrecht, wenn ich sage, er hat die beiden Gutsherren in Musik gesetzt. Das vierte neue Stück, welches den Leuten gefallen mußte, weil es nicht ganz so schlecht war als die vorhergehenden, war Zieglers 24jähriger Hausdoktor, der sich so lange unsern Kennerblicken bescheiden zu entziehen wußte. Indessen das wahre Verdienst dringt endlich durch. — Dem. Fischer vom Braunschweiger Theater hat einige Gastrollen

gegeben; eine vortreffliche Sängerin, wie wir seit lange keine gehört haben. — Man hat den Verstand gehabt, den Herrn Mals, einen Mann, der Kunstliebe mit derjenigen Gabe verbindet, welche die Regel in's Leben einzuführen versteht, bei der Theaterverwaltung anzustellen. Wenn man auch den Verstand hätte, seinen Rath zu befolgen, dann ließe sich für die Wiederherstellung unserer kränkelnden Bühne noch Hoffnung schöpfen. —

Wir haben uns der willkommenen Besuche fremder Tonkünstler zu erfreuen gehabt. Canonya, ein Portugiese, ließ uns sein Spiel auf der Clarinette bewundern; und der Flötenspieler Drouet aus Paris erwarb sich das einstimmige Urtheil der Kenner und Kunstfreunde, daß er Alle, die je hier auf diesem Instrumente gehört worden sind, weit hinter sich zurückläßt. Ein eigentliches Conzert konnten diese beiden Tonkünstler nicht geben, da ihnen sämmtliche Mitglieder des Theater-Orchesters ihre Begleitung versagten, obzwar an jenen Abenden keine Oper war. Diese Herren hatten von der Theaterdirektion die Weisung erhalten, während der Messe an keinem Conzerte fremder Tonkünstler Theil zu nehmen, damit Letztere sich abschrecken ließen und die Leute genöthigt würden, aus Mangel anderer Unterhaltung in's Theater zu gehen. Ich überlasse es der Em-

pfindung und der Sprachkenntniß der Leser, für diese schimpfliche Schacherei mit der Kunst sich einen Ausdruck zu schaffen. Dahin wird es der hier so verderblich herrschende Zunftgeist noch bringen, daß man Frankfurter Bürger wird sein müssen, um einheimische Ohren mit einem Flöten-Adagio entzücken zu dürfen.

Auch an Schauspielen anderer Art fehlte es uns nicht, und ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum (so lautete die Einladung) hatten kaum Zeit genug, Alles zu sehen. Herr Lion aus Wien zeigte „eine große akademische Kunstgallerie, bestehend aus mehr als 130 Statuen in natürlicher Lebensgröße". Daß aber diese Statuen aus Wachs waren, davon meldete der Anschlagzettel nichts. Die übrigen Künstler übergehe ich, um von Herrn Rovère zu sprechen: Monsieur Jules Rovère, prestidigitateur, wie er sich nannte, gab jeden Abend „Spectacle des délassements à la mode." Die Athenienser hätten seine Ankündigung besser verstanden als wir. Scènes mimo-pyrotechniques, rabdomancie, pseudoplepsie, dactyliomancie, cartomancie, necromancie, phantasmagorie, waren unsern deutschen Ohren fremde Wörter. Die Augen mußten die Dolmetscher machen. Herr Rovère, ein schöner, artiger, junger Mann, machte be-

sonders bei der weiblichen Welt sein Glück, auch beschäftigte er sich immer mit derselben. Schlau war der Franzose. So oft er mit einem Kasten einen Taschenspielerstreich machen wollte, gab er ihn schönen Mädchen in die Hände, um untersuchen zu lassen, qu'il n'y a pas de double fond. Aber die Innenseite des Deckels war mit einem Krystall-Spiegel bekleidet, und die Schönen hatten die flüchtige Minute besser zu benutzen als zur Erforschung des double fond. Die Eine und die Andere ward in Verlegenheit gesetzt, indem sie in das Spiel des Gauklers mit eingeflochten wurde. Ein hoher Adel war hier schon mehr auf seinem Platze, aber das verehrungswürdige Publikum kam nicht selten in große Noth, wegen des Französischsprechens. Ein junges, schönes Mädchen ließ mich über drei Sitzreihen weg durch einen Knaben fragen, wie Kreuz sieben heiße? (Diese Karte hätte sie sich in den Sinn genommen, und sie müsse dieses öffentlich erklären.) Da ich in Paris war, konnte ich guten Bescheid geben. Ein ehrlicher Bürger in meiner Nähe war voreilig und reichte, als der Prestidigitateur ein Stück Geld forderte, einen Thaler hin mit den Worten: la-voisi! Der gute Mann hatte das noch von der Einquartirung der alten Garde übrig behalten. Aber der Satan von

Franzose hielt ihn jetzt fest und hielt ganze meidingerische Gespräche mit ihm, daß man Mitleiden haben mußte. Herr Rovère hat wirklich geleistet, was von seiner Kunst gefordert werden darf. Aber mit dem zweiten Theile seiner Schauspiele hatte er sich sehr verrechnet. Nämlich nach Beendigung der magischen Vorstellungen im Saale wurden die Zuschauer in einen daran stoßenden Garten geführt. Grande illumination en verres de couleurs représentant l'empire de Circé, parades, scènes mimiques, chant français et italien, danses, fanfares, scènes mimopyrotechniques, alles das ließ man sich einige Male gefallen. Herr Rovère aber hatte sich nicht sowohl Wirkung von der glänzenden Beleuchtung versprochen, als von der Beleuchtung, da wo sie aufhörte glänzend zu sein. In abgelegenen Lauben und Baumgängen sollten spärliche Lampen die Dunkelheit verrathen, und die Rückkehr der Besuchenden sichern. Wir soliden Frankfurter aber gingen mit Weib und Kind um 9 Uhr nach Hause, und der Franzose war ganz verblüfft, daß wir von der großen Armee so wenig Lebensart gelernt hatten.

Der stille Fleiß unserer hiesigen Literatoren hat einige wichtige Erzeugnisse an den Tag gebracht. Herr Senator von Meyer, einer der ersten

Gottesgelehrten Deutschlands, hat ein Sendschreiben an den Professor Marheinecke zu Berlin drucken lassen, worin er auf Verlangen Auskunft giebt, wie er als Rechtsgelehter dazu gekommen, sich mit dem Bibelstudium zu beschäftigen. Der Verfasser kehrt zu den Jahren seiner Jugend zurück, da er die Akademie verließ und ins bürgerliche Leben eintrat. Er sagt: „Körperliches Mißbehagen stumpfte meine muntere Thatkraft ab, und die ernsthaften Schickungen der Zeit verwickelten mich endlich in ihre eisernen Netze. Ohne jemals an den politischen Weltveränderungen thätigen Theil zu nehmen, wurde ich von ihnen allen ein geschlagenes, obwohl dennoch geschontes Opfer. Die glänzendsten Aussichten auf mein weiteres Leben gingen mit dem vielfachen Umsturz der Dinge unter; der Besitz und die Anwartschaft von wichtigen deutschen Staatsämtern wurden mir durch Ländertausch und Aufhebung der Behörden zernichtet; ich wandelte zwischen den Schrecken des Kriegs und auf den Trümmern gewesener Herrlichkeit. ... Das Nachtstück der Zeit und meine verjährten Leiden, da ich schon Hausvater war, brachten mich allmählich zu ernsterer und hellerer Besinnung.“ Da durchfurchte die Gnade des Herrn den Acker seines Herzens, und der Gedanke keimte hervor, „Vater, mache mich zu einem deiner Taglöhner!“

Auf diese Weise wurde Herr von Meyer zum Bibelstudium geleitet, und die Vorsehung war ihm hierbei so behülflich, daß sie ihm alle philologischen Hülfsmittel zufließen ließ, deren er bedurfte. „Die besten ältern und neueren Bibelübersetzungen, lateinische Commentarien und Scholien ... wurden mir wie durch unverkennbare Schickung in Versteigerungen und sonsten zugeführt.“ — Von demselben Verfasser sind erschienen: „Blätter der höheren Wahrheit, mit besonderer Beziehung auf Magnetismus.“ Zweite Sammlung. — Der Sänger des Luther, Herr Dr. Friedrich, hat herausgegeben: „Heliodor, des Jünglings Lehrjahre.“ Die Ober-Postamts-Zeitung von 20. September hat zur würdigen Feier dieses Tages einen Auszug mitgetheilt, worin der Verfasser die Jünglinge belehrt, wie sie sich als Staatsbürger zu betragen hätten. — Von Professor Hufnagel ist erschienen: „Das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben.“ Zwei Theile. Das Werk wird sehr gelobt wegen Gehalt und Form.

II.

Frankfurt am Main, den 3. November 1820.

Der Kanzlei=Styl der Begeisterung hat sich an diesem 18. Oktober nicht geübt, und das erste Stufenjahr der deutschen Freiheit wurde ohne Floskeln und um so schöner in unsern Mauern gefeiert.

Man legte unter gut geordneten Festlichkeiten den Grundstein zu einem großen Gebäude, worin die öffentlichen Büchersammlungen der Stadt aufgestellt werden sollen. Rüstkammern solcher Art verbürgen (wenn nur die Waffenübung nicht fehlt) dem Vaterlande den Sieg über Barbarei und feindliches Wollen mit größerer Sicherheit, als Schwerter und Mauern es vermögen. Daß endlich doch die Hand an dieses wohlthätige Werk gelegt worden — an ein Werk, das ein großes Bedürfniß nicht blos befriedigen, sondern bei Vielen auch erregen soll — macht zweifelhaft, ob mehr zu loben sei die deutsche Beharrlichkeit, die einen guten Gedanken, einmal gefaßt, nicht

wieder aufgiebt, oder mehr zu tadeln sei die deutsche Langsamkeit, die so langer Zeit bedarf, den guten Willen zur That zu gestalten. Schon im Jahre 1782 wurde von dem Frankfurter Senate die Erbauung einer Bibliothek beschlossen; bald vierzig Jahre sind seitdem vorübergegangen, und wenn nicht das Vermächtniß eines guten Bürgers, des verstorbenen Buchhändlers Brönner, der 25,000 Gulden dazu bestimmte, der Sache einen Antrieb gegeben hätte, so wäre sie wohl jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Das Gebäude wird nahe an zweimalhunderttausend Gulden kosten, und es soll in vier Jahren vollendet sein. Dessen Leitung ist dem einsichtsvollen Baukünstler Heß übertragen, und da seine Geistesfreiheit hier keine Schranken fand und alle seine Entwürfe genehmigt worden sind, so läßt sich erwarten, daß das Gebäude nicht blos ein Denkmal des Bürgersinnes und der wohlthätigen Fürsorge der Regierung, sondern auch ein Denkmal der Kunst werde. Es giebt vielleicht keine Stadt in Deutschland, wo nach Verhältniß ihrer Größe so viel gebaut wird als hier. Seit dreißig Jahren sieht man jährlich zehn bis zwanzig neue Häuser entstehen. Aber so schön und prächtig auch die dem Reichthume der Besitzer angemessene Ausschmückung, so zweckmäßig auch die architektonische Einrichtung

im Innern dieser Wohnungen sein mag, so wenig befriedigt doch deren Außen-Seite die Forderung der schönen Kunst. Ganz neue Straßen bilden einen einzigen rechtwinkeligen, nur mit Luft- und Licht-Oeffnungen versehenen Steinhaufen, und man würde glauben Kasernen zu sehen, wenn nicht die seidenen Vorhänge an den Fenstern die Art der Bewohner verriethen. Der Sinn für das Oeffentliche, was zugleich schön ist (und schön ist nur das, was nützlich ist für Alle), mangelt hier gänzlich. Das Leben hier ist keine Kunst, es ist ein Handwerk, und Frankfurt ist gewiß einer der engsten, spitzesten Krähwinkel, die es in Deutschland geben mag. Nur für das Gute, das gleich in der ersten Folge nützt, herrscht Empfänglichkeit; aber nur die Frucht, nicht die Blüthe des Glückes, wird gewartet. Für Kranke und Nothleidende, für die Erziehung der Jugend ist gut und reichlich gesorgt, wer aber zu etwas Höherem Lust trägt, als zu Arznei und Speise, zu Schulwissenschaft und Schulkunst, der kann sein Sehnen nicht befriedigen. Die düstern Thore und ängstlichen Zugbrücken, die Wassergräben und hohen Wälle und Mauern sind endlich verschwunden, und ein freundlicher Garten umkränzt die erheiterte Stadt. Aber die Thore, Zugbrücken, Gräben, Wälle und Mauern, die in Gesetz und Sitte, in Ordnung und Gewohn-

heit herrschen und die, herüber gekommen aus den Zeiten des Faustkampfes, das Bedürfniß jetzt schon Jahrhunderte überdauern — diese verfinstern und verengen das Leben noch immer. Alles hier ist zünftig, sogar die Freude ist es. Die Arbeiten sind getheilt, die Genüsse sind es auch, und wie die Grenzen benachbarter Handwerke so ängstlich gezogen sind, daß eine fußbreite Uebertretung Rechtsstreit und Richterspruch bewirkt, so ist auch Lust von Lust geschieden und ungeneckt mag Keiner herüber oder hinüber schreiten. Die Aufnahme in das Casino ist mit so vielen Förmlichkeiten verknüpft, als es vormals die Aufnahme in ein Domkapitel war, und casinofähig sein oder nicht sein, hat hier eine wichtige gesellschaftsrechtliche Bedeutung. Man ist hier kein Weltbürger, kein Europäer, kein Deutscher, nicht einmal ein Frankfurter; man ist Kaufmann, Handwerker, Krämer, Doktor, Candidat, man ist Bürger, Beisaß, Permissionist, man ist Christ oder Jude. Gemeinwesen herrscht nur in Finanz und Polizei, nicht im geselligen Leben; Jeder steht einzeln; die Stufen bilden keine Treppe und die Bäume keinen Wald. Daher der Mangel jener Weltanschauung, die uns über Raum und Zeit erhebt und die nur gewonnen wird, wenn die Besten aller Stände sich vermengen; daher jene Geisteigenschaft,

die an das Pflaster des Geburtsortes bindet; daher die Unerquicklichkeit des hiesigen geselligen Treibens. Es mangelt nicht an Genüssen, aber am Vollgenusse des Lebens. In den Mittelständen herrscht eine Treue und Biederherzigkeit, die Vieles gut macht, und in den untern eine gewisse Genialität, die nur irrt, weil die Menge ewig jugendlich bleibt und nur foppend Unrecht thut. Die höhern Stände sind schlimm. Es gibt hier so viele verständige und gutmeinende, ja geistvolle und edle Menschen. Nun wohl, ihr sprecht mit ihnen; ihr lustwandelt mit ihnen durch die Blumen- und Fruchtwege der Wissenschaft, der Kunst, des sittlichen Lebens; Frage und Antwort, Rede und Gegenrede befreunden sich; ihr versteht euch und seid zufrieden. Plötzlich bleibt euer Begleiter stehen und ist nicht von der Stelle zu bringen. Erstaunt und fragend erhebt ihr den Blick und seht einen der vier Wartthürme, die das Weichbild dieser Stadt begrenzen. Euer Mann ist nicht fortzutreiben; sein Wunsch, Wille und Kraft, sein Geist und Herz, sein Auge und Ohr enden hier. Innerhalb jener Wartthürme ist er vollkommen. Jene Beschränktheit theilen die Frauen nicht. Geist und Gemüth, Witz, Anmuth, Lebendigkeit besitzen viele, und oft gesellen sie zu der Liebenswürdigkeit, die ihr eigenes Erbtheil ist, auch den Theil davon,

der ihren Männern gebührt. Um so ängstlicher aber bemerkt man eine Gefahr, die allen jenen herrlichen Eigenschaften droht. Es ist die Schwärmerei, die Mystik, die sich als düsterer ungesunder Nebel um den Blick der Frauen gelegt hat, und der im frömmelnden Wahne für den Himmel gehalten wird. Was Männern nur den Geist verwirrt, verwirrt bei Frauen auch das Herz. Die Frauen Frankfurts sind hierüber mehr zu beklagen als anzuklagen. — Wo es dem Geiste und dem Herzen an jenem Luftzuge fehlt, der die innern Flammen in das Freie führt, da muß die Flamme in sich selbst zurückschlagen, und jener Rauch und Qualm entsteht, der alle Umrisse und Farbe der Dinge verwirrt und verbleicht. Diesen freien Luftzug aber gewährt nur das öffentliche, gesellige Leben, dessen Verhältnisse von Männern geordnet und erhalten worden. Die Frauenvereine, welche zur Zeit des Befreiungskrieges hier wie im ganzen Vaterlande sich bildeten, haben jene mystische Neigung ausgebrütet. Es ist für liebevolle Herzen so süß, Wunden zu heilen, daß sie Wunden lieben lernen um der Heilung willen, und wenn sie alle vernarbt, die Krieg und Noth geschlagen, wird das leidsüchtige Gemüth zu jener großen Wunde hingeführt, woran die Menschheit ewig blutet — an den klaffenden Abgrund, der Sein

von Nicht-Sein, Zeit von Ewigkeit, die Sinne vom Uebersinnlichen trennt. Das magnetische Treiben einiger hiesigen Aerzte und öffentliche Vorlesungen über den thierischen Magnetismus haben mitgeholfen, den Einklang des weiblichen Herzens zu zerstören. Man dürfte wünschen, jene gefährliche Lehre möchte nur naturkundigen Männern zugänglich gemacht werden, wenn nicht noch gefährlicher wäre, irgend eine äußere Gewalt zur Einmischung in das freie Schalten des Geistes aufzuforderu. Wie sehr man sich bemüht, jene, wenn auch aus reiner Quelle geflossene, aber in ihrem Laufe trüb gewordene Neigung der hiesigen Frauen zu benutzen, zeigt eine neuere Anregung. Die in London bestehende Gesellschaft zur Bekehrung der Juden hat einen Missionär hierhergesendet, und es hat sich als Folge dessen auch hier eine solche Gesellschaft gebildet. Seitdem sind in den hiesigen Blättern Aufforderungen zu lesen an Jedermann, Theil zu nehmen an diesem Werke des Heils, Aufforderungen, in einer Sprache abgefaßt, die von der königlichen Natur nichts hat, nicht Kraft, nicht Hoheit, nicht Würde, nichts hat als die Salbung. In diesen Tagen hat „eine deutsche Jungfrau in Frankfurt am Main“ eine englische Flugschrift übersetzt, benannt: Einer englischen Predigerin „Worte Debohra's,“ oder Zu-

schrift an Frauen für die Londongesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. Die Frankfurter Frauen werden darin eingeladen den englischen nachzuthun und für die Bekehrung der Juden zu wirken, vorzüglich durch Gebete und Groschengesellschaften. In London hätten mehrere Frauen wöchentlich eine eigene Stunde bestimmt, um ganz besonders zu beten „für die Nachkommen des glaubensvollen Abraham". Wer wöchentlich einen Groschen bezahlt, werde Mitglied der Gesellschaft und ausschußfähig. Das solle man hier nachahmen. Aber unsere guten und verständigen Frauen werden sich nicht verwirren lassen, fühlend, daß es die wahre Heiligkeit nicht sein könne, die man so wohlfeil erkauft; begreifend, daß sie Besseres zu thun haben als zu beten, und wenn ja beten, daß sie zu beten haben für sich oder für Alle; und bedenkend endlich, daß ihnen keine andere Bekehrung zukomme, als die ihrer Männer von dem Hasse zur Liebe, von dem Dunkel zum Lichte, von der Verwirrung zur Besonnenheit. Das Haus sei ihre Kirche, und Gatte und Kinder ihre Gemeinde.

Es ist kein Sprung, wenn ich von der Mystik und Judenbekehrung zur Komödie übergehe. Unsere Bühnenverwaltung wandelt stolz und ruhig ihre

Straße fort, unbekümmert um das „Hundegebell der Dramaturgen." Damit uns die Gewohnheit zahm mache, wird fremden Künstlern, sobald sie die Mittelmäßigkeit überschreiten, kein Gastspiel verstattet. So durften Herr und Frau Weixelbaum aus Karlsruhe, die der Ruf zu den besten deutschen Sängern zählt, hier nicht auftreten. Dieser Oktober gab uns zwei dramatische Neuigkeiten, die als Erzeugnisse des Weinmonats etwas von der Natur des Rebensaftes haben: Houwald's Leuchtthurm, den Rausch, den unmäßiger Genuß des Weines gibt, und Dr. Blumenhagen's Simson, die wehe Nüchternheit, die auf einen solchen Rausch folgt. Wenn die wahre Regel der dramatischen Dichtkunst einen Aequator bildet, so ist Houwald zum Südpole und Blumenhagen bis zum Nordpole der Kunst verschlagen worden. Alle dramatische Handlungen des Ersteren sind fabelhafter Art; das Unnatürliche geschieht, das Undenkbare wird gedacht, das Unaussprechliche zu sagen versucht. In einem ältern Drama, im „Bild" hat jener Dichter seinen Stoff vom Galgen herabgeholt, im genannten Stücke wohnt der Held hoch in einem Leuchtthurme. Das Steigen einer solchen luftschiffenden Phantasie muß mit dem Manne im Monde endigen. Was Simson betrifft, so muß Jeder, der sich nur etwas hinein

fühlen kann in jene einfache Kraftmenschen einer vergangnen Zeit, wenigstens lächeln, wenn er sieht, wie sie von neuen Dichtern abgehobelt und gebohnt werden. Dieser Simson da war nicht der kühne Lümmel des alten Testaments, das war ein zierlicher Theaterheld, der sentimentalisirte, reflectirte und manierirte wie unser Einer. Was haben jene glücklichen Menschen von unserer erbärmlichen Nerven-Philosophie gewußt? Auf der Bühne erschien Simson gekleidet mit weiten Gewändern, Turban und Zubehör, ohngefähr wie der Kalif von Bagdad in der Oper dieses Namens. Ueber sein Kleid eines Operntänzers trug er eine nachgeahmte Löwenhaut. Wie gekleidet, ist er gedichtet. — Die Familie Kobler gab diesen Monat über und giebt noch ferner Ballete. Gute Solo-Tänzer sind sie allerdings; aber an Pantomime, an dramatischer Tanzkunst fehlt es ihnen. Doch muß es zu ihrem Vortheile bemerkt werden, daß sie bei unserer Bühne die nothwendigen Gehülfen vermissen, denn wir haben kein tanzendes Chor. — Der Flötenspieler Drouet gab ein zweites Conzert. Ich sage der Kürze wegen: seine Flöte ist eine löwenzüngige Nachtigall — obzwar die gute Schreibart solche aufgeblasene Redensarten verbietet. — Auch des berühmten Moscheles aus Wien hatten wir uns zu erfreuen. Gleich-

rauschender Beifall, als ein früheres Mal und wie er hier selten gegeben wird, wurde ihm gezollt. In einem Doppelt-Conzert, das er mit unserm Aloys Schmitt spielte, war es so erfreulich als anziehend zu beachten, wie diese großen Künstler von verschiedenen Wegen her am Ziele der Meisterschaft zusammentrafen.

III.

Frankfurt am Main, den 6. Dezember 1820.

Wenn auch das Morgenblatt, seiner Bestimmung nach, der Verhandlung politischer Dinge nicht allen Platz verweigern müßte, so könnte es doch nicht Platz genug einräumen, um die „Geschichte des preußischen Staates", die ohne Namen des Verfassers hier im Verlage der Hermann'schen Buchhandlung (der dritte und letzte Band im vorigen Monate) erschienen ist, nach der Fülle ihres Werthes zu loben! Aber dieses Werk hat eine Kunstseite, die mit einigen Worten berührt werden mag. Es ist so leicht zu erklären, warum die Deutschen keinen Styl haben können, daß es verzeihlich wird, daß sie keinen haben. Der rohe Ausdruck des Gedankens verhält sich zum künstlerischen, wie ungemünztes Metall zum Gelde. Was das Gepräge an der Münze, das ist an der Rede der Styl. Es giebt einen National-Styl und einen Personal-Styl; jenen

haben die Franzosen, diesen die Engländer. In Frankreich ist die Geistesbildung monarchisch, darum unterscheiden sich dort die guten von den mittelmäßigen Schriftstellern nur im Gedanken-Reichthume, nicht durch ihren Styl, der bei allen fast gleich ist. In England ist die Geistesbildung republikanisch. Aber in Deutschland leben die Männer der Kunst und Wissenschaft, ob sie zwar figürlich von einer Gelehrten-Republik sprechen, den Wilden gleich, noch in keiner geselligen Verbindung; darum haben die Schöpfungen ihres Geistes einen Werth, aber keinen Preis — sie haben keinen Styl. Wir ermangeln sowohl einer Hauptstadt, die für alle Strahlen einen Brennpunkt, für alle Erzeugnisse des Geistes einen Markt bilde, als auch einer Volks-Repräsentation, wobei die Besten aus der Menge diese vertretend, rathen und beschließen. Die kritischen Blätter könnten solche Kammern bilden, aber die meisten sind nur Wohnhäuser, worin die Familienväter Redakteurs nach Belieben schalten und walten. Es geht nie eine öffentliche Meinung daraus hervor; denn, wenn auch das eine kritische Blatt tadelt, was das andere lobt, so treffen doch diese feindlichen Ansichten nie auf einem Schlachtfelde zusammen, sie umgehen sich, und kein Werk der Wissenschaft erfährt einen entscheidenden Sieg oder eine entscheidende Niederlage.

Das Beste findet seinen Tadler, und das Schlechteste seinen Lobredner. So können es die Deutschen zu keinem Style bringen, weil sie einzeln stehen. Wohl bliebe es Jedem frei, die Eigenthümlichkeit seines Geistes auszuprägen mit dem Stempel seines Styls, aber die Deutschen sind zu furchtsam, sie wagen es nicht, einen Styl zu haben, sie halten dieses für eine strafbare Falschmünzerei. Ihre Aengstlichkeit verräth sich gleich darin, daß sie in der didaktischen Rede, Wir sagen, statt Ich. Die Wenigen, die sich durch ihren Muth auszeichnen, haben nun freilich einen Styl, obzwar keinen musterhaften (classischen). Dieses Wort in dem einen und dem andern Sinne genommen, als Ausdruck des Werthes und als den des Preises der Gedanken, kann man sagen, daß es Schriftsteller giebt, die einen guten Styl haben, aber keinen Styl (wie Göthe), und andere, die einen Styl haben, aber keinen guten (wie Jean Paul). Johannes v. Müller hätte beides gehabt, hätte er sich dazu verstehen können, von der Gediegenheit seiner Gedanken Einiges aufzuopfern. Denn wie keine Münze haltbar wird ohne Beimischung unedler Metalle, so kann man auch keinem Style Haltbarkeit geben, wenn man nicht mehr Worte verwendet, als der Sinn erfordert. Alles bisher Gesagte gilt nur von der frühern Zeit, denn

in der neuen sind Zeichen genug vorhanden, daß die deutschen Schriftsteller bald einen Styl bekommen werden. Den Anfang hierin macht das erwähnte Werk über die Geschichte des preußischen Staates. Ich sage, es macht den Anfang, die ersten Schritte — in der Zeit, nicht im Raume; denn es hat das Ziel der Vollkommenheit schon erreicht. Kein zweites deutsche Buch hat eine so herrliche Schreibart, die so viele Stärke mit so viel Anmuth, so viel Gediegenheit mit so großer Behendigkeit, und das Seelenvolle eines Gemäldes mit dem Muskel-Ausdrucke eines plastischen Bildwerkes vereinigt. Man sollte das Buch, abgesehen von seinem übrigen Werthe, zu rhetorischen Zwecken in Schulen einführen, damit die deutsche Jugend lerne, wie man Gedanken nicht blos habe, sondern auch wecke, was nur die schöne Redekunst vermag. —

Aber unsere Bühne rechnet noch immer nach dem Kalender alten Styls, so wenig sie auch übrigens dem griechischen Cultus anhängt. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß ich ein Verhältniß nicht verschweige, welches ihre üble Lage sehr entschuldigt. Sie ist vielleicht die einzige in Deutschland, die von dem Staate nicht die kleinste Unterstützung genießt, ja dieser zieht noch Vortheil von ihr; denn das Schauspielhaus, ein städtisches Eigenthum, ist der Direktion

verpachtet, und es heißt sogar, man wolle jetzt den Pachtzins erhöhen. Unser Freistaat hat es noch nicht zu der Einsicht gebracht, daß weniger die Befriedigung der thierischen, als die der geistigen Bedürfnisse der Menschen diese genöthigt hat, in eine gesellschaftliche Verbindung zu treten. Auch der einzeln stehende Mensch hat Verstand genug, zu begreifen, was seine Sinnlichkeit fordert, und Kraft genug, ihr zu gewähren. Der Selbsterhaltungstrieb überredet oder zwingt ihn. Aber der fastende Geist hungert nicht, und er stirbt dahin, ohne sich seines Lebens bewußt zu werden, wenn nicht mütterliche Sorgfalt ihn speist und tränkt. Die Regierungen haben diese Mutterpflicht zu üben. Braucht es aber wiederholt zu werden, daß die Bühne zugleich Schule und Sonntagsfeier der Erwachsenen ist, die ihnen nicht blos Unterricht, sondern auch Erholung giebt von den langweiligen Lehrstunden des wahren Lebens? Man erwiedere nicht: der Staat hat dringendere Ausgaben für das Wohl seiner Bürger zu bestreiten, eine Schaubühne aber ist entbehrlich. Was heißt entbehrlich? Der Wein, die Musik ist es auch. Die Luft ist unentbehrlich, und wer genießt sie? Nicht daß der Mensch athme, daß er froh athme, darauf kömmt es an. Wo die Nothwendigkeit aufhört, fängt erst die Freiheit an, wo die rohe Sinn=

lichkeit endet, beginnt erst die menschliche Lust. Auch ist die hiesige Bürgerschaft reich genug, um jährlich eine hinreichende Ausgabe für ihre Bühne machen zu können, ohne eine andere nothwendigere darum beschränken zu müssen. Daß sie es nicht thut, ist um so unerklärlicher, da sie sich selbst besteuert, indem Frankfurt einen Freistaat bildet und die alleinherrschende Ansicht einer Finanzkammer dort nicht hindernd in den Weg treten kann. So wird nun die Bühnen-Verwaltung auf ihre eigenen Quellen, oder vielmehr auf ihre Cisternen angewiesen, denn das Wasser quillt nicht von selbst, es wird von Tage zu Tage gesammelt. Sind sie nun ausgeschöpft und wir verschmachten, dann mag die Verwaltung sich freilich etwas rechtfertigen können. Sich ganz lossprechen, das vermag sie nimmer, denn sie selbst hat sich in einen verderblichen Zirkel gebannt. Unzeitige Ersparnisse haben das Einkommen vermindert und eine Fehlsumme herbeigeführt, und diese zu decken, werden ferner unzeitige Ersparnisse gemacht, die den Verlust nur vergrößern. Man kann der Theater-Verwaltung keineswegs eine übermäßige Gewinnsucht zum Vorwurfe machen, sie besteht aus reichen Kaufleuten, die von ihrem dargeliehenen Gelde nur den Ertrag der landesüblichen Zinsen fordern. Mangelnde Einsicht hat zu fehlerhaften Schritten

verleitet. Man sucht die Schauspiellustigen zu reizen, man bemüht sich aber nicht, sie zu fesseln, denn das Neue reizt, und nur das Gute fesselt. Es geht kein Monat vorüber, ohne daß man uns neue Stücke giebt, aber sie sind, wie sie heut zu Tage sind. Die vielen guten ältern aber läßt man von den Mäusen zernagen. Ich habe das Opern-Verzeichniß der hiesigen Bühne vor Augen liegen, es ist so reich, als man es nur wünschen kann. Wird es wohl Einer glauben, daß neben den vielen Meisterwerken von Paesiello, Cimarosa, Gretry, Simon Meyer, Zingarelli, Gluck, die man seit vielen Jahren nicht mehr giebt, sogar zwei Opern von Mozart sich befinden, die das ganze jetzige Geschlecht fast vergessen hat? Daß Idomeneo seit dreizehn Jahren nur drei, Cosi fan tutte seit vier und zwanzig Jahren nur acht Male aufgeführt worden ist? Daß Spohr's Faust und Zemire und Azor, beide vortreffliche Opern, die er, als er hier Kapellmeister war, für unsere Bühne componirt hat, seit seiner Entfernung gar nicht mehr zum Vorscheine kommen?

Die zwei neuen Stücke, die uns der Monat November gegeben, sind: Die Truhe von Fr. Kind, und Klara von Montalban, nach einem Roman der Frau v. Genlis, bearbeitet von Elise

Bürger. Die Truhe nennt der Dichter eine „dramatische Kleinigkeit". Vor so einer höflichen Bitte kann die Kritik freilich nur eine stumme Verbeugung machen; aber sie denkt bei sich: ein Drama ist keine Kleinigkeit, man soll daher keine dramatische Kleinigkeit schreiben. In dieser Kleinigkeit ist mir nur eine Kleinigkeit aufgefallen — ein Reim. Auf Geitz'gen (Geizigen) wird gereimt Reizgen (das Verkleinerungswort von Reiz). Ich meine aber, das heißt nicht die Sprache bereichern, wenn man ihre Gold- und Silbermünzen gegen Kupfergeld auswechselt, damit die Zahl der Stücke sich vermehre. Das Schauspiel der Frau Bürger habe ich weder gesehen noch gelesen, ich kann aber doch mit Verstand darüber urtheilen. Ein hiesiges Theaterblatt hat das Stück sehr getadelt, die Verfasserin selbst aber ist öffentlich aufgetreten und hat es sehr gelobt. Die Mitte zwischen sehr schlecht und sehr gut ist mittelmäßig gut, und dabei bleibe ich stehen. Man darf es der Verfasserin nicht zum Vorwurfe machen, daß sie sich selbst Recht verschafft, sie ist dazu genöthigt worden. Sie sagt: „da die Direktion mir noch ein Schauspiel in Jamben abgekauft hat, und geben wird, so war ich es derselben schuldig, wenn ich auch um meinetwillen gern geschwiegen hätte." Wir erwarten die Jamben und schweigen.

Doch darf ich nicht zu erwähnen vergessen, daß Frau Bürger auch ein Declamatorium gegeben hat. Eines Urtheiles darüber enthalte ich mich, da ich meiner Unbefangenheit hierin nicht traue; denn das Declamiren liebe ich schon darum nicht, weil man kein deutsches Wort dafür hat. Es hilft mich Nichts, in Heyse's Verdeutschungs-Wörterbuche nachzuschlagen. Dort heißt es: „Declamiren, 1) kunstgemäß lesen oder reden, mit Empfindung vortragen; 2) im rednerischen Tone von unwichtigen Dingen reden, ein Prunkgerede machen, sich in Schmuckrederei verlieren; 3) schreien, eifern, poltern, losziehen (z. B. gegen einen Fehler).“ Frau Bürger ist weder gegen einen Fehler losgezogen, noch passen die übrigen Verdeutschungen auf ihre Vorträge. — Auch Spohr hat uns auf seiner Durchreise nach Frankreich und England mit einem Conzerte erfreut. Man braucht nur diesen Namen zu nennen, das Uebrige versteht sich von selbst.

IV.

Frankfurt am Main, den 4. Januar 1821.

Zur gemeinschaftlichen Uebung und Ausübung des Gesanges bildete sich hier vor drei Jahren, unter dem Namen Cäcilien-Verein, eine Gesellschaft von Männern und Frauen, deren Art und Weise jede Aufmunterung verdient, und schon entbehren kann. Der Gesang ist die Ursprache des Herzens, die Instrumental-Musik nur eine Uebersetzung dieser Sprache, und so verehren die Frauen den Herrscher ihrer eigenen Natur, wenn sie der Muse des Gesanges huldigen. Daß jener Verein den Sinn und das Ziel seiner Bestimmung so wahr auffaßte und so schnell erreichte, verdankt er der Leitung des Herrn Schelble, ehemaligen Sängers bei unserer Bühne, eines Mannes, der mit der Fertigkeit eines öffentlichen Künstlers den Geist verbindet, welchen die Fertigen oft verlieren, und die Liebe, welche die häusliche Kunst beseelt. Der Cäcilien-Verein, bedenkend, daß das Allen Zugängliche etwas von seiner Würde

verliere, beschränkt die Zuhörer bei seinen Darstellungen auf seinen eigenen an Uebung, Lust und Zahl immerfort wachsenden Kreis. Nur selten giebt er von seiner schönen Ausbildung öffentliche und überraschende Beweise. Dieses geschah auch am 5. Dezember bei einer Aufforderung, welche verstanden zu haben, das beste Lob verdient. Es war der Sterbetag des großen Mannes, der die Musik erschaffen hätte, hätte sie der Himmel nicht selbst geschaffen — Mozart's, und man wollte durch die Ausführung seines herrlichen Werks, des Requiems, dieser schönsten Verklärung des Grabes, den Tod des Künstlers zugleich betrauern und erheitern. Der Saal war schwarz behangen, und auch alles Uebrige sinnvoll und malerisch angeordnet. Die Zuhörer und Zuhörerinnen erschienen in Trauerkleidern, und nie war die innere Uebereinstimmung der Gefühle auch äußerlich so sichtbar als hier. Die musikalische Ausführung geschah mit derjenigen Vollkommenheit, die nur erreicht wird, wenn Bekannte der Kunst zugleich ihre Freunde sind. Ging auch durch den Mangel der Instrumental-Begleitung, die zufällig an jenem Tage nicht zu haben war, Einiges verloren, so ward dieses reichlich ersetzt, indem man den Gesang, den die immer herrschsüchtigen Instrumente nicht unterdrückten, stärker vernahm und genoß.

Noch ein Anderes erhöhte die Bedeutung dieser Feier: die Anwesenheit des jungen Mozart, der als Sohn und Künstler sich der Verehrung seines Vaters und der Kunst erfreuen durfte. Er selbst gab kurze Zeit darauf ein Clavier-Conzert, das so zahlreich besucht wurde, als nie ein früheres. Auch hierbei zeigte der Cäcilien-Verein durch Aufführung einer Cantate warme und achtungswerthe Theilnahme. Die Leistungen des Herrn Mozart, seine Tondichtungen sowohl als sein Spiel befriedigten im hohen Grade, und gewohnt wie man ist, die Natur nach der Schaffung eines großen Vaters erschöpft zu sehen, war man überrascht, noch im Sohne so viel Kraft zu finden. Der Herbst der Tonkünstler — der Winter, brachte uns im vorigen Monate noch zwei andere Concerte. Das eine gab Herr de Groot, Mitglied des hiesigen Orchesters, ein so kunstfertiger als gefälliger Clarinettspieler; das andere ward von dem vereinigten Orchester zum Vortheil des Theater-Pensionsfonds gegeben. Am letzteren tadelte man die unüberlegte Auswahl der Musikstücke. Hier gerade wäre des wohlthätigen Zweckes wegen erlaubt gewesen, durch das Neue zu reizen, und man hätte diese Erlaubniß um so eher benutzen sollen, da man die Würde der Kunst dem Geld-Vortheile nicht aufzuopfern brauchte, denn gar manche

herrliche Musik ist uns noch neu. Die zwar ehrenwerthen, aber ausgedienten Musiksachen, welche man spielte, brachten den ausgedienten Schauspielern kleinen Gewinnst.

Einige Privat-Bühnen wollten den Winter durch die Kunst und die Zeit befördern, aber gleich nach den ersten Vorstellungen ließ die Polizei den Vorhang fallen. Ob darum, weil jene als Liebhaber-Theater zu sehr Wort gehalten, oder weil sie sonst auf andere Art zu natürlich gewesen, vergessend, daß die Bühne das Leben fernschaulich malen, aber nicht handgreiflich darstellen dürfe; oder weil die große Mutter-Bühne Zunftrechte geltend gemacht — das habe ich nicht erfahren. Aber unsere Großmutter-Bühne selbst hat von einigen hunderten, nicht blos unbezahlten, sondern auch bezahlenden Liebhabern ein großes Lärmstück aufführen lassen. Eine hiesige Schauspielerin, an der man strafbar fand, daß sie die Gunst der Menge im gleichen Grade erwiederte als besaß, und deren häusliches Leben, da es öffentlich geworden war, man zu untersuchen sich berechtigt fühlte, sollte, weil die Gesetze sie nicht erreichten, von einem Sittengerichte verurtheilt werden. Als sie daher auf der Bühne hervortrat, wurde sie mit einem Donner des Mißfallens empfangen. Die Getroffene blieb aber unzerschmettert und berief sich

kalt und ruhig auf ihr schuldloses Leben. Ob die Gewohnheit der Tugend, oder die Tugend der Gewohnheit sie aufrecht erhalten, entscheide ich nicht; die Meinungen waren getheilt, aber die Mehrheit der Stimmen behielt und übte Recht. Spät, nachdem alle akustische Zeichen des Tadels erschöpft waren, kehrte die Ruhe zurück, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Aber die gerichtete Schauspielerin unterlag doch dem Andrange; sie wird unsere Bühne nicht mehr betreten und Frankfurt verlassen. Die Liebe, auch nur zur Kunst, verliert viel an ihr, und sie wird schwer zu ersetzen sein. Die Theater-Direction hätte die angeschuldigte Schauspielerin nicht sollen auftreten lassen, sobald nicht; denn, von der Verabredung unterrichtet und gewarnt vor dem herannahenden Ungewitter, wäre es menschlich gewesen, von einem wehrlosen Weibe die öffentliche Kränkung abzuwenden. Aber finanzschlau wie sie ist, sah sie an der Gewitterstange nur die vergoldete Spitze — ihr Herz war leer, und das Haus ward voll . . . Außer dem erwähnten Stücke hatten wir noch zwei andere neue. Erstens: Abraham, Melodrama mit Musik von Seyfried. Der Wein der Musik reichte nicht hin, die große Wassertonne des Dramas zu veredeln. Es ist doch eine strafbare Entweihung der biblischen Geschichten, wenn man den darin herr-

schenden guten Geist zu einem bald gräulichen, bald lächerlichen Gespenste umwandelt. Wenigstens das Kunstgericht darf hierzu nicht schweigen. Das zweite neue Stück war: Voltaires Zayre, nach der Uebersetzung von Peuzer. Es hat seinen bekannten Werth; aber wenn man endlich einmal die Hand nach dem Guten ausstreckt, warum nicht das bessere Vaterländische ergreifen? So lange unsere Dichtkunst einen Sommer hat, warum sich an den Treibhaus-Gewächsen der Uebersetzungen erfreuen? Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt seine Kinder nicht. Unseres Göthe Egmont und Götz sind nie über unsere Bühne gegangen — nie! und sind uns so fremd, als es die Sakontala des Kalidas war, ehe Forster sie in's Vaterland verpflanzt.

Das sogenannte neue Jahr giebt mir Veranlassung, von den hiesigen Zeitschriften zu sprechen, diesen Kalendern der Wissenschaft. Unser Baum des Erkenntnisses ist blätterreich genug und wirft breiten Schatten. Ueber die vier politischen Zeitungen wüßte ich wenig zu sagen, auch wenn mich das Morgenblatt geduldig anhören wollte. Sie treiben blosen Transito-Handel, und da sie Nichts wagen, sind sie sichere Kaufleute, denen man vertrauen darf. Nur jedesmal am ersten Januar trinken sie etwas viel, und dann sprechen sie in Versen so-

wohl gereimte als ungereimte Dinge. Diese Neu-jahrs-Gedichte sind von großem humoristischen Werthe, sie sind satyrische Paraphrasirungen des Prost Neu-jahr, welches um Mitternacht die Buben auf der Gasse schreien. Es ist schon an sich selbst drollig, eine ehrenfeste, politische Zeitung mit sehnsuchtvollen Gedichten an Sonne, Mond und Sterne zu beginnen, und die europäischen Staatsmänner durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu rühren; es ist, als sähe man Soldaten in seidenen Strümpfen Schildwache stehen. Auch eine große Dichterin (ich nenne sie so, weil in Deutschland die Frau eines Geheimraths Geheim-räthin genannt wird) hat eine unserer Zeitungen mit einem Neujahrs-Gedichte bräutlich ausgeschmückt, wie sie auch schon früher unsere Gastfreundschaft mit Versen erwiederte. Doch haben wir auch eine schöne Literatur (so genannt, wie das weibliche Geschlecht das schöne heißt, weil es manchmal schön ist). Zuerst die Iris, eine sonntägliche Beilage zur „Zeitung der freien Stadt Frankfurt", vorzüglich zu Theater-Kritiken bestimmt, wobei sie zwischen der Lobsucht der Schauspieler und der Tadelsucht der Zuschauer (der Scylla Gebell und der Charybdis Geheul) mit vieler Geschicklichkeit durchschifft. Dann eine andere sonntägliche Beilage zum „Frankfurter Journal" unter dem Namen: Wöchentliche Unterhal-

tungen für Stadt und Land. Trotz dieses bäuerlichen Namens enthält dieses Blatt viele gute Erzählungen und Gedichte — ob eigene oder angeeignete, weiß ich nicht; denn die gefiederten Sänger des deutschen Apollo-Hauses fliegen von Blatt zu Blatt, und man erfährt nicht, wo sie ihr Nest haben. Etwas Schönes haben diese wöchentlichen Unterhaltungen, was sie vor allen ähnlichen Blättern auszeichnet. Sie machen nämlich öffentlich die Namen Derjenigen bekannt, welche die von ihnen gegebenen Charaden und Räthsel zuerst errathen haben. Auch theilen sie zuweilen den glücklichen Sphinx-Tödtern ansehnliche Preise aus. Von zehn Meilen weit in der Runde schicken kluge Oedipe ihre Auflösungen und Namen ein, um sich gedruckt zu sehen. Man glaubt es nicht, wie ungemein durch diese Anstalt der Scharfsinn im ganzen Maingaue gewetzt wird. Auch enthält das deutsche Journal selbst in der Mitte seines Textes eine regelmäßige Kritik des Mainzer Theaters, die nicht ohne Vorzüge ist. Endlich ist die Wage zu erwähnen, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, die aber das Recht der Zwangslosigkeit in jedem Sinne mißbraucht; denn sie erscheint so selten, als ein Lob in ihr. Wir huldigen also sehr der schönen Kunst; doch diese, unserer Bewerbungen müde, hat uns jetzt Allen einen Korb gegeben —

einen Blumenkorb nur. Mit diesen Namen hat sich auf das beginnende Jahr eine neue Wochenschrift gemeldet, ein vaterländisches Volks- und Bürgerblatt. Sie sagt in ihrer Bekanntmachung: sie wolle es nicht den Andern nachthun, die viel versprechen und wenig halten, sondern sie verspreche gar Nichts, verspreche aber zu halten, was sie nicht verspreche und das in Folgendem bestehe u. s. w. - Unser gesetzgebender Körper ist angeregt worden, sich über zwei der städtischen Einrichtungen zu berathen, deren Abänderung wohlthätig wäre. Beides sind Gegenstände, die Alle berühren, da sie Tod und Leben, Gesundheit und die Heiterkeit des Lebens betreffen. Es ist von der Verlegung der Kirchhöfe außer der Stadt und von der Aufhebung der Thorsperre die Rede. Wenn das Erstere, wie es wahrscheinlich ist, zur Ausführung kömmt, wird man es dem warmen Eifer des Herrn Dr. Hofmann, ausübenden Arztes und Mitglieds des gesetzgebenden Körpers, zu verdanken haben. Durch mehrere Flugschriften, in einer Sprache geschrieben, die zugleich überzeugt und überredet, ist er der beabsichtigten Wirkung nahe gekommen. Mit der Thorsperre verhält es sich wie folgt. An den kürzesten Tagen um 5 Uhr, an den längsten um 9 Uhr Abends, und in der Mitte früher oder später, je nach der

Jahreszeit, wird an allen Thoren der Stadt fürchterlich getrommelt. Das Trommelstück hat wie jedes andere Concert drei Abtheilungen und zwei Pausen. Die letztern werden dort zur Bewegung der Hände, hier zur Bewegung der Füße benutzt. Zuerst das besonnene, doch darum nicht minder kräftige Allegro; dann ein ruhiges Andante; endlich ein wüthendes auf Sturmes-Flügeln hineilendes Rondo, auch General-Marsch genannt. Sobald der letztere anfängt, sieht man an schönen Sommerabenden, wenn die Nachtigall zu schlagen, wenn die Blumen zu duften, wenn die Kühlung zu wehen beginnt, die Landstraßen, die Fußwege heran, von den Dörfern herüber, unter den Bäumen, hinter den Hecken hervor, aus Feldern und Gärten Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich herbeieilen, die Menschenmenge treibt sich, drängt sich, und die geduldige Schaafheerde wird in den städtischen Pferch — nein, Stall getrommelt. Mit dem letzten Wirbel schließt sich das dröhnende Eisenthor. Der Schreiber mit gebogenem Rücken, der Handwerker, der erst vor einer Stunde seine Werkstätte verließ, die mondscheindurstigen Verliebten, sie müssen ohne Erbarmen herein. Da kömmt ein freudenarmer Taglöhner von seinem Sonntagsbier zurück; er lauft, er keucht, er ist noch wenige Schritte vom Thore entfernt, er

könnte es mit Händen greifen — aber die Trommel hat ausgewirbelt, und will er nicht im Freien die Morgenröthe erwarten, muß er vier Kreuzer bezahlen. Freilich hat diese Abgabe eine heilige Bestimmung, sie ist der Armuth gewidmet, und so beträchlich, daß sie im vorigen Jahre fünfzehn Tausend Gulden eingetragen hat. Aber ließe sie sich nicht durch eine andere Steuer ersetzen? Man kann nicht einwenden, der Vermögendere könne leicht diese kleine Abgabe entrichten, dann bleibt sie um so verwerflicher, wenn sie den Armen allein belästigt. Doch auch dem Vermögenden ist die Freiheit hierin nicht minder beschränkt; erstens: weil auch die Reicheren aus einem erklärlichen und verzeihlichen Murrsinne sich nicht die Luft wollen besteuern lassen, und zweitens: weil man ungern einsam im Freien wandelt, und die Meisten, Einer dem Andern folgend, in die Stadt zurückkehren. Es ist mehr zu wünschen als zu hoffen, daß der gemachte Vorschlag zur Ausführung komme.

V.

Frankfurt am Main, den 6. Februar 1821.

Entweder ist es erlogen, daß die Bühne jedes Ortes dieses Ortes Leben konterfeie, oder Mnemosynens Töchter sind boshafte Malerinnen, deren Pinsel froher verzerrt als schmeichelt. Auch die mäßigste Eigenliebe würde uns zwingen, das Eine oder das Andere zu glauben. Wenn es nicht so, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß die Gemeinde einer Stadt ihrer Bühne gleiche (wie diese geleitet oder geduldet wird), dann stünde es schlimm mit uns. Ein Ueberblick der erlittenen Darstellungen im verflossenen Jahre müßte zu dem Urtheile führen, daß uns Geist wie Herz, und aller Sinn mangle für das Schöne und Erhabene. Man dürfte folgern, daß wir kein feines Ohr hätten für das zarte Saitenspiel der Lust, sondern nur ein barsches für jede krachende Fröhlichkeit; daß wir kein gesundes Auge hätten für die erhabene Pracht der

aufgehenden oder untergehenden Sonne, sondern nur ein Blinzen für den Flitterglanz der Kunstfeuerwerke; und daß wir keine Mitempfindung hätten für einen großen Schmerz, sondern nur kindische Thränen für den Beinbruch einer Puppe. Aber solche Folgerungen sind falsch, und wir schieben jeden Vorwurf auf die Schuldigen zurück. Die Bühne suchte und fand unsern Beifall nie. Im verflossenen Jahre wurden 324 größere und kleinere Stücke aufgeführt. Darunter waren: Trauerspiele 44 (meistentheils nur traurige Spiele). Schauspiele (Fisch- und Mehlspeisen) 50, Lustspiele 107 und Opern 123. Also oben spitz und unten breit — eine ägyptische Pyramide, worin die Herrschergebeine unseres Geschmackes begraben liegen. Wie sich aus Folgendem ergibt, zeigt der Nilmesser unserer dramatischen Kunst auf großes Wasser und befruchtenden Schlamm. Unter den Schauspielen in der allgemeinen Bedeutung (recitirende Schauspiele, wie man hinter den Coulissen sagt) waren, um nur der Demagogen des dramatischen Volks zu erwähnen: von Iffland 5, von Ziegler 11, von Frau von Weissenthurn 15, und von Kotzebue 59. Dagegen erscheinen: Schiller mit 8, Voltaire mit 2, Moreto, Shakespeare, Lessing, Müllner und Grillparzer jeder mit 1. Aus der Ueberschwemmung,

welche im vorigen Jahre die ausgetretene Hippokrene verursacht hat, ragen nicht mehr als 8 Schauspiele höherer Art, wie Bäume hervor. Nämlich: die Braut von Messina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Emilie Galloti, Hamlet, (zwar nur Schröders vierschrötiger,) Zayre, Graf Essex, Sappho und die Schuld. Am häufigsten wurden wiederholt, und zwar von Opern: Titus und Tancred, jede 7mal, und Joseph, der Kalif von Bagdad und das lebendige Weinfaß, jede 6mal. Von Schauspielen: Die eifersüchtige Ehefrau und Verlegenheit und List, Lustspiele von Kotzebue, 7mal, und Houwald's Bild und Reinbeck's Quartierzettel 6mal. Vergleicht man diese Uebersicht mit dem neuesten Schauspiel-Verzeichnisse der uns nahen Darmstädter Bühne (in Lambert's Taschenbuch für Schauspieler auf das Jahr 1821 mitgetheilt), so muß man den Kopf schütteln und sich verwundern. Dort werden wöchentlich nur zweimal recitirende Schauspiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der Oper zu. Und dennoch bringen sie, außer den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben: Mahomet, Merope, Götz von Berlichingen, Torquato Tasso, Phädra, die Wallenstein, das Leben ein Traum, Minna von Barnhelm und

Julius Cäsar zur Aufführung. Dabei merkte der Berichterstatter aus Darmstadt an: daß in jenem Verzeichnisse nur die größern Stücke aufgezählt worden wären, „denn die meisten kleinen Stücke gehören ohnedies nur zum Verderben der deutschen Schaubühne, und werden hier nur im äußersten Nothfall gegeben.“ Weil die kleinen Stücke nur zum Verderben der deutschen Schaubühne gehören, läßt sich schon denken, daß wir hier ganz damit überstreut werden. Die Stücke von nur 2 Akten nicht zu rechnen, die doch eigentlich auch zu den kleinen Stücken gehören, sind im verflossenen Jahre 48 Stücke von einem Akte, theils Singspiele, theils Schauspiele gegeben worden. Diese kleinen abgetröpfelten Gaben beweisen, daß man uns entweder für Kinder hält, welchen man ihren Milchbrei, oder für Kranke, welchen man ihre Tropfen in Zuckerlöffelchen reicht. Woher die Kränklichkeit unserer Bühne komme, ist schwer zu ergründen. Sie kann nicht daher rühren, daß wir zu viel handeln und die kommerzielle Contemplation unsern Blick von gemeinen irdischen Dingen abwendet; denn in Leipzig handeln sie noch mehr, sie haben 3 Messen, und wir nur 2, und dennoch läßt die dortige Bühne Romeo und Julie, Mackbeth, König Lear von Shakespeare, u. dergl. m. spielen. Das Mainwasser kann nicht Schuld am

Uebel sein, denn auch die Bühne zu Mainz, wo der Main als an seinem Ausflusse am breitesten ist, läßt Stücke jener Art aufführen, wie sie sich für Männer und für Geistesmündige ziemen. Auch sind wir nicht etwa zu gute Prosaiker, um das Papiergeld würdiger poetischer Freuden zu achten; denn wir versifiziren unser tägliches Leben täglich mehr und mehr, so daß es fast dithyrambisch geworden ist. Noch vor zwei Jahren wußten wir eine Wohnung, die wir zu Miethe anboten, nicht besser zu empfehlen, als daß wir sagten: sie habe die beste Meßlage, jetzt aber rühmen wir von ihr, sie habe eine romantische Aussicht. Es bleibt nichts Anderes übrig, als daß sich unser Theater magnetisiren lasse, um im somnambülen Zustande den Sitz seines Uebels und das Kraut zu verrathen, das gegen den Tod gewachsen ist.

Das war der Geist des verstorbenen Jahres! Jetzt entschwindet er meinen Blicken, denn er witterte Morgenluft und hörte den Hahn schreien. Dieser Hahn ist der gespornte Prolog, der jedesmal am ersten Januar auf der Bühne erscheint und das schönste theatralische Wetter verspricht. Er rief diesesmal unter Andern:

Wenn wir hinfort auf lichtumglänzter Bahn
Dem Ideale der Vollkommenheit uns nah'n,

Wenn hier bei deutschem Witz, bei deutschen Melodien
Aus deutscher Brust des Tages Sorgen fliehen,
Wenn aller Mißmuth, aller Tadel schweigt,
Dann erst ist unsrer Wünsche Ziel erreicht!

Unter lichtumglänzter Bahn ist hier nicht das gemeine irdische Licht zu verstehen, das von zahlreichen Oellampen ausströmt; denn in diesem Sinne ist unser Schauspielhaus höchstens lichtumglänzt, in der Mitte aber dunkel. Der Hahn deutet auf jenes himmlische Licht hin, das die Nerven-Heiligen in der magnetischen Extase sehen. Deutsche Melodien sind uns immer willkommen, aber deutscher Witz muß sich selten machen, um gefällig zu bleiben. Die deutsche Brust haben wir aus dem Befreiungskriege übrig behalten, denn wir Frankfurter tragen noch immer die Landsturmsuniform. Aber der Gesporute war hier zur Unzeit volksthümlich, das Herz und die Kunst haben kein Vaterland. Die Kikiriki (oder wie man sonst den Hahnenruf akustisch bezeichnen mag) am Schlusse sind zweideutig. Glaubt der Hahn seiner Wünsche Ziel erreicht, wenn aller Tadel schweigt, oder wenn der Tadel nichts mehr zu verschweigen findet? Wir sehen in diesem Theaterjahre nur schlechter Witterung entgegen, und mögen uns zeitig mit Regenschirmen versorgen. Zu den bisherigen

Mängeln unseres Schauspiels haben sich noch neue gesellt. Unsere erste Kokette haben wir verloren, und unsern einzigen komischen Sänger werden wir verlieren, so daß wir nur Koketten des zweiten und dritten Ranges, und Sänger übrig behalten, die komisch singen. Der Oper steht jedoch eine andere Verbesserung bevor. Herr Kapellmeister Guhr, bisher in Kassel, wird sie künftig leiten. Unser jetziger Musikdirector ist zwar ein vortrefflicher Geiger und sehr einsichtsvoller Mann; aber es fehlt ihm an jener Thatkraft, die nicht blos für sich selbst genug ist, sondern auch noch einen Ueberschuß hat, um für die Trägheit Anderer einzustehen. Herr Guhr soll ein feuriger Mann sein. Sein Feuer können wir brauchen, um uns daran von dem kalten Bade zu trocknen, in das die reizende Nymphe der Donau uns mitten im rauhen Januar schon zweimal gelockt hat. Nur die guten Opern werden bei uns geschont, die schlechten werden wie Mähren todtgeritten. An neuen Stücken gab man im vorigen Monate: Die Reise zur Hochzeit, Lustspiel nach dem Französischen von Lambert — zwar etwas germanisirter Anstand, aber doch lustig und gut. Zweitens: der Tausch, komisches Singspiel nach dem Französischen von Castelli, Musik von Herold. Die Musik dieses sonst gerühmten Tondichters hat keine

Aufmerksamkeit erregt, die Handlung aber Tadel gefunden. Zwei Ehemänner, die beide mit ihren Weibern unzufrieden, diese und mit deren Einwilligung gegen einander austauschen — mit Anmuth behandelt, mag dieser Stoff zu einem Lustspiele nicht verwerflich sein. Aber zu jenen Handelsmännern Bauern zu nehmen, wie es hier geschah, ist wenigstens lächerlich. Auf dem Lande findet sich die Sittenverderbniß nicht so fein gedrechselt, und das Laster läßt sich nicht idyllisiren. — Am 15. Januar gaben Herr Pillwitz, ein vortrefflicher Baß-Sänger, und Herr Reinhart, ein eben so vorzüglicher Klarinett-Spieler, beide Mitglieder unserer Bühne, gemeinschaftlich ein Conzert, bei fast leerem Hause. Zwar hatten die Conzertgeber nicht, etwa aus unziemlichem Künstler-Stolz, das Zeitliche versäumt, sondern im Gegentheile eine Ouvertüre von Meyer-Beer aufspielen lassen, um die Judenschaft zu locken. Aber die Judenschaft kam nicht. Es ist auch unter diesen Leuten keine Volksthümlichkeit mehr, und die christliche Ouvertüre des Figaro gefällt ihnen besser als die jüdische der Emma von Rosbourgh. Wie traurig, daß alle Vorurtheile aufhören, und man Tadel oder Lob verdienen muß, um sie zu erlangen!

Zwei Schriften, kürzlich von hiesigen Gelehrten herausgegeben, verdienen großes Lob. Die eine, ohne

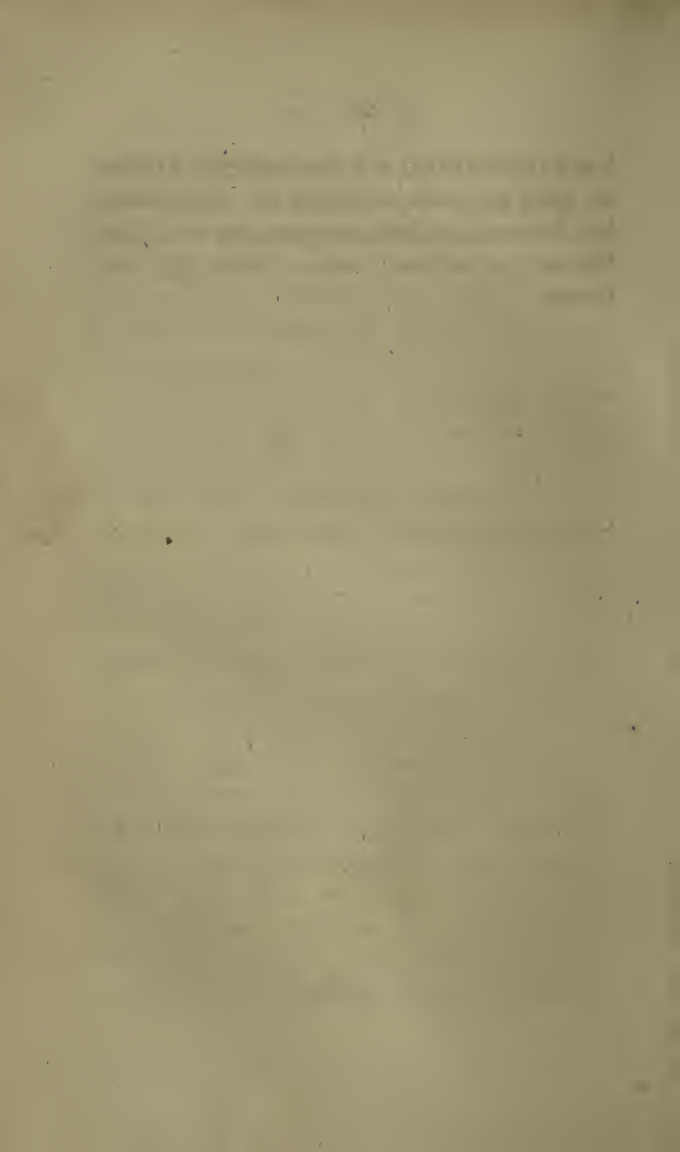
Namen des Verfassers erschienen, ist religiösen Inhalts, und heißt: Lebensansichten, ein Buch für Jünglinge (Frankfurt, in der Andräischen Buchhandlung). Lebensansichten sind zwar nicht darin, denn über das Sein in der Ewigkeit kann keine Erfahrung belehren. Gott, und was sonst zu den unvergänglichen Dingen gehört, wird mit Geist und tiefem Ernste besprochen. Nicht für Jünglinge ist das Buch, aber für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt sind von der Gluth ihrer Tage und über die Lorbeerkränze irdischen Gelingens nicht die Palme verschmähen, die der innere Seelenfriede reicht. Die andere Schrift enthält: Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, von Dr. Johann Karl Passavant (Frankfurt, bei Brönner). Ein lehrreiches, man darf sagen, ein unentbehrliches Buch für Alle, welche die Forschung der Menschennatur anzieht; und wen sollte sie nicht anziehen, da ja der Mensch, wie er auch seine Wissenschaften nenne, doch nur sich selbst weiß! Man mag den Magnetismus begreifen, oder nur an ihn glauben, oder man mag weder das Eine noch das Andere, so ist es nöthig, sich über eine anerkannte Wahrheit, und noch nöthiger, sich über einen herrschenden Wahn zu unter-

richten; denn dieser wirkt schneller und allgemeiner als jene. Der Verfasser hat mit dem redlichsten Willen, und so besonnen und klar, als man nur bleiben kann wenn man in den tollen Kreis der nächtlichen Erscheinungen der Seele eintritt, alle Erfahrungen und Meinungen der alten und neuen Zeit über den Magnetismus zusammengestellt, und seine eigenen Ansichten sind manchmal — um mich gelinde auszudrücken — gelinder als die der Andern. Zwar vergaß auch er nicht selten, daß nur die Verwunderung die Wunder mache, und ließ sich verlocken an dem herkulischen Scheidewege, wo Gemüth und Geist, Kopf und Herz auseinander gehen. Aber nicht ohne Kampf unterliegt er; sein Verstand kapitulirt auf eine würdige Weise und zieht mit Gepäcke und Kriegsehren ab, Eines aber hat er so wenig bedacht, als die ihm Gleichgesinnten — es heißt Gott lästern, zu zeigen, wo er anfängt, und es heißt den Menschen lästern, ihm Gott erst im Wahnsinn erscheinen zu lassen. Wahnsinn ist Krankheit, er mag als Begeisterung des Sehers, oder als Bluthitze des Betrunkenen erscheinen. Alles ist Geist und alles ist Körper, und wer dieses nicht weiß, sieht eine Welt ohne Gestalt, oder eine Welt ohne Seele. So sind die Magnetisten! — Zu den neuen uns angehörigen Schriften können auch die „Allgemeine politische

Annalen", herausgegeben von Friedrich Murhard, gerechnet werden, denn ob sie zwar in der Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart erscheinen, so werden sie doch von hier aus geleitet. Allgemeiner Beifall kann ihnen nicht entgehen, da der Herausgeber die Gabe besitzt, alles zu sagen, ohne sich zu verplaudern. — —

Frankfurt hat einen seiner besten Bürger, Wahrheit und Recht einen glühenden Vertheidiger, und die Wissenschaft einen Freund verloren, der ihr zwar stille aber reiche Opfer brachte. Senator Schmid, der am 31. Januar starb, war zu Schorndorf im Königreiche Würtemberg geboren, eine kurze Zeit Professor in Tübingen und darauf bis an seinen Tod Syndikus der Stadt Frankfurt. In den vergangenen stürmischen Jahren des Krieges, der Angst und der Noth, hatte er für die Erhaltung und den Vortheil seiner Mitbürger ruhig, fest, besonnen — in unsern Tagen des nüchternen Friedens und stehender Gesinnungen ohne Abfluß, aufregend, treibend und erfrischend gewirkt. Schon zu den reifsten Jahren des männlichen Alters gelangt, war ihm ein jugendliches Herz für Alles, was schön, wahr und gerecht ist, ungeschwächt geblieben. Wer auch nicht den Muth hatte, so zu reden, und nicht die Tugend, so zu handeln wie er, huldigte doch den Grundsätzen

des Verstorbenen, und eine große Zahl Trauernder schloß sich seinem Leichenzuge an. Würtemberg, das Vaterland des Heimgegangenen, hat viele solcher Männer zu verlieren; wir — haben jetzt einen weniger.



Menzel der Franzosenfresser.

J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille, et l'univers que ma patrie. FÉNELON.

Qui ne se subordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain, et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique, que celui qui, se faisant une physique pour lui seul, et séparant ses relations personnelles d'avec les éléments, la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature.

BERNARDIN DE SAINT-PIERRE.

Freunde und Gleichgesinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich so wenig schreibe, für das taubstumme Vaterland so selten das Wort ergreife. Ach! sie glauben ich schriebe wie die Andern, mit Dinte und Worten; aber ich schreibe nicht wie die Andern, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir selbst Qual anzuthun und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.

Und doch wäre wohlgethan, ihnen wieder einmal um die Ohren zu summen. Wie fest sie schlafen

und wie sie lächeln! So schlief Herkules nach seiner letzten großen That, so lächelt im Reiche der Träume, wer dort König ist.

Aber was hilft es? Die Sinne kann man wecken, doch wo der Muth schläft, da ist es ein Todesschlaf. Den Geist kann man wecken, daß er denke, aber nicht das stille Herz, daß es schlage; wo es zu schlagen aufgehört, da hat es zu leben aufgehört.

Jene Freunde sagten mir: Es thäte ihnen Allen so leid, daß ich dem Lügenweber Menzel nicht in sein Zeug gefahren, und daß ich diesen Franzosenfresser ungestört hätte verdauen lassen. Ich erwiederte ihnen: Menzel ist gerichtet; noch ist er frei, er ist Kontumaz, aber sein Schicksal erwischt ihn endlich. Soll ich sein Häscher sein, die Leiter seines Glücks? Zu so edler Rache ist man nicht alle Tage gestimmt.

Und was könnte ich ihm auch anthun! Wie kann man mit Menschen siegreich rechten, die nie aus ihren Monologen heraustreten, die auf unsere Fragen keine Antwort geben, in die Luft antworten auf Fragen, die sie nicht gehört, und auf ihre eigenen Fragen keine Antwort annehmen? Wie sollte ich Menzel einholen, der, während ich hart auftretend mit langsamen Schritten auf dem Eise der deutschen Angelegenheiten umhergehe, selbst mit Schlittschuhen darüber hinfährt, angstvoll zitternd, er möchte fallen

und einbrechen, und wenn er nach Hause gekommen, mit erstarrten rothen Fingern seine schwankende Feder führt? Hat denn je Menzel die Rechtlichkeit gehabt, das aus meinen Schriften anzuführen, was er, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus Dienstpflicht, widerlegen und verdammen wollte? Er durfte mich nicht reden lassen, ich weiß es; aber warum sprach er dann von mir? Die Tyrannei hat Mittel, das Schweigen zu erzwingen, aber das Reden nicht. Auch ein edler Mann kann ein Sklave der Verhältnisse werden; wer aber ein Knecht der Verhältnisse wird, das ist kein edler Mann. Menzel ist ein Kothsasse der Allgemeinen Zeitung, ein Prokurator der deutschen Bundesregierung. Er hat sich ihr geschenkt, nicht verkauft — es sei. Aber ist Geldbestechung die einzige, die entehrt? Ist das ein braver Mann, der seine Gesinnung gegen ein Oesterreichisch Lächeln, eine Preußische Schmeichelei, ein Baierisches Achselklopfen und ein Jesuitisches Lob vertauscht? Der Tyrannei zu schmeicheln, um seiner Behaglichkeit, seiner schnöden Ruhe wegen, um das ungestört zu genießen, was man hat — ist das minder schlecht als ihr zu schmeicheln, um zu erlangen was man nicht hat und haben möchte?

Doch warum wieder die Großen in den Streit der Kleinen mischen? Weil die Großen so klein sind.

Einer meiner Beurtheiler, ich glaube Gutzkow, hat mir vorgeworfen, daß ich alles zur Sache der Könige machte; aber wenn, wie in unserem Vaterlande, die Staatsgewalt überall einschreitet, alles betastet, alles wägt, alles schätzt, alles ordnet, ist dann nicht alles Sache des Fürsten? Die Freiheit ist überall oder nirgends, sie braucht kein Asyl oder findet keines. Vergebens sucht Ihr in Deutschland ein Lebensverhältniß, eine Wissenschaft, eine Kunst, ein Gewerbe, in welchem Ihr zugleich Ruhe und der Ruhe Zuversicht genießet. Ihr müßt immer nicht bloß vor jeder neuen Täuschung, sondern auch vor jeder neuen Einsicht der Tyrannei zittern. Giebt es noch enge Kreise des Lebens, in welchen Ihr unumschränkte Herren geblieben, so ist es blos weil Eure Gebieter den Berührungspunkt jener Kreise mit ihren eignen noch nicht wahrgenommen. Laßt nur einmal den Zufall es an den Tag bringen, daß sich unter den spanischen Jakobinern ein Mathematiker befinde, und sogleich wird Euch der Bundestag die Logarithmen untersagen. Wer hätte vor einigen Wochen noch daran gedacht, daß deutschen Bürgern verboten werden könnte, ihre Kinder Ferdinand, Wilhelm oder Franz zu nennen? Jetzt ist es in Preußen geschehen. Gab es nicht eine Zeit, wo auch Sonne, Mond und Sterne zensirt wurden? Kann nicht wieder einmal

ein alter, geistesschwacher und frömmelnder Fürst kommen, der im Namen der heiligen Schrift der Erde zu stehen befiehlt und Diejenigen als Verbrecher in den Kerker wirft, die sie gehen heißen? In Preußen wurde die Wissenschaft, so lange sie gefroren war, gepriesen und begünstigt: kaum fing sie aufzuthauen und zu fließen an, verfolgte man sie mit Haß und Spott. Man entdeckte, daß ein guter Styl, was er auch behandle, revolutionär sei, und man setzte den Styl unter Polizeiaufsicht. Wie lange wird es dauern bis man findet, daß jede Philosophie aufrührerisch ist und die Hegelsche am meisten, denn sie spricht das Recht des Bestehenden, das heißt der Stärke heilig, und dann wird man Förster und Gans, und alle andern Apostel unseres Herrn Jesu Hegels in Köpenik einsperren. Gutzkow und seine Freunde waren klüger als ich; sie haben weislich die Sache der Könige von ihren eignen gesondert; sie haben nicht von Politik gesprochen, sondern nur von Philosophie, Religion, Moral und andern unfürstlichen Dingen. Aber was haben sie dabei gewonnen? Was hat es sie genützt in den Lebensjahren, wo Schwärmerei so schön, der Irrthum so liebenswürdig ist, schon so altklug gewesen zu sein? Hat man nicht sehr bald die blonden Locken unter ihrer grauen Perrücke, den frischen Blick hinter ihrer Brille ent-

deckt? Hat es Gutzkow nicht auch erfahren, daß alles Sache der Könige ist? Man hat ihn ins Gefängniß geworfen, seine Freunde im Lande umhergejagt, und Allen nicht bloß diesen und jenen Gedanken, sondern das Denken verboten. Hat Gutzkow geahndet, daß auch das Denken Sache der Könige sei?

Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln noch in Zweifel zu setzen vermag, sucht meine Gesinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken, ich hätte den Spleen und sehe den herrlich deutschen Rosengarten mit schmutzig-gelben Augen an. Für eine andere Art Leser, welche eine so standhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Räthsel meiner Leidenschaft zu lösen. Er macht einen jüdischen Hannibal aus mir, der schon als Knabe den Eid geschworen, einst an den Feinden Jerusalems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja Keiner den Lügen und Verläumdungen der Stuttgarter Literatur-Polizei. Ich bin keiner von denen, die das Herz im Bauche tragen und deren Philosophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich gesunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon ist mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris zusammen mit meinem alten Freunde

Heine bei Punsch und Wein das hohe Lied Salomonis durchgejubelt! Ist das ein grämlicher Mensch, der bei Very im Palais-Royal den lüderlichen Schir Haschirim singt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was ist denn so wunderlich an mir, das einer kunstreichen Enträthselung bedarf? Ich bin standhaft geblieben, während Andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh aber fest, während Andere, früher gleichgesinnt mit mir, der Essig des deutschen Liberalismus, in dem sie eine Weile gelegen, so mürbe gebeizt hat, daß sie an dem gelinden Feuer gnädiger Augen in wenigen Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühstücke sich auf das Sopha hinstrecken, einige auserlesene moralische Kapitel in Paul de Kocks Romanen lesen, dann einschlafen und träumen; Mittags mit fröhlichen Gesellen schmausen; Abends mit angenehmen Frauenzimmern plaudern und mit Bankiers und Wechselagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unser Geld wegnehmen und uns den Hals abschneiden wollen — das wäre auch meine Lust, hörte ich nicht auf die Stimme des bessern Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöse und für unser elendes Vaterland das Wort führe; ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie

ein Jagdhund, und möchte Florentinische Nächte schreiben.

Herr Menzel ist ein grimmiger Franzosenfeind; aber das vierzehn-karatige Deutsch mit zehn Karaten französischer Legirung, welches der bekannte verstorbene Schriftsteller schreibt, findet er ungemein liebenswürdig. Was doch ein Zusatz von Gold nicht thut; selbst das schlechte Franzosenthum kann es veredlen! Meinem groben Fanatismus und demokratischen Cynismus stellt Herr Menzel die aristokratische Grazie des Fürsten Pückler gegenüber, den er den thümmelhaftesten Schriftsteller und geistreichsten Spötter unserer Zeit nennt. An den Thorheiten, Leiden oder kranken Einbildungen des deutschen Volks seinen Witz zu schärfen, ist freilich sehr edelmännisch; mir aber ist mein Vaterland zu werth. um es als Schleifstein zu gebrauchen, und ich will lieber ohne Grazie, als ohne Herz befunden werden.

Ich will dem Herrn Fürsten Pückler seine Grazie gar nicht streitig machen, ich erkenne sie mit dem größten Vergnügen an; es ist mir nur daran gelegen zu zeigen, wie lächerlich es ist, daß der Plebejer Menzel die Grazie zur gnädigen Frau macht, der er demüthig den Rock küßt, als könne eine bürgerliche Seele nicht auch Grazie haben. Um nicht von Heine zu sprechen, der in jeder Zeile seiner Reisebilder mehr

Grazie hat, als der Fürst Pückler in seinen sämmtlichen Werken; um nur von mir zu reden, findet sich in meiner Person und meinen Schriften nicht eben so viel Grazie, als in denen des Fürsten Pückler, wenn man so billig ist, wie diesem so auch mir den Reiseapparat als Grazie anzurechnen? Ich sollte es meinen, wenn ich mich mit den Auszügen zusammenstellte, die Menzel von den Reisebeschreibungen des Verstorbenen mittheilt, den er so liebreizend und küßlich findet. Semilasso's Reisewagen ist schwarz lackirt und mit himmelblauer Seide ausgeschlagen; der meinige ist grün lackirt und ausgeschlagen wie ein österreichischer Soldat. Aber grüner Lack und weißes Tuch sind eben so graziös und dabei viel dauerhafter und achtungswürdiger, als schwarzer Lack und blauer Taffet. Semilasso reist mit einer grünen Perrüche; ich freilich führe nur ein fuchsrothes Eichhörnchen mit mir; wenn ich aber in meiner künftigen Reisebeschreibung das Eichhörnchen nicht Eichhörnchen, sondern Ecureuil nenne, wird es nicht an Grazie mit der grünen Perrüche wetteifern können? Auf Semilasso's Bock sitzt ein blondgelockter junger Jäger; mein Conrad ist nun zwar weder blond noch jung; indessen brauchte ich ihn nur mit einem Federhute zu versehen und der Jäger wäre fertig, und mit ihm der Edelmann, und mit diesem die Grazie. Semi-

lasso erzählt in seiner Autophysiologie, daß er reichlich bei der Hälfte seines Lebens angelangt; das bin ich auch. Daß seine wohlgeformte Gestalt mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit als Festigkeit verrathe; ganz wie bei mir. Daß bei ihm das Cerebralsystem besser als das Gangliensystem ausgebildet sei. Leider auch hierin mir ähnlich; leider, denn was hilft mir mein gebildetes Cerebralsystem? Das Gangliensystem, diese Canaille des menschlichen Körpers, hat sich alle Herrschaft angemaßt, und mein allerhöchster Kopf muß sich von den Cortes des Unterleibes gänglen lassen. O, mit Recht heißen sie Ganglien! Semilasso erzählt, daß ihm jeder Menschenkenner augenblicklich ansehe, daß er im vornehmen Stande geboren; auch ich habe dieses Schicksal. Jeder, der nur einmal Schulden gemacht und einen Wechsel unterschrieben, sieht es mir an daß ich jenem vornehmsten Stande angehöre, dessen Adel älter ist als der aller christlichen Fürstenhäuser, sogar des Fürsten Pücklerischen Hauses. Semilasso's Züge sind fein und geistreich, die meinigen auch; wenigstens hat mich das einmal eine Schauspielerin in Lauchstädt versichert, als ich ihr eine goldene Kette geschenkt. In Semilasso's Natur herrscht das weibliche Element vor, in der meinigen auch, und zwar so stark, daß mir selbst der hysterische Nagel nicht fremd ist. Das

sollte ich freilich in Gegenwart Menzels nicht eingestehen, denn jetzt kann er sagen: seht Ihr's, wie recht ich habe? Er hat den hysterischen Nagel und kann darum nicht begreifen, wie vortrefflich Deutschland regiert wird!

Semilasso sitzt auf dem Bocke graziös zurückgelegt; hierin muß ich freilich nachstehen, denn ich habe in diesem Punkte sehr weislich die Grazie der Bequemlichkeit aufgeopfert. Ich liege in meinem Wagen in aller Länge ausgestreckt, denn es ist ein Wiener Schlafwagen, demjenigen ähnlich, in dem einst Göthe nach der Champagne gereist, und der ihm so werth war und von dem er so viel erzählte, daß er ganz die französische Revolution darüber vergaß. Der Glückliche!

Ich lege kein Gewicht darauf, daß ich gleich dem Fürsten Pückler auf der Reise eine rothe Mütze trage; denn man könnte mir einwenden, daß sie kein loyaler tunesischer Fez, sondern eine Jakobinermütze sei. Ich gehe auf eine wichtigere Vergleichung über.

Menzel lobt besonders an dem Verstorbenen, daß ihm die Conforts so unentbehrlich wären, und daß er nie verfehle ihrer zu gedenken, wo er sie vermisse, und Winke zu geben, wie man sie sich verschaffen könne. Zur Unterstützung dieses Lobes theilt er ein Kaffee-Rezept mit, das Semilasso bekannt zu

machen die Gewogenheit hatte. Nun ist es zwar sehr löblich, wenn deutsche Edelleute für die materiellen Interessen des deutschen Pöbels Sorge tragen und durch Verbreitung guter Kochbücher die Zungen der raisonnirenden Canaille unschädlich zu beschäftigen suchen. Indessen ist ein Kaffee-Rezept ein Werk der Tugend, nicht der Grazie, und ein bürgerlicher Schriftsteller kann, ob zwar nicht hoffähig, dennoch rezeptfähig sein. Sollte aber ein Kaffee-Rezept wirklich ein Werk der Grazie sein, so könnte ich mich auch hierin dem Fürsten Pückler nicht blos gleich, sondern triumphirend gegenüberstellen. Das Kaffee-Rezept, welches der Fürst Pückler mittheilt, ist alt und bekannt, und es ist zum Erstaunen, daß der gelehrte Menzel nichts davon wußte. In hundert orientalischen Reisebeschreibungen ist es zu lesen, und ich habe es zuletzt noch in Trelawneys adventures of a younger son gefunden. Ich aber kann ein Rezept mittheilen, das ich nicht abgeschrieben, sondern selbst erfunden habe, ein Chokolade-Rezept. Ich würde meinen schönen Leserinnen das Chokolade-Rezept gern mittheilen, damit es dieser gelehrten und plebejischen Schrift nicht an aristokratischer Grazie fehle. Doch nach reiflicher Ueberlegung fand ich besser, es für meine künftige Reisebeschreibung aufzusparen, deren Zierde es werden soll. Ich will nur erzählen, wie

ich zu der wichtigen Entdeckung gekommen, da die Kochkunst sonst mein Fach nicht ist.

Vor drei Jahren geschah es zum erstenmal, daß es mir sehr leid that, mit der diplomatischen Welt in so schlechtem Vernehmen zu stehen. Es war an dem Tage, da ich in den Memoiren der Herzogin von Abrantes las, daß bei einem Frühstücke, welches der österreichische Gesandte gab, man eine Chokolade servirt habe, die so schaumig und zart gewesen, daß man eine Viertelstunde vor dem Mittagessen achtzehn Tassen davon habe trinken können, ohne sich im mindesten den Appetit zu verkleinern. Ich schmachtete sehr nach der Schaumchokolade; da es mir aber leichter schien, hinter das Geheimniß ihrer Verfertigung zu kommen, als die Freundschaft der nordischen Mächte zu erlangen, so nahm ich mir vor, über ersteres nachzudenken. Nach wenigen Tagen wußte ich die herrlichste Schaumchokolade zu bereiten. Das genügte mir aber nicht, ich strebte höher. Ich erfand ein Chokoladengas, welches die Grazie selbst ist, und wovon man hundert Tassen trinken kann, ohne im mindesten davon belästigt zu werden.

Herr Menzel hat sich gehütet, aus den Schriften des Herrn Fürsten Pückler allzuviel Geist zu ziehen; denn er fürchtete mit Recht, die ungewohnten Leser des Literatur-Blattes möchten davon berauscht werden.

Doch da jetzt neun Monate verflossen sind, seit Herr Menzel seinen Lesern zu trinken gegeben, darf ich wagen, ihnen von dem Geiste des Herrn Fürsten von neuem einzuschenken.

„In meiner üblen Laune blieb ich fast den ganzen Tag im Bette liegen und las Zeitungen nebst den Paroles d'un Croyant vom Abbe Lamenais. Ueber dieses Buch ärgerte ich mich noch mehr. Nie ist wohl ein heterogeneres Ragout von Philosophie und Mysticismus, von revolutionärem und monarchischem Unsinn, von St. Simonismus und Obscurantismus — alles in eine Sauce prophetischer Insolenz getunkt, und mit einigen Brocken unseres Herrn Christus assaisonnirt zusammengekocht worden. Daß ein so albernes Machwerk sechs Editionen hat erleben können, ist ein wahrhaft trauriges Ereigniß. Arme Zeit! die an einem solchen Strohhalm sich vom Ertrinken zu retten hofft."

Wir bedauern ungemein, daß es dem deutschen Apostel der Conforts nicht gefallen hat, uns bürgerlichen Lesern das Rezept zur Insolenz-Sauce mitzutheilen. Er hätte dadurch zu unserer Civilisation viel mehr beigetragen, als einst der heilige Bonifacius, der auch aus England kam, aber uns nichts mitgebracht als das Christenthum.

— Als der Herr Fürst in einem Schlachthause einen Ochsen schlachten und gleich darauf einen zweiten herbeiführen sah zur nämlichen Bestimmung, rief er aus: le boeuf est mort, vive le boeuf! Es ist

freilich unendlich viel Geist und Grazie in diesen Worten, doch habe ich den schönen Gedanken schon vor vier Jahren gehabt, mich aber gefürchtet ihn drucken zu lassen. Da die Abendzeitung, ob ich zwar nie in jener Art geschrieben, von mir gesagt hat, ich stände auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht, so hätte sie, wenn ich ausgerufen: der Ochs ist todt, es lebe der Ochs! mich gewiß zum Könige der Crocodille erklärt.

— Wozu man Fürst ist, wenn man die Furchtsamkeit eines deutschen Unterthanen hat, das begreife ich nicht. Der Herr Fürst von Pückler-Muskau wagte nicht einmal die Liebenswürdigkeit des Dichters Beranger, mit dem er sich bei Tische fand, zu loben, ohne hinzuzusetzen, daß er dessen Meinungen nicht theile; es hätte Niemand daran gezweifelt — so wenig als dessen Liebenswürdigkeit.

— Der Herr Fürst hat ein seltenes Glück auf seinen Reisen. Alle liebenswürdige Personen, mit denen er zusammentrifft, sind entweder Fürsten oder Günstlinge derselben, oder Prinzessinnen, oder Hofdamen, oder reich an Einfluß oder an Gelde. Letzteres sogar ohne mittelalterliche Vorurtheile; es heiße Einer Ferdinand oder Salomon, sobald er liebenswürdig ist, ist er auch reich. Nur dann verläßt den Herrn Fürsten sein gewohntes Glück, wenn er mit

Liberalen und Schustergesellen zusammentrifft. Die sind immer arme Teufel und sehr unliebenswürdig. Der Herr Fürst weiß aber in solchen Fällen sein böses Geschick mit edler Seelengröße zu ertragen, und es mit dem Geiste und der Grazie zu schildern, die wir an ihm bewundern. So begegnete er eines Tages auf einer Fußwanderung in Franken zweien Schustergesellen; er redete sie an und sprach:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte.

Das bewilligten ihm die Schustergesellen mit plebejischer Höflichkeit. Der eine Gesell war lang und der andere war kurz, und das Gespräch, das sie mit ihrem edlen Begleiter führten, hatte etwas vom Langen und etwas vom Kurzen, es war zugleich langweilig und kurzweilig, und es nahm folgenden Ausgang:

„Nun heute ist's dafür desto wärmer, lieben Freunde," sagte der Lange, denn ein glühender Wind ging eben über sie her wie heißes Wasser.

„Der kömmt von Oestreich!" meinte der Jüngste.

„Ja 's ist ein verdammt arstokratscher Wind," fiel der Andre ein.

„Was Teufel wollt Ihr damit sagen?"

„Nun, weil er uns den letzten Schweißtropfen auspreßt."

„Ihr Narren, habt Ihr nie das Sprüchwort gehört: Schuster bleib bei deinem Leisten? Tolles Wesen heut zu

Tage mit solcher leidigen Halbaufklärung! habt keinen Kreuzer in der Tasche und könnt doch 's Raisonniren und Politisiren nicht lassen. Wundert Ihr Euch noch, daß man Euch in jedem Dorfe den Paß abfragt und auch auf den Geringsten von Euch ein wachsames Auge hat? Glaubt mir, der schlimmste Wind für Euch ist der liberale, denn er verdrehet Euch den schwachen Kopf."

Der Geselle lachte höhnisch. „Es ist noch nicht aller Tag Abend, lieber Herr, und wer es erlebt, wird sehen, daß es anders in der Welt werden muß. So hundsföttisch, wie's jetzt ist, kanns nicht lange mehr gehen."

Die leidige Halbaufklärung, das ist eben so neu als rührend, und der liberale Wind ist höchst dichterisch. Aber warum wundert sich der Herr Fürst, wie Einer, der keinen Kreuzer Geld in der Tasche hat, raisonniren mag? Wer soll denn raisonniren? Wer Geld hat braucht keinen Verstand. Auch wollten wir ihm nicht rathen, in diesem Tone mit den deutschen Handwerkern in Paris zu sprechen; denn bei diesen ist die leidige Halbaufklärung in die noch leidigere Vollaufklärung übergegangen, und sie wären im Stande, wenn man sie Narren nennte, es nicht beim Raisonniren bewenden zu lassen.

— Aus Böhmen theilt uns der Herr Fürst eine Reihe böhmischer Bemerkungen mit, die köstlich sind; wären sie nicht ungeschliffen, könnte man sie als Granatenkette gebrauchen.

„Böhmen kömmt mir dem Aeußern nach weniger civilisirt als unser Vaterland vor (ich meine das Königreich Preußen); Armuth, Schmutz, Bettelei sind hier häufiger. Dagegen findet man was man bei uns vermißt, eine gewisse treuherzige Höflichkeit aller Klassen, und eine keineswegs sklavische, aber sich an ihrem Platz stellende déférence der niederen und mittleren Stände für die Vornehmeren. Das Gegentheil bleibt in Monarchien eine gefährliche und folglich unverständige Anomalie. Werdet Menschen im edlern Sinne, werdet ächte Christen! Dann hören die Vornehmen, wie Krieg und Pest von selbst auf! So lang Ihr aber dazu weder den Muth noch den Willen habt, so lange fügt Euch den Vorurtheilen, und vorzugsweise denen, die Euch am wenigsten schaden, die am wenigsten unsinnig sind. So würd' ich den Liberalen zurufen, wenn ich ein constitutioneller Minister wäre; als legitimer würde ich es gar nicht so weit kommen lassen.“

Wie geschickt es der Herr Fürst an den Tag zu bringen weiß, daß er eben so brauchbar zu einem constitutionellen als zu einem legitimen Minister sei! So kann es ihm in keinem Falle fehlen. Und wie Recht hat Herr Azais! Alles compensirt sich in der Welt. In dem einen Lande herrscht allgemeiner Wohlstand, dagegen fehlt die déférence der niedern Stände für die Vornehmen; in dem andern Lande herrschen Armuth, Schmutz und Bettelei, dagegen findet sich dort jene schöne déférence. Es kömmt auf Eines heraus. Doch daß wir ächte Christen werden müßten, um den Adel loszuwerden, davon

sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein. In der französischen Nationalversammlung war nicht ein einziger ächter Christ, und doch wußten sie sich vom Adel zu heilen, ohne Gebet und ohne Weihwasser. Der Herr Fürst stellt den Preis der Gleichheit sehr hoch, um uns von deren Ankauf abzuschrecken; aber es ist hier gar nicht von kaufen die Rede. Die Freiheit ist Gemeingut, wie die frische Himmelsluft, und wir brauchen nur aus unserm dumpfen Zimmer herauszutreten, um sie unentgeltlich einzuathmen. Es giebt freilich Vorurtheile die noch unsinniger sind als das, sich dem Adel zu unterwerfen; nehmlich das Vorurtheil diese Unterwerfung zu verlangen. Werdet Menschen im edlern Sinne, werdet ächte Christen, Ihr Edelleute! Dann werdet Ihr Eure Narrheiten selbst verlachen.

Die guten Oesterreicher, wie ich hier erfahre, sind noch ganz so wie sie vor dreißig Jahren waren. Mit Entzücken erinnere ich mich, daß ich in meiner Jugend mit meinem Vater eine Reise nach Wien gemacht. Mein Vater war gewohnt gute Trinkgelder zu geben und alle Postillone unter der Ens nannten ihn Ew. Gnaden, und mich einige Mal den Junker. Der Lohnbediente im Ochsen zu Wien nannte mich in der dritten Person nie anders als den jungen gnädigen Herrn (ich gab ihm oft Pa=

pierscheine gegen Conventionsmünze einzuwechseln) und die vornehmen und reichen Leute in den Gesellschaften erhoben mich förmlich, jedoch taxfrei, in den Adelstand und nannten mich Herr von Baruch. Ich schmunzelte damals eben so sehr über meinen vornehmen Stand als der Herr Fürst von Pückler-Muskau über den seinigen; denn ich war noch jung und dumm. Als ich aber älter und klüger geworden war, lernte ich ein Land bedauern, wo Einer der nicht von Adel ist, so gar nichts ist, daß jeder gebildete Mann, wenn er mit einem Nichtadeligen in Berührung kömmt, aus Höflichkeit und aus Achtung gegen sich selbst, ihn für einen Edelmann zu halten sich anstellen muß.

— Es war dem Herrn Fürsten von Plebejern als eine eitle Vornehmthuerei vorgeworfen worden, daß er in sein Deutsch so viele französische Redensarten menge und bei jedem dritten Worte wie den Paß vorzeige, um seinen hohen Stand zu beweisen. Der Herr Fürst sucht sich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen. Sobald sich Einer vor dem Volke zu rechtfertigen sucht, sind wir sehr geneigt ihn unschuldig zu finden und wenn wir ihn doch für schuldig erklären, müssen wir unsere guten Gründe haben. Hören wir was der Herr Fürst sagt.

„Es ist mir so oft vorgeworfen worden, meinen Styl durch französische und andere fremde Phrasen zu verunstalten, daß ich ein Wort darauf erwiedern muß. Es thut mir nur leid, nicht mehr Kenntniß fremder Sprachen zu besitzen, sonst würde ich in den gerügten Fehler absichtlich noch viel öfter verfallen. Wenn ich Briefe schreibe oder auch für das Publikum, so ist meine Absicht keineswegs, deutsche Stylübungen zu drechseln, sondern auszudrücken was ich fühle und denke. Wenn dies nun sich im Geiste eines fremden Idioms in mir entwickelt, so verliert oft ein Gedanke alle Grazie, seinen Duft so zu sagen, wenn er übersetzt wird. In solchem Fall laß ich ihn in seiner ursprünglichen Form.“

Das ist es eben; man soll nicht in die Noth kommen, Stylübungen drechseln zu müssen. Die wahren Gefühle brauchen keinen künstlichen Schmuck, und die guten Gedanken springen, der Minerva gleich, schon gerüstet aus dem Kopfe ihres Vaters. Wenn der Herr Fürst, um das was er fühlt und denkt auszusprechen, sich eines fremden Idioms bedienen muß, so beweist das, daß seine Gedanken und Gefühle auf einem fremden Boden gewachsen sind, und nicht in seinem eigenen Geiste und seinem eigenen Herzen. Daß er den Grazien opfert, ist sehr schön von ihm; wenn die Grazien nur von dem Opferduft der Deutschen leben müßten, wären sie schon längst Hunger gestorben. Wir glauben aber, daß deutsches Silbergeschirr, besonders wenn es

schwer ist, eben so viel Grazie hat, als französische Vaisselle, und wir sind überzeugt, daß wenn der Herr Fürst statt zu sagen: „Die Elsler eclipsirt die Taglioni," gesagt hätte: „Die Elsler verdunkelt die Taglioni," weder die Taglioni noch die Elsler im mindesten von ihrem Dufte und ihrer Grazie dadurch verloren hätten. Wir bleiben also dabei, es ist nichts als Vornehmthuerei und die eitle Sucht, sich unter den deutschen Schriftstellern als einen hoffähigen Mann auszuzeichnen.

Ende
der aristokratischen Grazie.

Grazie gegen Grazie gehalten, was hätte nun der Fürst Pückler vor meinem demokratischen Cynismus voraus? Er ist gereist und hat erzählt; wenn ich reisen werde, werde ich auch erzählen können. Mit dem Lord Brougham Senft essen, an dem Tische eines Königs die glänzende und funkelnde Vaisselle und die Profusion der Speisen bewundern — Vaisselle — Profusion — die Journalisten der Volkspartei tolle Hunde nennen, das ist weder so schwer noch so graziös wie Herr Menzel meint, und der dritte Stand ist vollkommen im Stande, solche wichtige Dinge zu erleben und zu berichten. Der dritte Stand in Deutschland ist noch mehr zu

thun im Stande: er ist fähig das was folgt zu schreiben und drucken zu lassen ohne roth zu werden, und es zu lesen ohne aus der Haut zu fahren. Der dritte Stand hat viel edelmännisches an sich.

„Der Fürst von Pückler-Muskau" — sagt der Franzosenfresser Menzel — „vereint mit angeborner Eleganz zugleich die feinste Berücksichtigung aller Tendenzen der Zeit, die ihn aus einem dunkeln aristokratischen Dasein zu einer glänzenden und doch im strengsten Sinne nur bürgerlichen Rolle herausgedrängt haben, und er weiß der Neuheit dieser Situation jeden Reiz abzugewinnen. Er hat von seinem Stande nur die Conforts, nur den feinen Epikuräismus, die schönen Sitten beibehalten, und wenn er auch einmal seiner „Wappenvögel" gedenkt, so ist doch unpassend ihm daraus ein Vorwurf zu machen, denn seine ganze literarische Erscheinung ist weit eher eine Concession, welche die hohe Aristokratie dem Zeitgeist macht, als eine Reklamation. Es ist eine Erscheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbesondere ohne die socialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es ist ein Schlaglicht, aus Frankreich nach Deutschland herübergeworfen, und der Fürst Pückler verhält sich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie Friedrich der Große zum philosophisch gewordenen alten sich verhielt."

Schlaglicht ist ein gutes Wort; das Licht, das die hohe deutsche Aristokratie aus Frankreich aufgefangen, ist eine Folge der Schläge, die sie zwanzig

Jahre hintereinander von den Franzosen bekommen. Nimmer hätte ich gedacht, daß Herr Menzel so muthwillig sein könne. Herr Menzel erklärt, die ungeheure Umwälzung in Frankreich und alle ihre Töchter-Revolutionen wären erforderlich gewesen, um die hohe deutsche Aristokratie in den Stand zu setzen, einen Schriftsteller hervorzubringen, der leserlich schreiben kann. Es ist die Sache der hohen deutschen Aristokratie, sich für dieses Compliment zu bedanken. Es ist wahrlich noch Niemand so tief in das Wesen und die Bedeutung der französischen Revolution eingedrungen, als Herr Menzel, und das heutige bürgerliche Frankreich wird mit Erstaunen erfahren, in welchem Verhältnisse es zum Fürsten Pückler stehe, daß die Tutti frutti des hohen deutschen Adels von dem Baume der französischen Revolution gepflückt worden, und der Berg des Convents eine so lächerliche Maus geboren. Das deutsche Volk aber und der Zeitgeist müßten sehr unverschämt sein, wenn sie an die hohe deutsche Aristokratie noch weitere Forderungen machen wollten, nachdem ihnen diese freiwillig die große Concession gemacht, eines ihrer Mitglieder auf die Leipziger Büchermesse abzuordnen, um dort zum Besten des dritten Standes ein Kaffee-Rezept zu votiren.

Nachdem Herr Menzel die Verdienste des Fürsten

Pückler mit Luft aufgetrieben, und die Seifenblasen seines Lobes an der Sonne hat glänzen lassen, spricht er:

„Diesem heitern Fürsten steht ein finsterer Republikaner gegenüber, in dem der Geist der französischen Revolution fortlebt, dessen Cynismus von der Eleganz jenes Fürsten himmelweit verschieden, und gleichwohl desselben französischen Ursprungs ist.“

Wäre Herr Menzel kein Stümper in der Weltklugheit, hätte er meinen Cynismus, um seiner schönen Schwester willen, schonender behandelt. Wer kann vorhersehen wie es endet? Unsere Mutter, die Revolution, lebt noch und wer weiß wie sie ihr Testament macht, wer weiß ob die Ausstattung der schönen Eleganz nicht einst ganz allein von der Großmuth ihres Bruders Cynismus abhängen wird? Wird die Treue des Herrn Menzel diese Prüfung überstehen? Wird er einer Bettlerin den Hof machen?

So oft sich meine Gegner in der Gefahr sehen, am Börne zu scheitern und mit ihrem Verstande Schiffbruch zu leiden, werfen sie ihren Nothanker Baruch aus. Herr Menzel ist noch vorsichtiger als die Andern; er fängt nicht eher gegen mich zu manövriren an, als bis er sich in meinem Judenthume fest geankert. In der Verzweiflung, mich mit

Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich interessant und weiß mich so romantisch zu schildern, daß man eine Novelle aus mir machen könnte.

„In Frankfurt am Main, wo der große Göthe als Patricier-Kind aufgehätschelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch. Schon den Knaben verspotteten die Christenkinder. Täglich sah er an der Sachsenhäuser Brücke das schändliche Steinbild, das Juden vorstellt, auf das anstößigste gruppirt mit einer Sau. Der Fluch seines Volks lastete schwer auf ihm. Als er auf Reisen ging, setzte man ihm höhnisch in den Paß: Juif de Francfort. Bin ich nicht ein Mensch wie Ihr Andre? rief er aus. Hat Gott nicht meinen Geist ausgestattet mit jeder Kraft, und Ihr solltet mich verachten dürfen? Ich will mich auf die edelste Weise rächen, ich will Euch kämpfen helfen für Eure Freiheit."

Das wäre Alles sehr schön, wenn es nur wahr wäre; ja es würde mich freuen, wenn es wahr wäre; aber so ist es nicht. Nie glomm auch nur ein Funke des Hasses gegen die christliche Welt in meiner Brust; denn ob ich zwar die Verfolgung der Juden lange schmerzlich an mir selbst gefühlt und immer mit Erbitterung verdammt, so erkannte ich doch gleich darin nur eine Form des Aristokratismus, nur eine Aeußerung des angebornen menschlichen Hochmuths, von den Gesetzen, statt gebändigt, frevelhaft begünstigt; ich stieg dann wie gewohnt zu der Quelle des

Verderbens hinauf, mich um einen seiner Ausflüsse nicht bekümmernd. Nie habe ich mich für erlittene Schmach, nicht einmal auf eine edle Art zu rächen gedacht. Und wie hätte ich es auch vermocht seit den Jahren, da ich durch die Schrift zu wirken gesucht? Hätte ich tausend Dolche, und tausend Gifte, und tausend Flüche, und das Herz eines Teufels, sie alle zu gebrauchen — was könnte ich meinen alten Feinden denn noch anthun? Sind sie jetzt nicht meine Glaubensgenossen und Leidensbrüder? Ist nicht Deutschland der Ghetto Europa's? Tragen nicht alle Deutsche einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterstadt noch den kleinsten Groll haben? Sind jetzt nicht alle Frankfurter, meine ehemaligen Herren, den Juden von früher gleich? Sind nicht die Oesterreicher und Preußen ihre Christen? Und der Schimpf, den sie dort einst, Gering und Vornehm, Jung und Alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: Mach' Mores Jud! müssen sie ihn jetzt nicht selbst anhören? Der hohe Senat und die löblich regierende Bürgerschaft und die gestrengen Herren Bürgermeister, und die Herren Actuare und die reichen Seidenhändler — klingt es ihnen nicht in die Ohren, so im Rathe wie auf dem Markte, so in der Weinschenke wie zwischen ihren Hauswänden,

klingt es nicht höhnisch und grell: Macht Mores! Wahrlich und sie machen Mores und ziehen den Hut ab vor Oesterreich und Preußen, so schnell und so demüthig als es nie früher ein Jude vor ihnen gethan. Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürstet, es wäre jetzt betrunken! Aber es ist nüchtern an Lust, es fühlt nur den Schmerz des Vaterlandes; und wenn es ihn allein fühlt und für Alle, so ist es das Verbrechen der Empfindungslosen, nicht das meinige.

Nicht durch Geduld, durch Ungeduld werden die Völker frei. Ist es etwa anders, so mögen der Schlesische Herr Menzel, der Würtembergische Herr Menzel und der Preußische Herr von Raumer, die für den Nothfall zusammen einen Historiker vorstellen können, ihre Loyalität und ihren Scharfsinn vereinen, um uns unsere aufrührerische Thorheit zu beweisen. Sie mögen in den Büchern der Weltgeschichte uns einen einzigen Fall aufzeigen, wo ein Volk dadurch die Freiheit erlangt, daß es geduldig die Knechtschaft ertragen und gewartet, bis entweder durch ein Wunder ihm die Ketten abgefallen, oder durch ein größeres Wunder sie ihm von seinen Tyrannen abgenommen worden. Sie würden aber vergebens darnach suchen. Erst vor einigen Tagen sprach Hume in einem Meeting: „Ja wenn das Volk sicher sein will, die

Abhülfe seiner Beschwerden zu erlangen, so muß es seine Angelegenheiten selbst besorgen. Während meiner langen politischen Laufbahn habe ich auch nicht einen Fall erlebt, wo es dem Volke gelungen wäre, die Aufhebung eines Mißbrauchs zu bewirken oder sich von einer drückenden Last zu befreien, wenn es nicht, nach dem Ausdrucke Benthams, sein Betragen so eingerichtet, daß es den Schlaf seiner Beherrscher zu stören wußte.“ Ist dieses in England, wie vielmehr in Deutschland. Jene genannte deutsche Herren und so Viele die ihnen gleichen, wie sie auch sein mögen, wissen das so gut als wir; sie wissen aber noch besser als wir, daß zwischen der Lüge und der Wahrheit sich die Mauern der Zensur hinziehen, und ein undurchdringlicher Wald von Bajonetten starrt, und daß sie von den Widersprüchen der Bessergesinnten oder Besserwissenden nichts zu fürchten haben. So geschützt lügen sie furchlos im Angesichte des ganzen Landes, so geschützt trat auch Herr Menzel in Stuttgart gegen mich hervor.

Welch einen großen Vorrath von schönen Adjectiven und Bildern, die man zu den kostbarsten Romanzen und Liedern hätte verwenden können, hat nicht Herr Menzel verbraucht, um die Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit des deutschen Volks, als etwas gutes, gedeihliches, herrliches und beneidens-

werthes darzustellen. Er nennt das einen gesunden Schlaf, einen Pflanzenschlaf, ein stilles gedeihliches Wachsthum, ein Zeichen innerlicher Fruchtbarkeit, das Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter, eine beträchtliche musikalische Pause. Für Pause — es sei; doch wäre es nur wenigstens eine Pause von bestimmter Dauer, die man abzählen könnte! Aber nein, es ist keine Pause von bestimmter Dauer, es ist eine Fermate, während welcher die Herrn Benefizconcertgeber ihre Cadenzen nach Willkür ausdehnen, und Ihr könnt Jahrhunderte warten, bis sie Euch durch einen huldvollen Triller das Zeichen zum Einfallen geben. Sich gedulden bis die Herrn Solospieler der Alleinherrschaft müde geworden? Das abwarten? O Blödsinn! Unterdessen könnte das ganze Orchester nach Hause gehen, zu Nacht essen, sich schlafen legen, heirathen, Töchter ausstatten, Enkel schaukeln, dann sterben, dann wieder von vorn erben und sterben, und so immer fort und fort, die Pause endet niemals gutwillig. Am hellen Tage faullenzen und schlafen; aber schlafen wie eine Blume ohne zu schnarchen; die Augen träumend nach den Wolken schlagen, die Hände auf den hoffnungsvollen Mutterleib legen und warten was dabei herauskömmt; beträchtlich pausiren, bis man ihnen zuruft:

Jetzt wacht auf, jetzt sind wir wieder in Noth, jetzt helft uns! — das Männern anrathen — einem Volke von dreißig Millionen — o! Herkules, dieses anzuhören und gelassen zu bleiben, und deine Keule nicht zu schwingen — diese dreizehnte Arbeit hättest du nicht vollbracht!

Aber ich will Herrn Menzel mit seinen eigenen Worten reden lassen; ich will nicht mit ihm verfahren, wie er mir gegenüber verfahren ist: daß er sich nämlich um meine Gedanken und Reden gar nicht bekümmerte, sondern aus meinen Ansichten, die er unterschlug, eine Summe zog, wie er sie brauchen konnte. Nimmermehr! Herr Menzel soll selbst seine Rechnung machen. Seine Gesinnungen sollen von Gänsefüßchen eskortirt werden und gegen jeden Andrang gedeckt, ungestört ihren Marsch fortsetzen.

„Die jetzige Stille ist der deutschen Art vollkommen angemessen, die Deutschen befinden sich wohl dabei. Nennt es Börne ein Schlaf, nun so ist es ein gesunder Schlaf, und wohl Dem, der ruhig schläft. Ich möchte es einen Pflanzenschlaf nennen, ein stilles gedeihliches Wachsthum. Dies gilt von unserem physischen, wie vom geistigen Zustand. Im Ganzen hat der äußere Wohlstand zugenommen, und eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit ist abgeschafft. Auch die Literatur beweist, daß wir geistig fortschreiten, und das letzte Jahreszehnt, so unscheinbar es sich gegen das vorletzte ausnimmt, ist innerlich viel reicher an Keimen der

Kraft und Entwickelung gewesen. Am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; unter allen Tyranneien verträgt der Mensch die der Vernunft vielleicht am wenigsten. Man verlangte zu viel auf einmal, jetzt wuchern wir mit dem Wenigen was wir wirklich haben; und das ist der einzige solide Weg, sich zu verbessern. Daß wir, bei unserer gegenwärtigen anspruchlosen und tüchtigen Arbeitsamkeit, das „Sich unglücklich fühlen" der alten Enthusiasten nicht mehr recht begreifen und leiden können, ist ein recht gutes Zeichen, sollten wir auch deshalb einer noch verstockteren Heloteugeduld bezüchtigt werden. Börne hat bei all seinem Haß gegen das Alte zu wenig Liebe für das Junge; seine Imagination vertieft sich zu sehr in die Verwesung des Vergangenen und er sieht unter der morschen und zu Mehl aufgeweichten Rinde der alten Weidenstümpfe zu wenig die jungen grünen Keimsprossen hervorblicken." —

„Vergleichen wir unsern gegenwärtigen Zustand mit dem vor Auflösung des Reichs, so müssen wir auch einsehen, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan haben. Man darf nur vergleichen, um billig zu sein. Ich will die gewerblichen, wissenschaftlichen, und auch politischen Vortheile, deren wir uns jetzt erfreuen, nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß wir den unschätzbaren Vortheil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Thorheiten durchgemacht zu haben und durch die Zeit selbst klüger geworden zu sein. Dieses Klügerwerden der Deutschen in Masse läßt sich trotz der vielen alten Dummheiten einzelner Schulen und Parteien nicht abstreiten. Ich glaube nun, auch die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit eingesehen, sie kommt erst wenn man sie verschmerzt hat, es

gehört eine beträchtliche Pause, eine Zeit der Vernarbung dazu. So lange man sich noch ärgert nicht klüger gewesen zu sein, so lange ist man noch nicht klug. Schon deswegen glaube ich, daß wir in zehen Jahren klüger oder erst klug geworden sind, während wir vor zehen Jahren nur voreilig glaubten, es schon zu sein. Wir befinden uns jetzt in jener beträchtlichen Pause, ja wohl, wir pausiren, aber diese Pause gilt etwas in der Musik; der Komponist der Weltgeschichte muß hier das Pausenzeichen machen. Gewiß ist die Stille, in welcher das deutsche Leben sich jetzt in sich selbst versenkt hat, ein Zeichen seiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde sie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem thierischen Winterschlaf eines Bären, wie sie uns Börne darstellt. Es ist nicht die Zeit unmuthig und grollend in Lethargie zu versinken; anspruchslose Thätigkeit in allen Zweigen des praktischen und wissenschaftlichen Lebens darf sich ihrer ungestörten und gedeihlichen Wirksamkeit freuen!"

Diese der deutschen Literaturgeschichte des Herrn Menzel ausgezogene Stellen, eine wahre Klatschrosenpredigt und ein Polizei-Eija-Popeija, haben so viel Angähnendes, Einschläferndes, Nachtmützenartiges und Eintölpelndes, daß man, schon schlaftrunken, nach der ersten besten Frohnvogtei hintaumeln möchte und dort ehrerbietig stammeln: „Wir pausiren zwar beträchtlich, sind nur im Stillen fruchtbar, warten geduldig auf unsere Niederkunft und schlafen unsern guten deutschen Pflanzenschlaf; doch könnte es geschehen, daß wir einmal im Schlafe ungebührlich mit

den Blättern flüstern; darum sperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unsere eigene Exaltation sicher zu stellen. Thut das, lieber Herr!"

Wäre Herr Menzel ein Demosthenes, dann müßte ich ein Aeschines sein, um mich seiner Rede pro corona entgegenzustellen; aber glücklicherweise ist er es nicht und wir reichen gerade für einander aus. Ja ich habe noch den großen Vortheil über ihn, daß ich nicht zu fürchten brauche, mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich ist die Politik jetzt eine kühle Schüssel. Wer hieß aber auch Herrn Menzel die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüstern und furchtsam um den heißen Brei schleicht? Warum hielt er sich nicht an der kalten Küche der deutschen Philosophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedles, ja Gemeines, weit von mir abweisen würde, meine vortheilhafte freie Stellung dem Herrn Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es sich bei ihm und bei mir nur um etwas Persönliches handelte. Mir ist recht gut bekannt, daß man in Deutschland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, selbst nicht um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf, als den Gott sei bei uns. Ich weiß, daß Herr Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundsätze und

Meinungen, die er bekämpfen möchte, sich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu lassen. Aber es handelt sich hier um nichts Persönliches, es betrifft die große Angelegenheit eines ganzen Volks, und da wäre großmüthige Zurückhaltung unzeitig, ja frevelhaft.

„Die Exaltation, die unser deutsches Phlegma einst in Begeisterung und Witz elektrisch versetzt, ist niedergeschlagen.“ Niedergeschlagen — sehr gut. Ich erfahre zwar mit Ueberraschung zum erstten Male, daß das Phlegma aus Begeisterung und Witz zusammengesetzt sei; wenn es indessen der Experimentalphysik des Herrn Menzel gelang, den phlegmatischen Stoff in solche Bestandtheile zu zersetzen, so bewundere ich und glaube. Da aber wenig daran gelegen ist, von Professoren und Diplomaten verstanden zu werden, sondern alles daran liegt, daß uns das Volk verstehe, will ich hinter dem gelehrten Sinnbilde des Herrn Menzel den gemeinen Sinn hervorholen. Die deutschen Fürsten, welche, wenn es darauf ankömmt, den Uebermuth jedes Mächtigeren als sie geduldig zu ertragen, eben so phlegmatisch sind als ihre Völker, wurden von den Franzosen so lange gerieben, daß sie ohne es zu wollen, zu wahren Elektrisirmaschinen wurden. Als sie diese neue Kraft in sich spürten, suchten sie ihre

Völker damit anzustecken, und es gelang ihnen so gut, daß die hellen Funken stoben. Den Völkern sagten sie, Napoleon sei ihr einziger Tyrann, und sein Untergang wäre der Aufgang ihrer Freiheit. Die deutschen Völker glaubten das, und in ihrem elektrischen Zustande besiegten sie den Kaiser der Franzosen. Darauf kamen sie mit großen Schnappsäcken herbei, um von den Schlachtfeldern die erbeutete Freiheit nach Hause zu tragen; aber die Fürsten, die sie schon früher eingesackt, lachten das dumme Volk aus, und als es raisonnirte, prügelten sie seine vorlaute Begeisterung durch, oder, um mich mit Herrn Menzel chemisch auszudrücken: sie schlugen sie nieder. Der geschlagene Enthusiasmus flüchtete aus dem Herzen in die Dachkammer des Kopfes, und hielt sich dort unter dem Namen Witz versteckt. Aber welcher Art war dieser Witz? Kein solcher der gegen den Beleidiger, sondern einer, der gegen sich selbst stach. Das deutsche Volk spottete seiner eignen Begeisterung, seiner Ungeschicklichkeit und Uebertölpelung. Es nannte sich den deutschen Michel und gab sich Ohrfeigen, und das bekannte Buch Welt und Zeit, das Herr Menzel noch heute bewundert und anpreist, war eines der schmachvollen Zeichen der schmachvollsten Selbsterniedrigung. Herr Menzel denkt: das sei alles mit sehr natürlichen

Dingen zugegangen, denn keine Ueberspannung könne lange dauern, die Abspannung müsse ihr bald nachfolgen. Das denke ich auch; das ist aber eben der Jammer. Haben denn die Deutschen, Titanen gleich, den Himmel zu stürmen gesucht? Haben sie mehr als das Irdische und Menschliche gewollt? Ich sage das ist die Schmach, daß das deutsche Volk seine Kräfte überspannen mußte, um nur zwei Jahre das zu wollen, was die Franzosen schon ein halbes, die Spanier schon ein viertel Jahrhundert gekonnt, ohne sich niederschlagen zu lassen und ohne Erschöpfung zu verrathen. Das ist der beweinenswerthe Jammer, daß, wie Herr Menzel sagt, die jetzige Stille der deutschen Art vollkommen angemessen ist, und daß sich die Deutschen dabei wohlbefinden. Herr Menzel und Alle die ihm gleichen werden freilich bei ihrer „gegenwärtigen anspruchslosen und tüchtigen Arbeitsamkeit,“ diese alte Geschichte, die ihnen ein alter Enthusiast erzählt, nicht mehr recht begreifen können. Aber die alte Geschichte kann sich einmal verjüngen, man kann zum zweiten Male das deutsche Phlegma zu elektrisiren suchen, und dann ist es gut, daß die Vergangenheit der Zukunft zur Warnung diene. Und Herr Menzel selbst thäte wohl daran, diese Warnung zu benutzen. Er ist alt genug, um

sich zu erinnern, auf welche Weise Jahn, Arndt, Görres, und die andern Ober-Hof-Franzosenfeinde für ihren Patriotismus belohnt worden; und jung genug um noch einst ein gleiches Schicksal erfahren zu können.

Herr Menzel sagt: „am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen.“ O Himmel! Für die Deutschen, für das gebildetste, geistreichste, tüchtigste und tugendhafteste Volk der Welt das fordern, was Portugal und Spanien, Frankreich und England, Belgien, Holland und die Schweiz, was das kleine, schwache, von tausend Banden der europäischen Diplomatie umstrickte Griechenland durch seinen Muth und edlen Trotz, selbst gegen den Sohn des Königs von Baiern zu behaupten wußte; was selbst die Negercolonien in Sierra Leone und Liberia — Neger, von vielen Naturforschern vollkommener menschlicher Bildung ganz unfähig erklärt — was selbst diese besitzen: Preßfreiheit, öffentliche Gerichte, Geschwornen, und alle die andern Institutionen, die mündigen Völkern zukommen, und deren Entbehrung ein Volk zu verächtlichen Sklaven und lächerlichen Schulbuben herabwürdigt — dieses für unser Vaterland verlangen, das nennt Herr Menzel den höchsten Maßstab

des Ideals anlegen! Herr Menzel ist kein Freund von Idealen, er verehrt nur Substanzen und spricht wie Fichte und der Egoismus: ich bin ich, und was außer mir, ist nur Lebensmittel. Es ist darin keine Eigenthümlichkeit; denn wie Herr Menzel, denken und handeln die meisten deutschen Gelehrten, die, sobald sie einmal ihr Ich gesetzt, meinen, jetzt sei alles in Ordnung.

Herr Menzel behauptet: eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit wäre in Deutschland abgeschafft worden, und wenn man den gegenwärtigen Zustand des Landes mit dem vor Auflösung des Reichs vergleiche, müsse man gestehen, daß man in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan habe. Welch ein albernes Wiegenlied! Nein, in langer Zeit wurde nur ein kurzer Schritt vorwärts gethan. Und dieser kleine Schritt, haben ihn die Fürsten freiwillig gemacht, oder hat etwa das deutsche Volk durch seinen Muth und seine Beharrlichkeit ihn zu erzwingen gewußt? Nicht das eine, nicht das andere. Es war Frankreich, welches das deutsche Reich aufgelöst, das aus Mangel an Luft und Wärme nicht verfaulen konnte. Es war Frankreich, das einen Theil der zahllosen Mißbräuche, an welchen wir krank lagen, zerstört hat. Es war Frankreich, welches das deutsche feudale Staatsgebäude so erschüttert, daß

alle Stützen der Angst und der Vorsicht es nicht vor dem Einsturze bewahren werden. Es war Frankreich, das die deutsch-lutherische politische Moral so lächerlich gemacht, daß sie sich nie mehr wird davon erholen können. Wenn die Franzosen nicht wären und ihre Thaten; wenn sie nicht unbeweglich in ihrer drohenden Stellung blieben; wenn sie nicht die Leibwache der Völker Europa's bildeten, wie die Kosacken die Leibwache der europäischen Fürsten bilden: dann würden in Deutschland, wie überall, schnell alle alten Mißbräuche zurückkehren, aber mit verjüngter Kraft und vermehrter Bösartigkeit. Darum ist ein Verräther an seinem Vaterlande, welches auch sein Vaterland möge sein; darum ist ein Feind Gottes, der Menschheit, des Rechts, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt, oder es lästert aus schnöder Dienstgefälligkeit.

Herr Menzel sagt von mir:

„Nur darin hat er es immer verfehlt, daß er die Irrthümer gleich sehr verhöhnte wie die Laster und dem langsamen Entwickelungsgange nie eine Concession machen wollte. Er beleidigte dadurch nicht selten die redlichsten Männer und schadete jener allmähligen Entwickelung. Ein Terrorismus der Worte ohne den Nachdruck der That, eine Faust im Sacke, ein ungeduldiges Ereifern auf einem hölzernen Gaul, der doch einmal nicht fort will, macht zuletzt eine ganz entgegengesetzte Wirkung."

Was meine Faust betrifft, so dächt ich doch, daß ich sie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Thaten hervorgebracht, ist das meine Schuld? Soll ich Deutschland befreien? Auch ist Keiner im Lande, der es lächerlicher findet als ich selbst es finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaul ereifere, der doch einmal nicht fort will; aber kam es Herrn Menzel zu darüber zu spotten? Ihm, der doch diesen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geschildert? Ich hätte die Irrthümer gleich sehr verhöhnt wie die Laster! Aber das Laster haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man sie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer Beule aufstehen, und dabei wie Kinder greinen, lacht ein Jeder und wäre er noch so gutmüthig.

Ich hätte dem langsamen Entwickelungsgange nie Concessionen machen wollen! Aber was hat sich denn in Deutschland mit selbstthätiger, selbstbestimmender Kraft von innen heraus entwickelt? wurde nicht alles am Rade der Zeit durch Fußtritte abgesponnen, und hörte nicht jede Bewegung auf, sobald die Werkmeister mit ihren Händen und Füßen stille hielten? Haben die Deutschen ihre Abgaben, die auch sie dem Geiste der Zeit entrichten mußten,

je anders abgetragen, als wie man jede Abgabe bezahlt, verdrossen, zögernd, feilschend; mußten sie nicht zu jeder Steuer gezwungen, mußten sie nicht an jedem Zahlungstermine von ihrem Schicksale ausgepfändet werden? Heißt das langsam vorwärts schreiten, wenn man immerfort zurückgehet? Welche Fortschritte hat denn Deutschland seit zwanzig Jahren gemacht? Herr Menzel spricht von Kunst und Literatur, von Handel und Gewerben; er sagt die Deutschen wären in Masse klüger geworden, denn sie hätten schon so viele Thorheiten durchgemacht, daß ihnen wenig mehr zu machen übrig blieben. Aber es ist hier weder von der Thorheit noch der Klugheit der Deutschen, weder von Handel und Gewerben noch von Kunst und Literatur die Rede. Es ist davon die Rede, was Herr Menzel so gut begreift als wir, was er aber in seiner Schlauheit oder Furchtsamkeit gar nicht zu merken sich anstellt: von der Freiheit und der Herrschaft, von dem Ruhme und der Schande, von der Ehre und der Beschimpfung des deutschen Volkes, davon ist hier die Rede. Haben die Deutschen an Freiheit, Ruhm und Ehre gewonnen, seitdem sie das Joch der Franzosen abgeschüttelt? War es nicht ein jämmerliches Feilschen und Schachern und Betteln um jeden einzelnen Faden der Unterthänigkeit, von dem sie erlöst sein wollten, und

mußte nicht jedesmal das Schicksal, um dem Markten ein Ende zu machen, mit eiserner Scheere den Faden zerschneiden? Sprangen nicht die deutschen Fürsten, so oft die Katze Revolution nicht zu Hause war, wie Mäuse auf dem Tische herum, alles zernagend, was sie erreichen konnten? Thaten sie je für ihre Völker mehr als sie mußten und früher als sie es mußten? Aber wehe den Fürsten wie den Völkern, die der Zeit gehorchen, statt ihr zu gebieten! Die Zeit wird sie verschlingen. Die Zeit war es nicht, die Frankreich gemacht, Frankreich war es, das seine Zeit gemacht.

Ich hätte durch meine Schriften und mein Betragen nicht selten die redlichsten Männer beleidigt, und jener allmählichen Entwickelung der deutschen Herrlichkeiten sehr dadurch geschadet — meint Herr Menzel. Wer hätte sich je träumen lassen, daß ich der Mann bin, der die deutsche Bundesversammlung leitet! Wahrlich, unsere politischen Nimrods haben es seit zwanzig Jahren in ihrer Freiheits-Vogeljagd nicht viel weiter gebracht, und das muß ein rechter Gimpel sein, der sich von ihren Polizei-Pfiffen in das Garn locken läßt. Durch lautes Fordern einer Freiheit deren stille Gewährung verhindern — durch Mißbrauch der Presse der guten Sache schaden — o! wir kennen diesen Ton. Und es trocken heraus-

zusagen: ein Deutscher kann die Presse gar nicht mißbrauchen. Da wo Zensur herrscht, hat Jeder, der sich von ihr frei zu machen wußte, in seinen öffentlichen Aeußerungen nur das Sittengesetz und die Stimme seines Gewissens zu berathen, aber kein bürgerliches Recht, kein Staatsgesetz, keine gesellige Schicklichkeit. Jede Tyrannei ruft das Unrecht der Natur hervor, und Gewalt tritt gegen Gewalt.

Wenn es wahr ist, daß ich redliche Männer beleidigt, so thut mir das von Herzen leid; doch möge Herr Menzel unter den Männern, die sich von mir beleidigt fühlten, umherblicken, und da wird er finden, daß jene Männer, so edel sie auch sein mögen, doch nur für ihr Wissen leben und streiten und nicht für ihren Glauben. Aber das Wissen ist eitel und der Glaube ist stolz. Ich, der ich glaube, habe mich nie von einem meiner Gegner beleidigt gefunden, ja noch nie war mir in den Sinn gekommen, daß mich einer ihrer hat beleidigen wollen. Und wurde nicht das härteste gegen mich hervorgebracht? Und habe ich es nicht immer selbst verbreitet? Habe ich nicht allen Geist und allen Witz, den Preußen und Sachsen gegen mich ausgeschickt, in meinen eignen Schriften beherbergt? Und woher kam mir denn die stolze Zuversicht, mit den erhabensten Geistern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus mei-

nem Glauben, aus dem Bewußtsein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die Andern glauben nicht. Unsere Gegner denken nur anders als wir, wenn sie aufrichtig sind; oder wenn sie heucheln, reden sie nur anders als wir; aber sie haben keinen Glauben dem unsrigen entgegenzusetzen. Und darum werden wir siegen, und unsere Feinde werden zu Schanden werden.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich die Wahrheit, oder das was ich dafür halte, verbreiten könnte, ohne einem Menschen dadurch wehe zu thun. Aber wie vermöchte ich das? Ich vergesse mich immer, ich denke nie daran, daß es viele Menschen giebt, die mir nicht gleichen, die für ihren Schriftsteller-Ruhm, für ihre Künstlerehre, für ihre philosophische Würde besorgt sind. Mir sind solche Sorgen fremd. Ich strebte nie nach dem Ruhme eines guten Schriftstellers, ich wollte nie für einen Schreibkünstler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte so gut ich kann. Gedanken, Worte sind meine Werkzeuge, die ich nur schätze, so lange ich sie brauche, und wegwerfe, sobald ich sie gebraucht. Nie hat es meine Eigenliebe weder erfreut noch betrübt, wenn Einer meine Werkzeuge gelobt oder getadelt; nur mein Werk wollt' ich anerkannt sehen. Wenn es nicht so, wenn ich

wäre wie die Andern, wie hätte ich dann vermocht gegen Herrn Menzel nur ein einziges unfreundliches Wort hervorzubringen, gegen einen Mann, der mich als Schriftsteller immer mit der größten Nachsicht, ja mit Vorliebe und Gunst beurtheilt hat? Mancher, vielleicht er selbst, wird mich darum undankbar schelten. Ich muß das ertragen wie vieles. Herr Menzel stehet bei dem Feinde, ich kann ihn nicht schonen. Der Soldat im Gefechte darf seine Kugel nicht zurückhalten, aus Bedenken, in den Reihen gegen die er zielt, steht ein edler Mann, sein Freund, stehen so Viele, die den Krieg gar nicht verschuldet. Die Kugeln dieser treffen auch. Das ist das traurige Recht und das harte Gebot des Kriegs: nur den Besiegten darf man lieben, nur ihm darf man verzeihen.

Alle bisherigen Meinungen und Urtheile des Herrn Menzel über mich, die ich zu beleuchten gesucht, sind aus dessen deutscher Literatur genommen, und mußten für ihren Theil dazu dienen, diesem nützlichen und allgemein faßlichen Buche die ungehinderte Verbreitung in Oesterreich und Preußen zu sichern. Da aber dort die Beurtheilung meiner Gesinnung und Denkungsart sich auf meine deutschen Schriften gründete, die in vieler Leser Hände sind, so war Herr Menzel nicht ganz frei mit meinen

Worten und Gedanken nach Willkür zu schalten. Er konnte zwar unterdrücken, verstümmeln, deuteln, mußte sich aber auf etwas stützen; das ich wirklich gesagt. Doch jetzt will ich mich zu demjenigen Urtheile des Herrn Menzel wenden, wozu er den Stoff aus einigen französischen Artikeln, die ich in Paris bekannt gemacht, und die in Deutschland nur von sehr Wenigen gelesen worden, zu nehmen vorgab. Hier hatte er völlige Freiheit, mich sagen zu lassen, was er wollte, und der öffentlichen Meinung auf meine Kosten eine Lection zu geben. Es ist die Kritik meiner Person und Meinungen, die im Literatur-Blatte unter dem Titel „Herr Börne und der deutsche Patriotismus," steht. Die allgemeine Zeitung hatte den liebenswürdigen Eifer, mit den besten Bissen jenes Artikels die deutsche Diplomatie zu bewirthen; doch dieser mache ich keine Vorwürfe darüber. Man muß Beharrlichkeit in jeglicher Gesinnung achten, auch wenn sie nicht die unsrige wäre. Es ist aber hinlänglich bekannt, wie die allgemeine Zeitung, seit bald vierzig Jahren, ihrer glühenden Liebe für das deutsche Vaterland und ihrem unauslöschlichen Hasse gegen Frankreich immer treu geblieben. Der Franzosenhaß des Herrn Menzel aber ist noch jung, und man kann hoffen ihn zu bessern.

Wenn Herr Menzel meine in französischer Sprache geschriebenen Artikel nur aus den Uebersetzungen und Bruchstücken der deutschen Blätter beurtheilt, so hat er leichtsinnig, albern oder gewissenlos gehandelt, sich darauf zu stützen; denn er konnte recht gut wissen, daß kein deutsches Blatt die Freiheit hatte, meine Meinungen über Deutschland und Frankreich unverfälscht und unverstümmelt mitzutheilen. Wenn er sie aber in der französischen Ursprache gelesen, so war alles, worauf er meine Verdammung gegründet, gelogen.

Herr Menzel sagt: ich hätte den deutschen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, aber den französischen Patriotismus gelten lassen. Ich zöge gegen die Deutschen im Interesse der Franzosen zu Felde und wollte unter der Maske der Freiheit nur das Franzosenthum ausbreiten. Ich verhöhnte die Geister der deutschen Helden, die für ihr Vaterland geblutet. Ich hätte mich von der deutschen Nation losgesagt, ohne mich vorher umzusehen, was ich durch den Uebertritt zu einer andern Nation gewinnen könnte. Die Demoralisation in Frankreich hätte ich getadelt, aber die in Deutschland hätte ich gelobt. Ich suchte den Deutschen selbst alles Deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische aber wünschenswerth zu machen, und den Franzosen alle Mittel und Wege zu zeigen,

wie sie über die Deutschen Meister werden können. Und mehr dergleichen Dinge sagte Herr Menzel. Ich werde später Herrn Menzels Vorwürfe ausführlich und wörtlich anführen, vorher aber meine Aeußerungen, die ich in der Balance über Frankreichs und Deutschlands wechselseitiger Stellung gemacht, so weit es hierher gehört, übersetzen. So wird der Leser selbst vergleichen und urtheilen können.

Ich sagte in der Einleitung der Balance:

„In den Werkstätten der Menschheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorsehung die Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Arbeiten aller andern Völker zu übersehen und zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweisen und ihren Sold auszuzahlen; es sind die Franzosen und die Deutschen. Den ersteren wurde die Leitung der praktischen Arbeiten, der Künste und Handverrichtungen, den andern die Leitung der theoretischen Arbeiten, der Wissenschaften und Speculation anvertraut".

„Die Theorie ist furchtsam und zaudernd, die Ausübung ist unbedacht und vorschnell; daher die Entzweiung zwischen ihnen; daher die Unverträglichkeit des deutschen Geistes und deutschen Gemüthes mit dem Geiste und dem Gemüthe der Franzosen; daher sind beide Völker, ob sie zwar mit den Grenzen sich berühren, doch durch einen unermeßlichen moralischen Raum geschieden."

„Es ist die Aufgabe der Franzosen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören und abzutragen; es ist die Aufgabe der Deutschen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird

Frankreich immer an der Spitze der Völker stehen; aber auf dem künftigen Friedenscongresse, wo sich alle Völker Europa's versammeln werden, wird Deutschland den Vorsitz führen."

„Die Geschichte Frankreichs und Deutschlands ist seit Jahrhunderten nur ein beständiges Bemühen, sich zu nähern, sich zu begreifen, sich zu vereinigen, sich in einander zu schmelzen; die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, sie müssen sich hassen oder lieben, sich verbrüdern oder sich bekriegen. Das Schicksal weder Frankreichs noch Deutschlands wird nie einzeln festgesetzt und gesichert werden können." — — —

„Die Alterreifen Männer beider Länder sollten sich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutschlands durch eine wechselseitige Freundschaft und Achtung zu verbinden. Wie schön wird der Tag sein, wo die Franzosen und die Deutschen auf den Schlachtfeldern, wo einst ihre Väter sich unter einander gewürgt, vereinigt niederknien und sich umarmend, auf den gemeinschaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden!"

„Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wie viel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht!"

„Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich, weil es unglücklich ist, und Frankreich nicht; im Uebrigen bin ich so viel Franzose als Deutscher. Was mich betrifft, so war ich, Gott sei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieser Köder des Ehrgeizes, sei es der Könige, sei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen."

„Das gesellige und geistige Leben der Deutschen leidet an Uebeln und wird von Bekümmernissen gestört, welche die Franzosen nie gefühlt noch begriffen, oder die sie nicht mehr fühlen und vergessen haben. Dieser Umstand könnte unsere Bemühungen zuweilen aufhalten und unsere Lage sehr peinlich machen. Die Nationen sind nicht weniger Egoisten als die Individuen; sie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen sich bald bei ihren Klagen. Sie sind aller Zeit bereit, ihre eigne glückliche Lage ihrem Muthe, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geschicklichkeit zuzuschreiben; und das Mißgeschick der anderen Völker deren Schwäche, Unbeständigkeit oder Tölpelei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden, gegen den Adel zu eifern oder seiner zu spotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutschen über ihre geheime Kriminaljustiz, ihre dumme Zensur und über die unverschämten Beleidigungen, welchen ihre persönliche Freiheit jeden Augenblick blosgestellt ist, sehr verdrüßlich finden. Sollte mir das begegnen, sollte mir unglücklicherweise nicht gelingen, die Sympathie der Franzosen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vortheil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unsicher sind, so lange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutschlands festgestellt sind, und daß die Säule der französischen Freiheit nicht auf dem Platze

der Bastille, sondern an den Ufern der Elbe einen festen Grund finden wird.“

„Deutschland bildet die Gebirgskette, welche die Civilisation von der Barbarei, die Franzosen von den Kosaken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, man sagt es; aber gewiß liebt es noch weniger die Kosaken, und es hat zu viel Ehrgefühl, um nicht selbst die blutige Beredsamkeit eines Danton der unverschämten Rhetorik eines gekrönten Hettmanns vorzuziehen. Nun wohl! Deutschland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwischen dem populären und monarchischen Despotismus retten; aber unglücklicher Weise wurde diese Lage der Dinge, von den Franzosen jeder Meinung und jeder Partei seit fast fünfzig Jahren verkannt. — — —“

„Frankreich und Deutschland vereinigt, können alles vollbringen und alles verhindern. Ein Krieg zwischen Rußland und England könnte niemals ernstlich den Frieden Europa’s stören, so lange Frankreich und Deutschland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht Deutschland Beistand leistete. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutschlands hängt also nicht bloß ihr eigenes Wohl, sondern auch das Schicksal ganz Europa’s ab.“

„Frankreich, welches sich seit bald fünfzig Jahren belustigt, die Welt wie einen Kreisel umherzupeitschen, hat wohl das Recht jedes Volk, das ihm sein Bündniß anbietet, zu fragen: Was habt Ihr zu Stande gebracht? Wozu könnt Ihr uns nützen? Welche Hülfe bringt Ihr? Welche Bürgschaft leistet Ihr uns? In Wahrheit zu reden, Deutschland hat seit drei Jahrhunderten nichts gethan, und es hat alles geduldig ertragen, was ihm Andere haben anthun wollen.

Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenschaften und Genüsse die jungfräulichen Herzen und die keuschen Geister Deutschlands noch nicht erschöpft; sie bildet die Reserve der Freiheit und wird ihren Sieg entscheiden. Sein Tag wird kommen, und um ihn zu wecken, braucht es nur sehr wenig: ein Moment guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelsthau, einen Eisbruch, einen Narren mehr oder einen Narren weniger, ein Nichts; das Glöckchen eines Maulthieres ist genug, die Lavine fallen zu machen. Alsdann wird Frankreich, welches sich über nichts mehr verwundert, dieses Frankreich, welches in drei Tagen das mühsame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreife vollbracht, und aufgehört hat sich über sich selbst zu erstaunen — es wird sich über das deutsche Volk erstaunen, und dieses Erstaunen wird nicht blos Ueberraschung sein, sondern Bewunderung."

„Frankreich sollte endlich Deutschland, diese Quelle seiner Zukunft, kennen lernen; es sollte sich endlich überzeugen, daß es sich nicht selbst genug und nicht alleiniger Herr seines Schicksals ist. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei sein, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig sei. Ein Volk, das Tag und Nacht seine Freiheit bewachen muß, ist nicht frei, wie ein Mensch, der auf seine Gesundheit Acht haben muß, nicht gesund ist. Frankreich hat in weniger als funfzig Jahren das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es ist groß und bewunderungswürdig, aber sein Ruhm hat keine Früchte getragen."

„Frankreich hat Deutschland immer falsch beurtheilt, und was schlimmer ist, es hat es gar nicht beurtheilt, es hat sich nicht darum bekümmert. Deutschland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum besser zu

begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß, und in der letzten Zeit eine Art höchst lächerlicher Geringschätzung, die sein Urtheil blind gemacht. Die Deutschen, weche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die Lage, umkehren zu müssen, und jetzt werfen sie den Franzosen vor, daß sie so oft Rückschritte machten! — — —"

„Für jeden redlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen; die Landsleute, die Fremden selbst sehen darin nur eine strafbare Verrätherei. Allein hören Freimüthigkeit und Unpartheilichkeit auf Tugenden zu sein, sobald man sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet? Die Deutschen haben, seit sie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine Nationaleitelkeit bekommen, von der sie früher frei waren. Der National-Empfindlichkeit der Franzosen ging wenigstens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einst den Deutschen nicht fehlen; aber bis heute haben sie noch nicht genug gethan, um sich der Zuversicht hinzugeben, daß man nicht ihr stolzes Selbstgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich besiegte, hat Deutschland nur ein Joch von ausländischem Holze gegen ein Joch von inländischem Holze vertauscht und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze seiner armseligen Zwergtyrannen gewechselt. Und dann, ist nicht in jeder National-Eitelkeit etwas Kindisches, ja selbst Unsinniges? Ein einzelner Mensch kann entschuldigt werden, wenn er gegen das, was man von ihm denkt und spricht, sich empfindlich zeigt; denn der Einzelne gilt nur so viel er geschätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werthe gleich kömmt, so ist die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Uebrigens wäre es

leicht zu beweisen, daß oft, was die verschiedenen Völker Großes gethan, nur durch ihre Fehler zu Stande gekommen, und was andere Völker erduldet, sie nur wegen ihrer Tugenden erlitten. Es ist also in jedem Lobe eines Volkes Etwas seine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel Etwas die Beschämung zu versüßen. — — —"

„Indem wir Deutschland und Frankreich zu vergleichen gedenken, haben wir keineswegs die Absicht, die überlegenen oder untergeordneten Eigenschaften des einen oder des andern darzuthun, denn das führte zu nichts. Man hat die Gewohnheit, Menschen und Völkern Moral zu predigen, als wäre ihnen möglich, ihren Charakter zu ändern; aber in Wahrheit ist das unmöglich. Weder die Individuen noch die Nationen können alle Tugenden vereinigen; es giebt Tugenden, die unvereinbar, es giebt gewisse gute Eigenschaften, die nothwendig mit gewissen Fehlern verbunden sind. Das aber ist die wahre nützliche Aufklärung, die man den Völkern geben kann: ihnen zu zeigen, wie sie in außerordentlichen Fällen, wo sie zum Handeln oder zum Widerstehen gute oder schlimme Eigenschaften, die ihnen selbst fehlen, nöthig hätten, dieselben bei fremden Völkern suchen und zum Besten gebrauchen sollen."

„Frankreich und Deuschland müssen, um mächtig und unabhängig zu sein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem andern abhängen. Die Dienste, welche sie sich wechselseitig zu leisten haben, sind leicht festzusetzen. Im Allgemeinen herrscht bei den Franzosen der Verstand (le caractère), bei den Deutschen der Geist vor; es kömmt also letztern zu, zu unterscheiden, was man zu thun, den andern, wie man es zu vollbringen habe. — — —"

— Ein Artikel über Uhland und Beranger enthielt unter andern folgendes:

„Die Deutschen üben eine edle Gerechtigkeit gegen alles, was groß und schön ist, in jeder Gattung, in jedem Lande, und zu jeder Zeit, und sie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwischen alle Verdienste mit einer strengen und bewunderungswürdigen Unpartheilichkeit. — — —“

„Wären die Menschen immer glücklich, dann würde Beranger ihr Apostel sein, und dessen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menschen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und dessen poetische Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Lust und Schmerz gemischt ist, muß man Beranger und Uhland zugleich verehren, sich abwechselnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzose, bald Deutscher sein, Gott und Lisette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den schönen Tagen der ersten Liebe erstickt man fast, ein Deutscher zu sein; aber wenn die Witterung kalt ist, gewähren Euch Eure Kamine und Eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet Ihr alsdann einen deutschen Ofen und ein deutsches Herz finden! — — —“

„Beranger ist liebenswürdig und Uhland ist achtungswürdig; sie sind von ihrem Lande; die Franzosen sind frei und glücklich, und die Deutschen verdienen es zu sein. Wenn eines Tages die Deutschen, irre geführt von den Lügen und Ränken ihrer Fürsten, dem kindischen Wesen ihrer Poeten und der Unwissenheit ihrer Gelehrten, zum zweiten Male sich mit einem selbstmörderischen Hasse gegen Frankreich begeisterten, dann würden die Lieder Berangers ihren Zorn verständigen und entwaffnen. Wenn die Franzosen sich von ihrer National=

eitelkeit oder von dem Ehrgeize eines kriegerischen Oberhaupts von neuem gegen Deutschland treiben ließen, dann mögen sie Uhlands Lieder lesen, um zu erfahren, daß ein Volk, das seinen Ruhm in der Gerechtigkeit setzt und dem das Recht als Schild dient, nie unterjocht werden kann, und daß seine Freundschaft vortheilhafter ist, als der Sieg selbst. — — —“

— In einem französischen Artikel über Menzels Franzosenfresserei sagte ich:

„Wie! Ihr seid ein Volk von drei und dreißig Millionen Menschen und Ihr beklagt Euch, von Napoleon beschimpft und verachtet worden zu sein? Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die seine Feinde waren? Hat er etwa die Polen verachtet, die seine Verbündeten waren? Aber beruhigt Euch, Ihr unglückseligen Eunuche der Nationalehre, die nicht Euch gehört und die Ihr nur für den Gebrauch Eurer Sultane bewacht; nicht Euch das deutsche Volk, die deutschen Fürsten hat Napoleon verachtet, jene Fürsten des Rheinbundes, die vor ihm gekrochen, die in seinem Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten; die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubniß, sich der armseligen Reste von Freiheit zu bemächtigen, die ihren Unterthanen von ihrem ganzen Erbe noch übrig geblieben, und um die Nachsicht, in ihren Präfekturen die Despoten spielen zu dürfen, ihm ihre Völker verkauften und ihm halfen ihre Landsleute zu unterdrücken, und Preußen zu vernichten, das sie gegen Oesterreich geschützt, und Oesterreich, dessen Vasallen sie waren. Diese Fürsten waren es, welche Napoleon mit Recht, aber zu seinem Verderben nicht genug verachtet, denn er hat sich von ihnen betrügen lassen. — — —“

„Ergreift die Waffen, Ihr hochherzigen Vertheidiger der Nationalehre, erobert das Elsaß wieder; aber eilt Euch, die Sache ist dringend, bald werden die Festungen Spielberg, Ollmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenstein, Hohenasperg, für die väterlichen Bedürfnisse Eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gäbe, um Eurem Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor Ihr Euch den Gefahren des Ruhms aussetzt, fragt die Elsasser, ob sie einwilligen, wieder Deutsche zu werden, ob sie sich glücklich schätzen würden, ihren König gegen einen der deutschen Bundesfürsten, ihre Deputirten-Kammer gegen die Frankfurter Bundesversammlung, die Freiheit der Presse gegen die schändliche Zensur, die Nationalgarde gegen die Gendarmerie, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunale, die Jury gegen abhängige Richter, und die Gleichheit der Stände gegen den Hochmuth und die Unverschämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauschen. Fragt sie das und sie werden Euch antworten: wir sind die glühendsten und treuesten Patrioten unter allen Franzosen, gerade weil wir an der deutschen Grenze liegen. — — —“

„Geht doch, Ihr stümpernden Liebhaber der Nationalehre! Es ist ein Unglück, aber keine Schande, von einem fremden Volke besiegt worden zu sein, das ist allen Völkern und den tapfersten begegnet; aber es ist eine Schande in seinem Vaterlande Sklave zu sein. Der fremde Sieger macht uns wenigstens das Recht nicht streitig, ihn zu hassen und uns an ihm zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unsere Liebe und unsere Achtung; aber die inländischen Tyrannen zwingen uns die Hand zu küssen,

die uns züchtigt. Die Ehre eines Volkes ist, daß es wisse frei zu sein, ein Bedientenvolk hat keine Ansprüche auf Achtung zu machen. Was habt Ihr nöthig zwei Jahrhunderte zurückzugehen, um im Elsaß Eure Nationalschande zu suchen? Sie liegt Euch unter den Händen, sie ist von gestern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquisition, besteht Preßfreiheit, und in Deutschland, dem Vaterlande Luthers, herrscht die Zensur! Ihr hungert nach Nationalehre, Ihr füttert Euch mit dem Siege, den vor achtzehn hundert Jahren Arminius über die Römer gewonnen, Ihr ernährt Euch armselig mit der Asche Eures Ruhms, und die Varus von Frankfurt beschimpfen und bedrohen Euch alle Tage! Wisset daß dort die Schande ist und daß auch dort die Ehre könnte sein. — —“

— Ein Artikel über Heine enthielt Folgendes:

„Das deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es ist groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletschern schimmert. Deutschland ward das reinste Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort sind die Quellen der großen Ströme, der Geschichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutschen das Genie, den Franzosen das Talent; den einen die schöpferische, den andern die anwendende Kraft. Aus dem deutschen Boden sind alle jene große Ideen hervorgegangen, die von geschickteren, unternehmenderen oder glücklicheren Völkern ins Werk gesetzt und benutzt worden sind. Deutschland ist die Quelle aller europäischen Revolutionen, die Mutter jener Entdeckungen, welche die Gestalt der Welt geändert haben. Das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöse Reform sind aus

ihrem Schoße hervorgegangen — undankbare und vermaledeite Töchter, die Prinzen geheirathet und ihre plebeische Mutter verhöhnt haben. — — —“

„Die Franzosen klagen oft und spotten zuweilen über den Nebel, der den Geist der Deutschen umhüllt. Aber diese Wolken, welche den Franzosen das Sehen verhindert, sind nur zu den Füßen der Deutschen gelagert; sie selbst ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und strahlende Luft. — — —“

Das ist es was ich den Franzosen von Deutschland, was ich den Deutschen von Frankreich gesagt. Und jetzt betrachte man die Lügenstickerei, mit welcher Herr Menzel meinen guten und reinen Stoff zu bedecken suchte.

„Herr Börne giebt in Paris ein in französischer Sprache geschriebenes Journal: la Balance, heraus. Im ersten Heft desselben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei gewesen sei. Er sagt aber kein Wort gegen den französischen Patriotismus. Diesen läßt er gelten. Nur gegen den deutschen zieht er, selbst ein Deutscher, zu Felde, und in welchem andern Interesse als in dem der Franzosen?“

Wo findet sich denn in meinen Worten oder auch nur in meinen Gedanken, daß ich den deutschen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, den französischen aber für Weisheit? Wo steht das? Mir braucht Herr Menzel nicht zu sagen wo es steht, ich weiß es — es steht in seiner Instruktion. Er hat sich

darum nicht mit mir zu verständigen, sondern nur mit jenen unschuldigen und gutmüthigen Lesern, deren es in Deutschland so viele giebt, die zwar als Knaben schon den Livius und den Tacitus gelesen, aber nur lateinische Vokabeln und Wendungen, nicht aber die uralten Ränke der Aristokratie, und die ewigen Tücken des Despotismus daraus gelernt. Gegen jene unwissenden Leser hat sich Herr Menzel zu rechtfertigen, die von dem Maschinenwesen der öffentlichen Meinungsfabrik nicht die geringste Kenntniß haben und von der Bauchrednerei der politischen Gaukler und Taschenspieler gar nichts ahnden. Diesen, nicht mir, zeige er die Stelle, wo sich das findet was er mir zum Vorwurfe macht. Ich habe nicht den deutschen Patriotismus allein, ich habe auch den französischen und jeden andern verdammt, und ich habe ihn nicht für eine Narrheit erklärt, sondern für mehr, für eine Sünde. Will Herr Menzel darüber mit mir streiten, ob der Patriotismus eine Tugend sei oder nicht, so bin ich gern dazu bereit.

„Doch es scheint, wir müssen bei Herrn Börne voraussetzen, er betrachte den Unterschied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotismus nicht für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges, sondern für eine Erfindung, für etwas, das den Völkern aufgeschwatzt worden sei, um sie an einander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken."

„Wollten wir auch dies Prinzip zugeben, was wir nicht thun, so würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht blos dem deutschen, sondern auch dem französischen Patriotismus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdacht entgehen will, er wolle nur den Franzosen und ihren Interessen auf Kosten der Deutschen schmeicheln, und statt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzosenthum ausbreiten."

„Ist denn aber das Prinzip überhaupt richtig? Kann man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? und es ist wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich sei? Im Gegentheil. Es giebt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, ist genau dieselbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Welt-Monarchien, der Hierarchien. Nur diese waren es von jeher, welche die Nationalunterschiede auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil sie wohl wußten, daß sie die Freiheit auf keine andere Weise unterdrücken könnten, als indem sie die Nationalität unterdrückten. Aus demselben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welche die Freiheit rettete oder wieder eroberte. Nur deutscher Patriotismus war es, der einst den Römern sagte: bis hierher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoralisation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römischen Kaiser-Despotie, aufhielt. Nur deutscher Patriotismus war es, der den Päpsten zurief: bis hierher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutscher Patriotismus war es, der auch dem weltstürmenden Corsen zurief: bis hierher und nicht weiter!

und dadurch erst jene neue Basis schuf, auf der so viel gebaut wird. Herr Börne selbst müßte vielleicht jetzt als französischer Polizeipräfect in seiner Vaterstadt figuriren und Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutscher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergossen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris sitzt und schreibt und die Geister der Helden verhöhnt."

Ich betrachte keineswegs, wie Herr Menzel voraussetzt, den Unterschied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, wenigstens giebt es größere Hindernisse, die meine Aufmerksamkeit viel stärker in Anspruch nehmen. Doch was heißt Unterschied der Nationen? Herr Menzel gebraucht oft Worte, welchen sich zu widersetzen eben so unmöglich ist als die Luft durchzuhauen. Ich halte den Patriotismus, ganz wie Herr Menzel, für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges. Er ist ein angeborner Trieb, und darum natürlich, und darum heilig, wie alles was von der Natur kommt. Aber welches Heilige wurde nicht schon mißbraucht, ja mehr mißbraucht als alle gemeinen Dinge, weil eine ehrfurchtsvolle Scheu jede genaue Untersuchung zurückschreckte und den Schändern des Heiligthums freien Spielraum gab? Was ist heiliger als Gott, und was wurde mehr mißbraucht? Ich halte den Patriotis-

mus nicht für eine *Erfindung* der Machthaber, denn diese haben nie etwas Gutes erfunden. Aber die Fürsten haben auch das Pulver nicht erfunden, und dennoch gebrauchen sie es blos zu ihrem alleinigen Vortheil und oft zum Verderben ihrer eignen und der fremden Völker. Das Pulver haben die Machthaber den Völkern *abgeschwatzt*, und von Patriotismus, von Vaterland haben sie ihnen eine ganz falsche Bedeutung *aufgeschwatzt, um sie aneinander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken*. Das ist es freilich was ich meine.

Die Neigung, stete Bereitwilligkeit und der unerschütterliche Muth, für das Glück, die Ehre, den Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit seines Landes thätig zu sein, und dabei kein Opfer, keine Anstrengung zu scheuen, sich von keiner Gefahr abschrecken zu lassen: das ist es was wir Liebe des Vaterlandes nennen. Das Glück, der Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit eines Landes können von zwei Seiten bedrohet werden, von außen und von innen. Die Uebel die von außen kommen, sind seltener, es sind gewaltsame Verletzungen und sie gleichen den Verwundungen des menschlichen Körpers. Sie sind schmerzlich, aber nicht bösartig, und können den stärksten und gesundesten Staat treffen. Die Uebel die von innen kommen, gleichen den Krankheiten;

sie sind häufiger und bösartiger, denn sie setzen verdorbene Säfte, eine fehlerhafte Constitution, oder ungeregelte Lebensordnung voraus. Nun haben aber die Machthaber, welche die öffentliche Meinung, Moral und Erziehung nur zu ihrem eigenen Vortheile lenken, die Liebe zum Vaterland, die sich gegen die innern Feinde hülfreich zeigt, nie als eine Tugend geltend zu machen gesucht, sondern vielmehr als das größte aller Laster verdammt und unter dem Namen Landesverrätherei und Majestätsverbrechen, durch ihre Gesetze mit den härtesten Strafen bedroht. Diejenigen Bürger haben sie für die besten Patrioten erklärt, die ihren unheilbringenden Gesetzen am meisten Ehrfurcht und Achtung bezeigten, indem sie nur für sich und ihre Familie Sorge trugen, sich aber um die Kränkungen, welche ihre Mitbürger und ihr Vaterland erlitten, nie bekümmerten. Nur denjenigen Patriotismus, der sich äußern Feinden des Vaterlandes entgegensetzt, haben sie als eine Tugend angepriesen und belohnt, weil er ihnen nützte, weil er ihre Herrschaft sicherte, und sie in den Stand setzte, jeden fremden Fürsten oder jedes fremde Volk, die sie befeinden wollten, als Feinde ihres Volkes darzustellen.

Die Liebe des Vaterlandes, sie mag sich nach außen oder nach innen offenbaren, ist eine Tugend

so lange sie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird sie ein Laster. Wenn Herr Menzel sagt, für das Vaterland handelt man immer schön, so ist das eine alberne Floskel, albern und lästerlich zugleich. Nein, man handelt nur schön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will; man handelt nur schön für das Vaterland, wenn es das Vaterland ist, für das man sich bemüht, nicht aber ein einzelner Mensch, ein Stand oder ein Interesse, die durch Ränke und Gewalt sich für das Vaterland geltend zu machen wußten. Die Vaterlandsliebe ist für den Bürger, was die Familienliebe für den Hausvater ist. Wenn nun Religion und Sittlichkeit den Hausvater lehren: du sollst deinen Nebenmenschen lieben wie dich selbst, du sollst ihn nicht hassen, nicht kränken; wenn das Staatsgesetz gebietet: du sollst deinen Mit-Bürger nicht bestehlen, nicht berauben, ihn nicht in seiner Ehre, seinem Rechte, seinem Eigenthum kränken; und wenn auch dein Weib und Kind vor deinen Augen verhungerten, so darfst du doch deinem reichen Nachbar kein einziges Brot entwenden — wollten sie damit lehren oder verbieten, daß man sein Weib und Kind nicht lieben, daß man seine Familie verrathen sollte? Aber was man nicht thun darf für seine Familie, darf man auch nicht thun für sein Vaterland. Das

Recht ist ein unentbehrlicheres Lebensmittel als das Brot, und Tugend ist schöner als Ruhm.

Herr Menzel fragt: ob man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten könne? Es ist aber nicht die Rede von dem was man kann, sondern von dem was man soll. Vom Ausrotten des Patriotismus ist gar nicht die Rede, sondern nur von der Vertilgung aller Schändlichkeiten, die der Egoismus der Fürsten und der Völker mit dem Namen Patriotismus umschleierte. Von aller Geschwindigkeit ist am wenigsten die Rede. Wir gewähren noch ein halbes Jahrhundert bis die Völker Europa's, bis besonders die Franzosen und die Deutschen zur Einsicht gelangen, daß von ihrer Einigkeit ihr Glück und ihre Freiheit abhängen. Ehe das geschieht, werden noch manches Jahr die Kosakenpferde in der Rhone trinken, und mancher deutscher Dom wird von den Türken unter russischer Kriegsführung zum Stalle entweiht werden, und wird ein Meer von Blut das Glück und das Leben von Millionen Menschen des Festlandes begraben.

Die Fürsten sind einig; aber weil sie wissen, daß die Einigkeit ihrer Völker ihre eigne fruchtlos machen würde, suchen sie diese zu verhindern. Kein Fürst ereifert sich darüber, wenn ein fremdes Volk

sein eignes anfeindet. Herr Menzel, der in dem schulbübisch zensirten Deutschland alle mögliche Freiheit genießt die Franzosen zu verlästern, sie bei den Deutschen zu verläumden und diese gegen sie aufzuwiegeln — er versuche es einmal gegen Louis Philipp, der doch auch ein Franzose ist, ein feindliches Wort zu äußern! Aber ich bin gewiß, daß es Herr Menzel nicht versuchen wird; denn er weiß die feinsten Tendenzen seiner Zeit eben so gut als der Fürst von Pückler zu berücksichtigen, der auch von dem Könige der Franzosen alles mögliche, von dessen Volke aber gar wenig Gutes zu sagen wußte.

Was Herr Menzel am angeführten Orte weiter sagt, fand ich so ermüdend dumm, daß ich mich erst etwas erholen muß, ehe ich darauf eingehe. „Er ist nicht eitel," rühmt mich Herr Menzel; aber ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich es manchmal doch bin. So oft ich mich gezwungen sehe zu spießbürgerlichen Erörterungen hinabzusteigen, regt sich mein Stolz in mir und ich erröthe, keinen ebenbürtigen Gegner zu haben. Herr Menzel darf es mir glauben, daß er nicht halb so viel von Politik verstehet als meine französische Köchin, ob sie zwar Eulalia heißt und dieser Name voll Menschenhaß und Reue, voll Melancholie, Empfindsamkeit, Mondlichtszitterschein und andern Deutschthümlichkeiten, die

allergrößte Unbekanntschaft mit Politik, Diplomatik und übrigen Spitzbübereien zu verathen scheint.

Herr Menzel sagt: was ich lehrte, hätten zu jeder Zeit die Welteroberer gelehrt; diese hätten immer, um die Freiheit zu unterdrücken, alle Nationalität auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen getrachtet. O Geduld! oder hätte ich nur einen einzigen Zoll von einem Welteroberer, daß ich die Geduld entbehren könnte! Wie hätte denn je ein Eroberer entstehen, wie hätte je der Fürst eines Landes sein Volk so dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben seiner Raubsucht und seinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falsche Bedeutung des Patriotismus aufzuschwatzen verstanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland hassen, heiße sein Vaterland lieben? Und wenn die Eroberer auch wirklich darin ihren Vortheil fanden, den Nationalegoismus der von ihnen unterjochten Völker zu unterdrücken, was könnte man damit beweisen? Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle; der Zweck heiligt selbst diese in ihren Augen. Die Eroberer, die Unterdrücker haben die Nationaleigenthümlichkeiten der von ihnen unterjochten Völker zu zerstören gesucht, so lange sie glaubten, daß dieses ihre Herrschaft erleichtere und sichere; sobald sie aber zu besserer Ein=

sicht gekommen, sobald sie begreifen gelernt, daß man verschiedene Völker am sichersten regiere, wenn man sie in wechselseitiger Eifersucht, wenn man ihren Patriotismus erhalte, und so eines von dem andern bewachen lasse, haben sie mit dem größten Eifer alle Nationalverschiedenheiten zu unterhalten gesucht. In dem österreichischen Staate giebt es, genau gezählt, neun verschiedene Patriotismen. Die Fürsten Oesterreichs haben die Nationalverschiedenheiten und Charakterzüge aller von ihnen beherrschten Völker immer mit solcher ängstlichen Sorgfalt unterhalten, daß sie sich sogar gescheut, die noch hier und da sich findenden Grabsteine längst verstorbener, längst verfaulter Freiheiten zu zerstören, sie, welchen doch immer selbst vor jedem Zeichen der Freiheit schauderte! Thaten sie so zum Vortheile der Freiheit oder zum Vortheile des Despotismus? Ist Oesterreich ein freier Staat? Möchte Herr Menzel in Wien schreiben? Doch wer weiß, vielleicht möchte er es.

Was hat man nicht schon den Menschen als Patriotismus aufgebunden! Die Oesterreicher sind so treuherzige und gutmüthige Menschen, daß man unter ihnen findet, was sonst nirgends in der ganzen Welt zu finden ist; nämlich Polizei-Spione unter den ehrlichsten Leuten. Wenn ein solcher ehrlicher Spion seinen Nachbarn, seinen Freund, seinen Bruder

verräth, schwört er darauf, er sei ein guter Patriot, und stirbt so selig wie der heilige Antonius.

Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimniß anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutschen für den Patriotismus gar nicht gemacht sind, daß sie darum keinen haben, daß es ihre schöne Bestimmung ist keinen zu haben, und es daher gut sei, daß sie nicht frei sind, und wie sich dieses einst zum Glücke der europäischen Menschheit wenden werde. Doch um das alle klar zu machen, müßte ich mich mit Herrn Menzel auf einen hohen Standpunkt stellen, und ich fürchte da gäbe er mir Recht, hielte mich fest, und ließe mich nicht wieder herunter. Man weiß es ja, wie himmlisch wohl es allen deutschen Gelehrten auf sehr hohen Standpunkten ist; denn dort oben in den Wolken giebt es keine Polizei. Darum bleibe ich lieber unten und fahre in meinen ebenen Betrachtungen fort.

Wenn vielleicht Herr Menzel mir den Arminius, den Luther und den Napoleon an den Kopf geworfen, um mit meiner schwachen Fassungskraft zu scherzen, die es mir immer unmöglich machte, die Herrlichkeit des deutschen Patriotismus, ja auch nur sein Dasein aufzufinden, so lasse ich mir es gefallen; denn ich kenne und liebe den Scherz. Herr Menzel wollte mich dann nur necken, weil er wußte, daß ich

jedesmal toll werde, wenn ich von der Teutoburger Schlacht, und wenn ich jene gar zu jämmerlichen und ungeschickten Schmeichler höre, die um das deutsche Volk zu loben, das wie jedes Volk des Lobes nie bedarf, ihm nur zwei große Thaten auf achtzehn Jahrhunderte vorzuschmeicheln wissen, und eines neunzehnten Jahrhunderts bedurften, um die dritte That hinzuzufügen. War es aber Herrn Menzel Ernst mit dem Teutoburger Walde, der Reformation und dem korsischen Tyrannen; waren es nicht blos die alten Possen aus der Befreiungs-Komödie, wollte er vielmehr wie viele Andere, und wie befohlen, die Deutschen damit einschläfern und ihnen rathen sich auszuruhen von den drei großen Werken, die sie in neunzehn hundert Jahren vollbracht — so muß ich es wohl als Ernst annehmen und ein Wort darüber sprechen.

Herr Menzel hat selbst eine Geschichte der Deutschen geschrieben, und zwar mit einem so feurigen anachronistischen Turner-Patriotismus, daß Arminius und Blücher sich wie zwei Brüder ähnlich sehen. Ich bitte ihn daher in seinem eigenen Werke die Kriege der Germanen mit den Römern nachzulesen, und mir dort eine Spur von Patriotismus aufzuzeigen. Die deutschen Völkerschaften kämpften damals weder für ihren Boden, noch für ihre Stamm-

genossen, noch für ihren Nationalruhm, noch für ihre Freiheit. Sie kämpften nur für ihre Führer, und fochten mit gleicher Lust und Tapferkeit in der Reihe der Römer gegen ihre Landesleute, wie in der Reihe ihrer Landesleute gegen die Römer. Die deutschen Häuptlinge und Fürsten stritten für ihren Ehrgeiz und ihren Vortheil, und je nachdem diese wechselten, wechselten sie mit ihren Verbündeten und ihren Feinden. Bald bekämpften sie die Römer, bald die Deutschen. Zwischen den deutschen Fürsten und Völkerschaften war selbst im eigenen Lande ein unaufhörlicher Krieg. Der Bruder des Arminius kämpfte in den Reihen der Römer, und Arminius selbst wurde, nachdem er Varus besiegt, von andern deutschen Fürsten, worunter seine eigene Verwandte waren, heimlich todtgeschlagen. Herr Menzel sieht, daß schon in uralter Zeit der deutsche Patriotismus einen so schlechten Lohn fand als in unsern Tagen. Wäre der brave Blücher älter geworden, hätte er vielleicht auf der Citadelle von Magdeburg sich mit dem Schicksale des Arminius trösten müssen, das doch noch trauriger gewesen als seines; denn nie hätte er, ob er zwar selbst Husar war, die jetzige Husaren-Regierung Preußens gut geheißen.

Die Deutschen kämpften Jahrhunderte lang die Einen für, die Andern gegen die Macht der Rö-

mischen Kaiser, und nicht eher sahen sie in den Römern einen gemeinschaftlichen Feind und verbanden sich gegen sie, bis nordische Völker kamen und sie auf die Römer warfen, ganz so wie sie achtzehn hundert Jahre später von den Russen gegen die Franzosen gedrängt worden.

Stand deutscher Patriotismus auch nur in der entferntesten geistigen oder Blutsverwandtschaft, nur in der losesten geschichtlichen Verbindung mit der Reformation? Nein, der Patriotismus war weder Ursache noch Wirkung, weder Vater noch Kind, weder Vorhergegangenes noch Nachfolgendes der Reformation. Im Gegentheil, die Reformation vernichtete allen deutschen Patriotismus, selbst jenen schlechten, den Herr Menzel preist und den wir verdammen. Die Reformation war die Schwindsucht, an der die deutsche Freiheit starb und Luther war ihr Todtengräber. Pfaffentrug hatte den alten guten Glauben mit Aberglauben verfälscht, so daß er gesunden Herzen nicht mehr munden konnte. Da kam Luther, der sich wie alle deutsche Gelehrte auf einen reinen Wein verstand, ließ das Faß auslaufen, und bot dem Volke für den verdorbenen Wein des Glaubens das reine Wasser der Philosophie an. Was wurde dabei gewonnen? Der Westphälische Friede ist da mit seiner Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Refor-

mation. Einige Tausend Denker erwarben sich Gedankenfreiheit, und das ganze Land verlor seine Lebensfreiheit. An einem Wahne wurde das Volk ärmer und an tausend Narrheiten, welche die deutschen Theologen und Philosophen ersonnen, wurde das Land reicher. Das Papstthum, dieser böse neckische Geist, doch ohne Körper, der nur Abergläubische schreckte und von allen Verständigen verlacht wurde, das wurden sie los; dafür aber bekamen sie zwei handgreifliche schwerbewaffnete Völker in das Land, den Franzosen und den Schweden. Ein Jahrhundert lang erwürgten sich die Deutschen unter einander, und um ungestört ihre Wunden verbinden, ihre Todten begraben zu können, mußten sie endlich einen Theil ihres Landes fremden Königen abtreten. Zwanzig Universitäten wurden errichtet, um die Gelehrten für ihre Volksverrätherei, für ihre Fürstendienste zu belohnen, und tausend Städte und Dörfer lagen in Trümmern und Asche und die Gebeine von zehn Millionen Deutschen bedeckten das verwüstete Land. Nie haben die deutschen Fürsten ihren Völkern, nie haben diese sich selbst, nie wurde ihnen vom Auslande mehr Schimpf und Schande angethan als während der Reformation; und das nennt Herr Menzel Patriotismus! Ich habe mich in einem französischen Journale über die Ursachen und Folgen

der Reformation umständlicher ausgesprochen, und ich will einige hierher gehörige Stellen daraus anführen.

„Die Reformation hat nur den Fürsten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch sie nichts an seinem sinnlichen Glücke gewonnen, und viel von seinem geistigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die priesterliche Macht doch nur eine moralische. Die Völker verarmten um die Kirche zu bereichern, wie man sich um seine Geliebte zu Grunde richtet, wenn man zu schwach oder zu voller Leidenschaft ist, ihrem Schmollen und ihrem Liebkosen zu widerstehen. Als aber nach der Reformation die Fürsten sich der Güter und Einkünfte der Geistlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgesetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er schrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet sich nicht. Er verlangte gute Werke statt äußern Gottesdienstes, aber die guten Werke wurden seit dieser Lehre nicht häufiger."

„Die Sitten wurden strenger, nach außen war alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laster, welche die verborgenen Theile des Staatskörpers verwüsteten. Ränke und Spitzbübereien ersetzten die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Die religiösen Feste wurden vermindert, die Werktage und hierdurch die Mühen des Volks wurden vermehrt; der Gottesdienst, während des Katholizismus der Trost und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in

eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen sich langweilten und einschliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunst, wurde eine Wissenschaft, die der Fassungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feste mehr für das Volk; man führte keine öffentliche Gebäude mehr auf; der Provinzial- und Haus-Egoismus trat an die Stelle des Nationalgeistes; das deutsche Volk, ehemals so fröhlich, so geistreich, so kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutsche Leben ist ein Fastenleben, das schon seit drei Jahrhunderte dauert, und das deutsche Volk ist noch weit von seinen Ostern."

„Luther war ein großer Mann, aber vor allem war er Mensch, und besaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieser unglückseligen Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand, aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürsten als der Beschützer seines Gleichen sein. Die Fürsten schmeichelten ihm, weil sie ihn fürchteten. Luther war so gerührt von ihrer Furcht und so betäubt von ihren Liebkosungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürsten nur aus Ehrgeiz und Habsucht seine Lehre angenommen, und daß sie sich in ihrem Innern über seinen religiösen und philosophischen Enthusiasmus lustig machten. Luther hat seinem Vaterlande viel Böses angethan. Vor ihm fand man bei den Deutschen nur Dienstbarkeit, Luther begabte sie noch mit Dienstbeflissenheit. Die südlichen Völker, die katholisch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch sie lieben und verehren sie nicht; sie bewahren ihre Liebe und ihre Verehrung für Gott und seinen Statthalter."

„Darum haben alle katholischen Völker, sobald sie sich gegen ihre Tyrannen stark genug gefühlt, ihr Joch abgeschüttelt, oder wenigstens mit gutem oder schlechtem Erfolge ihre Befreiung versucht. Aber bei den reformirten Völkern, wo die Fürsten auf den Rath und mit Einwilligung der Reformatoren die moralische Macht der Kirche an sich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Unterthanen die Liebe und die Verehrung, die sie früher der Kirche geschenkt, ihren weltlichen Herren als pflichtschuldige Steuer darbringen. Nur bei den nordischen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubische Verehrung für die Fürsten, die den Menschen so sehr entwürdigen und jene unglücklichen Völker an ihre Sklavenketten schmieden. Sie wagen sie nicht zu brechen, sie wagen es nicht zu wollen; das vermeintliche sociale Verbrechen würde sie nicht zurückschrecken, aber sie entsetzen sich vor der Verletzung des Heiligen. Die katholischen Priester haben nie den leidenden Gehorsam gepredigt, gleich den reformirten Geistlichen, und das angebliche göttliche Recht der Fürsten, ob zwar schon früher von ihnen in Anspruch genommen, wurde doch erst seit der Reformation von den Völkern anerkannt." — — —

„Luther war das Musterbild eines deutschen Philosophen, mit allen Tugenden und Fehlern seiner Nationalität. Von hohem Verstande, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, geistreich, mi Adleraugen die Finsterniß seiner Zeit durchdringend, standhaft, tugendhaft, unbestechlich, den Gunstbezeugungen der Großen besser als ihren Liebkosungen widerstehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die kolossale Macht des Papstes herauszufordern. Aber er war kein politischer Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verstand weder die Ränke, die Lei-

denschaften und die Halsstarrigkeit der höhern Stände, der bürgerlichen Gesellschaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Interessen der untern Stände. Er verachtete im höchsten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer seine Meinungen in Gesinnungen und seine Gesinnungen in Handlungen zu verwandeln sucht."

„Luthers Unternehmen war mehr ein Werk des Wissens, als des Gewissens. Vergessend daß Gott selbst, trotz seiner Allmacht, eine sinnliche Welt erschaffen mußte, um seine Göttlichkeit zu offenbaren; vergessend daß alle Ideen an einander hängen, daß die moralischen und materiellen Interessen sich vermengen, und daß man die einen nicht bewegen könne ohne die andern mit zu treiben, verwünschte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel besuchte ihn eines Tages in seiner Einsamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu schrecken; Luther warf ihm das Dintenfaß an den Kopf und der Teufel flüchtete sich durchs Fenster. Weil ihm diese Art den Krieg zu führen einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Dinte wäre das beste Wurfgeschütz gegen die Gewaltthätigkeit, den Despotismus, den Ehrgeiz und die Raubsucht der Mächtigen der Erde. Diese Lutherische Artillerie ist seitdem nicht vervollkommnet worden und die deutschen Philosophen, Moralisten und Doktoren der Politik begnügen sich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu schreiben, welche sich über sie und ihre Dintenfässer mit Recht lustig machen."

Soll ich jetzt der Verlockung des Herrn Menzel folgen, und mit ihm das alte Lied vom weltstürmenden Korsen in Duett absingen? Ach nein, es

ist gar zu langweilig. Nur zu oft habt Ihr es gehört, nur zu oft wurde es Euch vorgesungen. Doch will ich den weltstürmenden Korsen dazu benutzen, um Herrn Menzel zu zeigen, was der falsche und was der wahre Patriotismus ist, und wie sich der Patriotismus der Deutschen von dem der andern Völker unterscheidet. Woher kam es denn, daß das schwache Spanien dem weltstürmenden Korsen gleich am ersten Tage seines Einfalls zurufen durfte: bis hierher und nicht weiter? Wie gelang es den Spaniern, die Franzosen in ihrer Siegesbahn aufzuhalten, während das weit mächtigere deutsche Volk sich zwanzig Jahre lang von ihnen schlagen ließ? Es kam daher, weil die Spanier nicht blos für ihren König und ihre äußere Unabhängigkeit, sondern zugleich für sich selbst und ihre innere Freiheit die Waffen ergriffen. Es kam daher, weil sie nicht blos gegen die Tyrannei Napoleons, sondern auch gegen die ihrer eigenen Fürsten kämpften; darum gelang es ihnen. Und als sie ihren König zurückgeführt, und dieser sie betrog wie üblich, da ließen sie sich weder täuschen noch schrecken, da verloren sie nicht den Muth, ergaben sich keiner schnöden Ruhe, sondern sie kämpften fort und fort für ihre Freiheit, und wenn überwältigt, kehrten sie immer von neuem zum Kampfe zurück und heute haben sie gesiegt für

immer. Das ist der wahre Patriotismus. Und damals fand sich kein Schriftsteller unter den Spaniern, der ihnen zugerufen: jetzt habt Ihr Euren König, jetzt könnt Ihr zufrieden sein; verlangt nicht zuviel, am höchsten Maaßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; schlaft einen gesunden Pflanzenschlaf, gedeiht im Stillen, pausirt gehörig, und legt Euch in's Kindbett! Es fand sich kein solcher. Und hätte sich ein solcher Thor gefunden, hätten ihn die stolzen Spanier verhöhnt und ihn gefragt: Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Und darum, weil wir der Gedanken ohne Zunge, der Zunge ohne Hände spotten, darum weil wir ein Volk bald beweinenswerth bald lächerlich finden, das sich noch dümmer fangen läßt als die Fliegen, die man wenigstens mit Zucker lockt; das sich fangen läßt mit Schmerzen und Bitterkeiten — darum verhöhnten wir jene tapfern Deutschen, die für ihr Vaterland geblutet, die Geister jener Helden, die für ihr Vaterland gestorben! Wir nicht. Ihr verhöhnt sie, ihr bestochenen Sachwalter, die ihr durch eure Verfälschungen, eure Verdrehungen, eure Ränke das deutsche Volk um das Erbe betrügt, das ihnen jene gefallenen Helden hinterließen; Ihr verhöhnt sie, nichtswürdiges Geschlecht! Nicht wir verhöhnen die

Geister jener Helden, wir die wir im Kerker schmachten, die wir landesflüchtig werden mußten, weil wir der Freiheit treu geblieben, für die jene Helden geblutet; weil wir die Gesinnungen kund gethan, durch die sie einst unsere Fürsten vom Joch Napoleons befreit, und sie aus Knechten, die sie waren, wieder zu Herren erhoben. Wir beweinen das edle fruchtlos vergossene Blut jener Helden. Wären sie so weise als tapfer gewesen, so bedenklich als sie vertrauensvoll waren, hätten sie die Waffen nicht niedergelegt, bis sie dem Volke die Freiheit gesichert: dann lebten wir im Vaterlande, glücklich und geehrt, und ihr schnöden Helfershelfer der Tyrannei müßtet in der Welt umherirren, bis ihr einen Winkel findet, dunkel genug eure Schande zu verbergen.

Wie! Jene tapfern Deutschen, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergossen, hätten mir die Sicherheit erobert, mit der ich in Paris sitze und schreibe und die Geister der gefallenen Helden verhöhne! Die Sicherheit erobert? Nöthig gemacht, hätte Herr Menzel sagen sollen. Hätten jene Helden für die Freiheit unseres Vaterlandes gekämpft und nicht blos für die Freiheit unserer Fürsten, dann brauchten wir keine Sicherheit in einem fremden Lande zu suchen. Und hätten die Franzosen

solche bange Sklavenherzen wie die Deutschen, und wäre ihr König so niedrig gesinnt wie die deutschen Könige, dann gewährten sie uns keine Freistätte in ihrem Lande, sondern sie würden uns mit Ketten belastet der Rache unserer Feinde ausliefern.

Freilich würde ich mich sehr unglücklich fühlen, müßte ich noch in meiner Vaterstadt als Polizeibeamter Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben; aber weil zu *kaiserlichen*. Ob der Kaiser Napoleon hieße, oder Ferdinand, oder Nikolas, das wäre mir alle gleich. Und dennoch wollte ich lieber so schmähliche Programme schreiben, als meine Hände besudeln, wie jetzt alle deutschen Polizei-Präfecten es mit Lust und Liebe thun: mit Entwürfen zu Instruktionen für reisende Kundschafter, mit Zusammenstellen der Berichte hausirender Spione, mit Steckbriefen hinter allen Freunden des Vaterlandes, mit Protokollführung über die den gefangenen Patrioten abgemarterten Geständnisse, mit der doppelten Buchhalterei über alles, was in den Wirthshäusern getrunken und gesprochen wird. O tausendmal lieber! Nie war während der französischen Herrschaft die deutsche Polizei so tief in Koth versunken als jetzt; nie wurde ihr so Unmenschliches zugemuthet; nie wurde das härteste Verlangen mit solcher freudigen Bereitwilligkeit gewährt; nie wäh-

rend der zehnjährigen Herrschaft der Franzosen wurde bei der Polizei mit solcher schadenfrohen Tücke, mit solcher Unmenschlichkeit, und wo die Tücke aufhört, mit solcher ledernen, thränendichten Schulfuchserei der Amtspflicht verfahren, als gleich während dem ersten Jahre der deutschen Herrschaft. Ich muß das wissen, Herr Menzel, ich war auch dabei. Und seitdem ist das ganze deutsche Volk von seiner Ober-Regierung in zwei Klassen abgetheilt worden; in die der Spione und die der Spionirten. Außer ihnen nicht Einer mehr. Sei Einer brav oder schlecht, Mensch oder Teufel, das kümmert sie nicht; man ist Polizei-Hund oder Polizei-Wild, Hammer oder Amboß.

„Herr Börne ist kein Freund der deutschen Schulphilosophie und doch verfährt er ganz wie sie. Er beginnt damit, sein Object anders haben zu wollen, als es ist, und da dies nicht gehen will, negirt er es schlecht weg. Aber so wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philosophen sie anders machen wollen oder gar negiren, eben so wenig ändert sich das deutsche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negiren."

Herr Menzel hofft, es werde mir nie gelingen das deutsche Volk zu ändern. Aber was berechtigt ihn mir so ein thörichtes Vorhaben anzudichten? Noch Keiner hat versucht ein Volk zu ändern, und nie wäre der Versuch gelungen. Wir wollen das

deutsche Volk nicht ändern, wir wollen es aufwecken, denn es schläft. Wir sind seine Fliegen, die ihm um die Ohren summen und im Gesichte herum kitzeln; ich wenigstens glaubte nie mehr zu sein. Zwar schläft das deutsche Volk einen sehr festen Schlaf — wie wäre ihm auch möglich gewesen seinen Gelehrten zu widerstehen, die mit ihren Büchern selbst einen österreichischen Vorposten einschläfern könnten; zwar schläft es einen idealen Schlaf, wie ihn Herr Menzel so lyrisch schön besungen, es schläft wie ein Veilchen um Mitternacht, wie ein Kind im Schooße der Mutter; aber wir sind auch unermüdliche Fliegen. Und weckt es unser Stachel nicht auf, so weckt es einst der Donner, und thut es der Donner nicht, so thut es ein Erdbeben. Aufwachen, aber nicht sich ändern. Das verhüte Gott, daß je das edle deutsche Volk sich ändere!

„Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er sagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugend-Republik des seligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen sein eigenes Genie, um sich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er ist den Fünfzigen näher als den Zwanzigen. Die Lasterrepublik des neuetablirten jüdischen Hauses Heine und Compagnie? Herr Börne hat sie noch vor wenigen Monaten im Réformateur entrüstet angegriffen, und wenn

er sie auch im zweiten Heft der Balance wieder in Schutz nimmt, so thut er es nicht aus Sympathie für die Laster, sondern nur aus Malice gegen Deutschland. In Frankreich tadelt er die Demoralisation, in Deutschland lobt er sie, nicht weil sie die Sitten, sondern weil sie den Staat untergräbt. Alles ist ihm recht, was als ein zerstörendes Element in Deutschland um sich frißt."

„Was ist nun aber in allen seinen Negationen das Positive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugend-Republik noch die Laster-Republik, und auch nicht die constitutionelle Monarchie will, die er mit so viel Unrecht auf jede mögliche Weise beschimpft, gegen deren Freunde er die unsäglichste Verachtung blicken läßt?"

„Er sagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerstört haben wird. Er denkt, die Franzosen werden schon dafür sorgen. Man muß nur diese Bahn brechen in Deutschland, den Deutschen selbst alles Deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische wünschenswerth machen und den Franzosen alle Mittel und Wege zeigen, wie sie über die Deutschen Meister werden können, erst durch ein schmeichelhaftes Fraternisiren und dann, wenn gehörig vorgearbeitet ist, durch die Invasion."

Es gab noch keinen diplomatischen Lehrjungen, es gibt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutschland, der nicht einmal über die Tugend-Republik des seligen Herrn v. Robespierre gescherzt hätte. Herr Menzel gehe mit seinem seligen Herrn v. Robespierre ins Bad Doberan und lasse sich präsentiren, oder nach München in den Bockbierkeller.

Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugend-Republik des seligen Herrn v. Robespierre; aber mich verschone er damit. Er wird mich nie demüthig genug finden mit fürstlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierres zu streiten; das faßt kein Bedientenherz.

Herr Menzel meint, ich könne in meinem so reifen Alter doch unmöglich mehr für die Tugend-Republik schwärmen. Die Republik als eine Herrschaft der Tugend geltend zu machen, um sie den Menschen zu verleiden, das ist der alte wohlbekannte Polizeipfiff. Aber die Republik hat nie das Versprechen gewagt, das Laster zu zerstören; sie versprach nur dessen gesetzliche Organisation aufzulösen, ihm seine Erblichkeit, seine angebornen Vorrechte zu entreißen und die geschlossenen Körperschaften zu trennen, die dem Laster eine unbesiegbare Uebermacht über die Tugend geben. Die Staatsverfassung keiner Art vermag mehr als das; der Mensch ist älter als der Bürger, der Mensch muß sich bessern, dann folgt ihm der Bürger nach. Und das ist ein anderer Polizeipfiff, die Liebe zur republikanischen Freiheit als eine jugendliche Schwärmerei darzustellen. Die Liebe der Freiheit wohnt im Herzen, und das Herz altert nicht. Ich kannte achtzigjährige Republikaner, und ich selbst war bis

in mein fünf und vierzigstes Jahr der konstitutionellen Monarchie zugethan.

Aber wie kömmt die Republik hierher? Habe ich von den Vorzügen der monarchischen oder republikanischen Regierungsform gesprochen, daß Herr Menzel Anlaß fand, darüber mit mir zu rechten? Es ist nichts als die gewohnte bange Vorsicht des Herrn Menzel. Er fürchtet so sehr die Ueberzeugungskraft meiner Ansicht über die Lage Deutschlands, daß er sich scheut, ihr nahe zu kommen. Er führt das Volk seiner Leser auf ein Feld, von dem ich weit entfernt bin, und ruft ihm zu: dort steht er, schlagt drauf. Und sie schlagen zu und haben die Luft und das Gebüsch getroffen, mich aber nicht, und Herr Menzel zieht als siegender Feldherr in die Herzen aller Krautjunker ein. Sind Frankreich, England und Belgien Republiken? Sind sie nicht konstitutionelle Monarchien? Heißt das die Republik fordern, wenn wir diejenige Ordnung der Dinge, die in jenen Ländern herrscht, auch für Deutschland wünschen? Gibt es aber in Deutschland konstitutionelle Monarchien? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, daß die Volksvertreter das Budget anerkennen müssen, daß sie nicht sprechen dürfen, worüber sie wollen, daß sie ihre Reden nicht bekannt machen, die Protokolle ihrer Sitzungen nicht drucken lassen

dürfen? Gehört die Zensur zum Wesen der konstitutionellen Monarchie? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, jungen Schriftstellern von Geist und Talent das Schreiben zu verbieten, blos weil sie einen guten Styl haben, und man fürchtet, das Volk möchte künftig lesen, was früher nur die Gelehrten verstanden? Gehören die heimlichen Gerichte zum Wesen der konstitutionellen Monarchie? Gehört es zum Wesen einer konstitutionellen Monarchie, daß die von den Fürsten bezahlten Richter allein über Freiheit und Leben Derjenigen entscheiden, die der Beleidigung jener Fürsten angeklagt worden? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, daß man die Angeschuldigten vier, fünf Jahre im Kerker schmachten läßt, bis man sie verurtheilt oder frei spricht? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, die Jugend als ein Verbrechen zu bestrafen, und als ein Vergehen, jung gewesen zu sein? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, viele hundert Jünglinge während der Blüthezeit ihres Lebens im Kerker schmachten zu lassen, weil sie die Freiheit länger geliebt, als ihre Fürsten sie gebraucht? Gehört es zum Wesen einer konstitutionellen Monarchie, daß man weder die Namen der Eingekerkerten, noch die der Angeschuldigten, noch das Verbrechen der Verurtheilten bekannt macht?

Daß man über die vielen Hunderte, die man zur Zuchtstrafe verurtheilt, Rechnung ablegt wie über ein Schlachthaus? So viel Ochsen sind geschlachtet worden, so viel Kühe, so viel Hämmel, so viel Schweine — das Schlachtvieh hat keinen Namen — so viel Theologen sind verurtheilt worden, so viel Juristen, so viel Pfarrer, so viel Mediziner, so viel Offiziere — sie haben keine Namen, die Schlachtopfer des Despotismus! Gehört es zum Wesen einer konstitutionellen Monarchie, daß man eine Mutter bestraft, weil sie ihren Sohn, eine Schwester, weil sie ihren Bruder aus dem Kerker zu befreien suchte? Gehört es zum Wesen einer konstitutionellen Monarchie, daß man eine Frau mit Steckbriefen verfolgt wegen geäußerter „Theilnahme an dem Schicksale ihres Mannes", der gefangen sitzt? Daß man eine Mutter zwingen will, die Briefe der Polizei auszuliefern, die sie von ihrem geflüchteten Sohne erhält? Daß man ein vierjähriges Kind vor Gerichte ladet, um seiner Unschuld und Unwissenheit ein Zeugniß gegen seine eigene Mutter abzulocken? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, wenn die verschiedenen Fürsten eines Landes sich zum Voraus über das Eigenthum und die Nutznießung der geflüchteten Patrioten zanken, die man wieder erwischen könnte; daß sie streiten, wer von ihnen das

Recht haben solle, sie zuerst zu martern; daß sie einen Vertrag schließen, derjenige von ihnen solle das Vorrecht haben, der sich zuerst gemeldet; daß sie dann sich eilen, sich auf die Flüchtlinge zu abonniren, sich einschreiben zu lassen, wie zur Vorstellung einer Oper? Welch ein jämmerlich ungeschickter Vertheidiger der in Deutschland bestehenden Ordnung der Dinge ist Herr Menzel, wenn er behauptet, zwischen dieser Ordnung der Dinge und einer Republik läge nichts in der Mitte! Um so schlimmer, wenn nichts in der Mitte liegt; um so schlimmer, wenn keine andere Wahl ist, als jene Ordnung der Dinge geduldig fort zu ertragen, oder sich durch die Republik zu retten.

Herr Menzel behauptet, ich hätte die Demoralisation in Frankreich entrüstet angegriffen und getadelt, die in Deutschland aber gelobt und in Schutz genommen, und er ruft das zweite Heft der Balance, wo ich von Gutzkows Wally gesprochen, als Zeugniß auf. Was gab dem Herrn Menzel die Dreistigkeit zu solcher Lüge, da sich doch in der Balance gerade das Gegentheil findet? Die Zuversicht umpanzert ihn; er weiß, daß er meine Gegenwehr verlachen kann, weil ihm seine Polizei-Taktik den Sieg versichert. Er weiß, daß die Balance nur von sehr Wenigen gelesen worden, daß selbst diese Wenigen nur mit Zittern weiter erzählen durften, was sie

darin angesprochen, und daß ihre schwachen Stimmen von dem Geschrei des Literaturblattes, der allgemeinen Zeitung und der hundert andern deutschen angstkeuchenden, bettelnden oder bezahlten Blätter betäubt und verschlungen wurden. Aber freilich, mein Tadel der Wally hatte einen ganz andern Grund, als der des Herrn Menzel. Ich vertheidigte Religion und Sittlichkeit, weil ich in ihnen eine Stütze der Freiheit finde; Herr Menzel aber, weil er in ihnen eine Stütze der Herrschaft sieht, der Gunstspendenden. Nicht daß ich die Wally gelobt, sondern daß ich das lächerlich despotische Verfahren getadelt, welches die deutschen Regierungen gegen Gutzkow sich erlaubt, das war es, was den Eifer des Herrn Menzel erregte. Aber ganz Deutschland denkt hierin wie ich. Ueber das was recht und sittlich sei, hat die öffentliche Meinung zu entscheiden, nicht die Frankfurter Staatsinquisition, in deren verpestetem Luftkreise weder Recht noch Sittlichkeit bestehen können. Und wenn die Moral meine eigne Tochter wäre, ich wollte sie eben so gern in einem Bordell erziehen lassen, als daß ich sie der Aufsicht der Polizei anvertraute.

Als Herr Menzel, einst ein Pharisäer des Liberalismus, da zu heucheln noch Vortheil brachte, das junge Deutschland vor das Gericht des alten zog und es anklagte: an diesem Tage hatte er seine Seele

mit blutiger Unterschrift dem Bösen zugesagt, und von einem solchen Handel kauft man sich nicht wieder los, mit aller Reue nicht. Da Christus von Judas verrathen wurde, war er schon reif zu seiner Herrlichkeit und stand als Gott auf, nachdem er als Mensch gestorben. Wer aber einen Keim des Guten und Schönen erstickt, ist ein zehnfacher Judas. Herr Menzel zerriß sich die Kleider, streute Asche auf sein Haupt und flüsterte den Machthabern ins Ohr und heulte auf allen Gassen, es werde dem Lande ein Voltaire, ein Rousseau geboren werden, ein Messias, der das Volk von seiner Gedankenfreiheit befreien würde. Darob erschracken die Herodes Deutschlands, und sie schickten ihre Häscher aus, die junge gefahrdrohende Brut zu zerstören. Die Verfolgung des jungen Deutschlands war ein wahrer bethlehemitischer Kindermord. Die unschuldigen Kindlein! Voltaire war nicht unter ihnen. Die dummen Herodes! Wenn dem deutschen Volke ein Voltaire kommen soll, wird er kommen; noch nie wurde ein großer Mann in der Wiege erwürgt.

Ich hätte gegen die Freunde der konstitutionellen Monarchie in Deutschland immer die unsäglichste Verachtung blicken lassen, sagt Herr Menzel. Verachtung! nein; denn sie haben es gut gemeint. Aber angestaunt, bedauert habe ich jene Männer, welche

die Geschichte lehren, und doch selbst nichts von ihr gelernt; welche die letzten funfzig Jahre durchgelebt und doch nicht um eine Täuschung ärmer, nicht um eine Enttäuschung reicher geworden sind; welchen die Taschenspielerei der Macht so fremd wie unschuldigen Kindern war, so daß sie gar nicht begreifen konnten, wo denn auf einmal die Muscatnuß, wo die Preßfreiheit, wo die drei Eide hingekommen. Diese wenigen, zwar unverständigen, aber treuen Freunde der konstitutionellen Monarchie schmachten jetzt im Kerker, oder leben in der Verbannung, oder darben zum Lohne ihrer Vaterlandsliebe, oder zittern unter dem Schwerte der Rache, das an einem Faden über ihrem Haupte hängt; denn in Deutschland athmet man jetzt nur ab instantia frei. Wo sind aber die übrigen tausend Freunde der konstitutionellen Monarchie hingekommen? Wohin haben sie sich verkrochen? Als die konstitutionelle Monarchie noch Macht und Einfluß hatte, als zum Volksvertreter gewählt zu werden noch Vortheil brachte, weil es die Gelegenheit verschaffte, der Regierung ihre Gunst abzutrotzen; als die konstitutionelle Monarchie noch Feste gab, da setzten sich viele Freunde an ihren Tisch und tranken und schwatzten, und schwangen den Becher wie ein Schwert, und blitzten und donnerten mit Reden, die doch nur die warme Luft abkühlten, aber niemals

einschlugen. Sobald aber die konstitutionelle Monarchie ihr Ansehen verloren, da schlichen sich ihre Freunde fort, und wenn sie der armen zerlumpten Konstitution auf der Straße begegneten, wendeten sie das Gesicht von ihr und wurden bleich und roth. Herr Menzel wird uns sagen, die guten Freunde der konstitutionellen Monarchie hätten die Erlaubniß nicht mehr, frei zu reden; aber wann hatte die Freiheit je die Erlaubniß bekommen, frei zu sein? Man nimmt die Freiheit, man empfängt sie nicht; und wer sie genommen und dann ohne Kampf zurückgab, der war ein gemeiner Taschendieb, kein Eroberer, und man hängt ihn mit Recht.

Herr Menzel wird uns sagen, es wären hier und da in Deutschland noch kostbare Reste von konstitutioneller Freiheit zu finden. Freilich, gerade so viel als Oesterreich und Preußen brauchen, die Fürsten jener Länder in Furcht von ihren Ständen, und dadurch von sich selbst in Abhängigkeit zu erhalten. Jene Trümmer der konstitutionellen Freiheit sind es, welche die festesten Stützen des Despotismus bilden.

Wenn man sich einen Augenblick des Ernstes und der Trauer erwehren könnte, würde man die deutsche Geschichte der letzten vierzig Jahre als eine Fastnachtsposse betrachten, von einem komischen Engel zur Belustigung des himmlischen Hofes gedichtet. Zwanzig

Jahre lang bekriegten die Deutschen die französische Freiheit; zwanzig Jahre lang wurden sie von den Franzosen geschlagen, geplündert und gedrückt, und als sich nach zwanzig Jahren der Sieg auf ihre Seite gewendet und sie die Hauptstadt ihrer Feinde erobert — was thaten sie, wie rächten sie sich? Sie brachten den Franzosen eine Freiheit, wie sie sie nie gehabt, einen Wohlstand, den sie früher nie genossen, und die guten Deutschen kehrten sieggekrönt in ihre alte Sklaverei und ihre alte Armuth zurück! Was war's aber? War es Großmuth, welche die despotischen Fürsten des Nordens bewog, dem besiegten Frankreich eine freie Verfassung zu gewähren? War es Großmuth, daß Ludwig XVIII., der mit allen Vorurtheilen der alten Zeit und mit einem Hasse, den zwanzigjährige Verbannung unterhalten, nach Frankreich zurückgekehrt, den Franzosen die Freiheit schenkte? Nein, es war keine Großmuth; es war die Ehrfurcht, die ein muthiges und beharrliches Volk den Siegern abgedrungen, es war die Furcht, die ihnen ein trotziges und drohendes Volk aufgedrungen. So gewannen die Franzosen durch ihre Niederlage, was die Deutschen sich nicht durch ihren Sieg gewinnen konnten.

Ist das die schöne Bestimmung der edeln Deutschen, die Polizei von ganz Europa zu machen und

aller Orte die Büttel der Freiheit zu sein? Noch heute ist es deutscher Einfluß, der in allen Ländern die Gewaltherrschaft beschützt, oder die Freiheit immerfort bedroht und stört und sie nicht zu ruhigem Genusse kommen läßt. Dieser deutsche Einfluß waltet in England, in Frankreich, in Spanien und Portugal, in der Schweiz und in Griechenland. Ein deutscher Fürstenknabe, der Sohn eines österreichischen Vasallen, wurde nach Lissabon geschickt, um dort dem Königskinde zu zeigen, wie man mit Eiden und mit Völkern spiele. Mit deutsch-protestantischem Gelde wird Don Karlos unterstützt, daß er in Spanien die Ketzergerichte wieder einführe. An der Spitze aller geheimen Verbindungen gegen die Freiheit des britischen Volkes steht der Herzog von Cumberland, der in Berlin seine Studien gemacht und dem dort die Augen aufgegangen. Als der Sultan Mahmud mit gutem Willen seine Völker auf den Weg der Civilisation führen wollte und bei seinen christlichen Freunden Rath und Belehrung suchte, schickte man ihm von Wien Polizeiverständige, um in Constantinopel eine geheime Polizei zu organisiren, als die Elementarschule der christlichen Civilisation. Und als der naive Sultan einen Schritt weiter ging und eine türkische Zeitung anordnete, machte ihm das österreichische Cabinet über das Verderbliche einer solchen Neuerung

die dringendsten Vorstellungen und bemerkte: Zeitungen wären noch gefährlicher als Janitscharen, und vertrügen sich mit der geheimen Polizei wie Alkalien mit Säuren. In ganz Europa wenden alle Feinde der Freiheit ihre hoffnungsvollen Blicke nach Deutschland hin. Das deutsche Volk ist der liebe gute Onkel, der noch immer die Schulden seiner Völker-Neffen bezahlt. Doch genug! Herr Menzel bittet uns, nicht so laut zu sprechen, denn Deutschland, das arme gute Ding, läge in Kindesnöthen und seine Wehen wären gar zu süß.

Was in allen meinen Negationen das Positive sei; was ich gründen wolle, wenn ich alles zerstört haben werde; was für eine Freiheit ich denn wolle? frägt Herr Menzel, und antwortet sich darauf: dafür werden schon die Franzosen sorgen. Fangt Gimpel, Ihr Finkler der öffentlichen Meinung, daß es euch nicht an Gesellschaft fehle; aber redet mit menschlichen Geschöpfen nicht von Freiheit, die Ihr nicht verstehet und nicht fühlet. Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives: die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verschaffen, die ihm seine

Natur versagt; sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Erziehung, seine Geschichte oder sein unglückliches Gestirn verschuldet; die Freiheit ist Nichts und dennoch Alles, denn sie ist die Gesundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen sucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr diesen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er ist ein schwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er ist ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er ist ein Bösewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Menschen machen? Er ist ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geist verschaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Haide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet euch: ich will ihn heilen; wie er dann seine Gesundheit benutzen könne, benutzen wolle, das ist seine Sache, das wird seine Bestimmung entscheiden. So auch spricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Gesundheit wieder; doch wie sie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schicksale überlassen. Wie ein gesunder Bettler, der an seiner steinernen Brotrinde kauet, glücklicher ist als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tische schwelgt: so ist ein freies Volk,

und wohnte es am eisigen Norden, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um seine Nahrung kämpfend — so ist es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradiesischen Himmel mit tausend Blumen und Früchten schwelgt, die ihm der Boden, die Kunst und die Wissenschaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menschheit vorgesteckt worden. Nur sie kann die verborgenen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche seiner Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuschreiben, und seine gesunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Kongestionen, gesetzwidrige Anmaßungen eines Organs über das andere sind — so etwa wie die Häuslichkeit und der Transcendentalismus der Deutschen.

Ein Volk, das nicht frei ist, das noch in seiner Regierung wie ein Fötus im Mutterschooße ruhet, ist gar kein selbstständiges Volk; es ist eine Hoffnung, aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit ist auch die Ehre der Völker. Selbst wenn alle Herrscher das wären, was sie nicht sind, die Väter ihrer Unter-

thanen, wenn sie für nichts besorgt wären als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, selbst dann auch wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedaurungswürdig. Sie müssen, was ihnen als Recht gebührt, als Geschenk annehmen, zittern bei jeder üblen Laune, bei jeder Leidenschaft, jeder Trunkenheit ihrer Gebieter; sie sind keine Menschen, sie sind nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Besitzers, sie sind keine selbstständige Wesen.

Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn sie gehören zu Einem Volk und der Eigennutz ist ihr gemeinschaftliches Vaterland. So oft sie in einem Lande, das eine freie Verfassung hat, Mängel sehen, schreiben sie diese Mängel der freien Verfassung zu. So oft sie in einem andern Lande, das unbeschränkte Herrscher hat, Vorzüge erblicken, sagen sie, diese Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unbeschränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürsten Pückler französischer Reise las, daß ein Theil der Provinzen Frankreichs so öde, so leblos, so armselig wäre, was freilich wahr ist, da jubelte er und rief: seht Ihr's, seht Ihr's, Freunde des Franzosenthums! Was sollen wir sehen? Wir wollen Ihren Gedanken ergänzen. Seht Ihr's, das ist die Folge einer repräsentativen Verfassung, das ist die Folge der Preßfreiheit, das ist die Folge der

Geschwornengerichte, das ist die Folge der Oeffentlichkeit, das ist die Folge der Gleichheit, das kömmt dabei heraus, wenn man Staatsverbrecher gleich in den ersten sechs Monaten richtet und sie nicht vier Jahre lang im Kerker schmachten läßt, das kömmt dabei heraus — enfin, c'est la faute de Rousseau, c'est la faute de Voltaire. Aber, mein guter Herr Menzel, wenn die Franzosen keine Freiheit und keine Geschwornengerichte hätten, wären dann die Felder besser bebauet? Sind perennirende provisorische Gefängnisse etwa Treibhäuser, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Ist die Zensur ein Dünger, der das Land befruchtet? Und so oft Sie von den Vorzügen des Geistes und des Herzens sprechen, die das deutsche Volk über das französische erheben, möchten Sie diese Vorzüge des deutschen Volkes seinen Regierungen zuschreiben. Aber würden diese Vorzüge der Deutschen, die Keiner bestreitet, sich vermindern oder zu Grunde gehen, wenn Deutschland eine freie, sittliche und christliche Staatsverfassung hätte? Würden sie nicht vielmehr dabei gewinnen, wenn sie aus der Stille des Gedankens und der Dunkelheit des Gefühls in das freie helle Leben der Thaten übergingen?

So oft Einer seinen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und

schneiden spöttische Gesichter und sagen: eine schöne Republik, eine schöne Freiheit, wo die Sklaverei herrscht! Als wäre die amerikanische Sklaverei Folge der Freiheit, als wäre sie nicht schon vor der Republik gewesen! Aber, sagen Jene, die Freiheit sollte die alte Sklaverei aufheben wollen und können, und thut sie es nicht, so will sie oder vermag es nicht. In ihrem Hasse gegen die Freiheit ergreifen sie das wunderlichste Mittel, sie zu verläumden: sie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die sie nie gehabt und nie versprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beschäme. Die Freiheit soll die Menschen zu Engeln machen, alle Laster, alle Schwächen ausrotten, einen schlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; sie soll Hagel, Ueberschwemmungen, Krankheiten beseitigen, wohl gar den Menschen unsterblich machen! Es ist zum Erbarmen, was sie in ihrer Verzweiflung nicht alles reden. Und mit solchem erbärmlichen Lumpengesindel muß man sich herumstreiten!

Also diese eure goldene Freiheit — spricht Herr Menzel — sollen uns die Franzosen bringen? Wer sagte das je? Ich? Ein Anderer? Herr Menzel nenne uns den Thoren, der behauptet, ein Volk könne frei werden indem es sich erobern lasse, da doch, wie die Weltgeschichte lehrt, selbst jedes erobernde Volk

durch die Eroberung seine Freiheit verloren. Nein, nicht bringen sollen uns die Franzosen unsere Freiheit, wir sollen sie bei ihnen holen. Wir sollen von ihnen lernen, wie man sich frei mache, wie es Einem endlich damit gelinge, wenn man immer das Nämliche wolle; wenn man nie den Muth verliert und hundert Mal besiegt hundert Mal von neuem in den Kampf zurückkehrt. Wir sollen von den Franzosen die Formen der Freiheit holen, ihre Institutionen. Es sind nicht etwa französische Erfindungen, die sich für unser Vaterland nicht passen, es sind deutsche Erfindungen, welche einst von Deutschen nach Frankreich und England gebracht worden. Das sagt Herr Menzel selbst in einem seiner dicken Bücher, die das Volk nicht liest und die darum von der Polizei weniger streng bewacht werden. Dort sagt Herr Menzel alles, was wir auch sagen, und ich wollte aus seinen dicken Büchern eine magere Chrestomathie zusammensetzen, so daß, wenn Herr Menzel flüchtig genug ist, den Gendarmen zu entgehen, ich bald das Vergnügen hätte, ihn in Paris zu begrüßen. Herr Menzel, in des Buches Einsamkeit, sagt selbst, was er mir zum Vorwurfe gemacht, es gesagt zu haben: man müsse zerstören ehe man baue. Er eifert auch auf lobenswerthe Art gegen die vermaledeite baierlsche Strafgesetzgebung. Er spricht von römischen Majestäts-

gesetzen, von Feuerbach, von Swammerdam, von den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe. Aber was weiß das Volk von Feuerbach und Swammerdam, was versteht es von römischen Majestätsgesetzen und den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe? Hätte Herr Menzel schlicht und einfach erzählt: wenn in Baiern ein tugendhafter Bürger von dem Volke zu einem seiner Stellvertreter ernannt worden, und nun als solcher, seiner natürlichen und seiner übertragenen Pflicht gemäß, für das Wohl des Volkes besorgt ist, wird er auf zwanzig Jahre ins Zuchthaus gesperrt, muß aber zuvor vor dem Bilde des Königs niederknieen, es göttlich verehren, und ihm abbitten, daß er sich um das Glück seiner Mitbürger bekümmert; und so ist es dem braven Bürgermeister Behr in Würzburg ergangen — das hätte das deutsche Volk verstanden. Aber Herr Menzel ist ein deutscher Gelehrter!

Der deutsche Gelehrte hat eine gar wohlfeile und bequeme Moral, und der kunstverständigste Cartouche fände weder gegen deren Preis noch gegen deren Brauchbarkeit etwas einzuwenden. Auch hat das russische Kabinet seine schmeichelhafte Hochachtung für den deutschen Gelehrtenstand in offiziellen Aktenstücken mehr als ein Mal ausgesprochen. Der deutsche Gelehrte ist freisinnig, tugendhaft, gerecht, menschen-

freundlich, billig; aber was die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Tugend und die Menschenliebe fordern können, dem allem glaubt er genug gethan zu haben, sobald er es einmal gesagt, was gut, gerecht und billig sei; dann glaubt er zu dem seligsten Tode sich christlich vorbereitet zu haben und spricht: dixi et salvavi animam meam. Aber was gut und recht sei alle Tage und tausendmal zu sagen, bis man es hört; aber es nicht blos in einem stillen dunkeln Buche sondern unter freiem Himmel zu sagen; aber es in der Sprache des Volks zu sagen und es nicht blos an der Leiche der Theorie, sondern auch in seiner lebenden Anwendung zu zeigen — das kommt dem deutschen Gelehrten nie in den Sinn. Er sagt: dixi. Hofft ihr Thoren, Gott zu betrügen mit euren lateinischen Heucheleien? Er wird euch richten am Tage des deutschen Gerichts, und wehe euch!

Und wie sie sich unter einander kennen, sich verstehen, einander loben; wie Jeder seiner eignen Schwäche und Erbärmlichkeit in der des Andern fröhnt! Lobt doch Herr Menzel den Herrn von Raumer, diesen Menschen mit der Seele eines Herings — diesen Narren der rechten Mitte, der, wenn Zwei sich stritten, ob Berlin unter dem Wendekreise des Steinbocks oder dem des Krebses läge, augenblicklich entscheiden würde, es läge unter dem Aequator — der, sobald

er dem Restaurateur Haller eine Ohrfeige gegeben, dem edlen Bentham auch eine giebt — der die Preßfreiheit einen schwerbeladenen Giftwagen, und zur Entschädigung die Zensur ein Heupferd, einen Schröpfkopf, und dessen rothe Dinte kaltes Fischblut nennt — der, wenn er in die eine Schale seines Witzes die „radikalen Rübchen“ geworfen, in die andere die „konservativen Rohrstengel“ legt, und mit solcher einfältigen Gemüsweiberpolitik zwei dicke Bände ausfüllt — diesen lobt Herr Menzel! Es war freilich die bescheidenste Art sich selbst zu loben.

Was uns Herr v. Raumer in seinem Buche über England Lehrreiches berichtet, haben wir mit Dank angenommen. Wir erkennen sein Verdienst, er hat hinlänglich bewiesen, daß er englisch verstehet, und wir würden ihn jedem Buchhändler zum Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche empfehlen. Nur davon wollen wir sprechen, wie sich Herr von Raumer in England als Deutscher gezeigt; davon, daß alles Wasser der großen Themse seine schmutzigen Sklavenfinger nicht zu reinigen vermochte, und seine preußische Staatsdienerseele aus der reinen und stolzen Luft Englands noch matter heimgekehrt als sie hingekommen war. Im Allgemeinen geht Herr v. Raumer bei seinen Urtheilen über die brittischen

Staatsverhältnisse mit seiner beliebten Vermittelungsweise zu Werke, wodurch er sich bei Herrn v. Ancillon, dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geltend machen muß, da dieser einst als Pfarrer auch die Extreme zu vermitteln gesucht. Er wendet auf die Whigs und die Torys den pythagoräischen Lehrsatz an; er betrachtet sie als die beiden Katheten eines rechtwinklichen Dreiecks, verbindet sie dann durch die Hypotenuse seiner eignen Meinung, und schwört darauf, das Quadrat seiner eignen Meinung sei für sich allein so groß, als die Quadrate der beiden entgegengesetzten Meinungen zusammen genommen. Ich drücke mich hier zum Scherze gelehrt und dumm aus, um den deutschen Gelehrten zu zeigen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt habe, und daß wenn ich gewöhnlich klar und vernünftig spreche, es nur in der menschenfreundlichen Absicht geschieht, daß mich Jedermann verstehe.

Herr von Raumer lobt die Torys aus Staatsdienerpflicht und die Whigs lobt er auch aus Staatsdienerpflicht; denn, wenn er sich den Whigs feindlich gezeigt, hätte er keine Gelegenheit gefunden, das Lager der Feinde seiner Regierung auszuspähen. Nachdem aber Herr von Raumer die Whigs gelobt, wird ihm dennoch bange; er zittert, man möchte in Berlin argwöhnen, er habe die Whigs nicht blos aus Staats-

dienerpflicht gelobt, sondern von Herzen und aus Uebereinstimmung mit ihren Grundsätzen. Er sucht also diesem Argwohn durch die feierlichsten Versicherungen seiner Rechtgläubigkeit vorzubeugen. So oft er die englische Freiheit lobt, fügt er hinzu: Die Freiheit in England sei alt und aus historischem Boden hervorgewachsen; in Deutschland aber sei das Verhältniß ganz anders. Das ist freilich sehr wahr und natürlich, denn in Deutschland konnte die Freiheit nie alt und zur Geschichte werden, weil man sie immer schon als Keim und im Entstehen ausrottete. So oft Herr von Raumer von englischen Reformen Gutes spricht, eilt er sich, zu bemerken, daß Preußen diese Reformen schon längst besäße, und trinkt auf die Gesundheit des ersten Reformators Europa's, nämlich des Königs von Preußen. Und da einst ein Engländer, dem grober und freimüthiger Porter in den Adern floß, den König von Preußen einen Despoten genannt hatte, stieg es dem Herrn von Raumer, wie spanischer Pfeffer in die Nase. Wie schade, daß von diesem spanischen Pfeffer nicht ein Körnchen in die Briefe des Herrn von Raumer heruntergefallen ist! Vielleicht wären die radikalen Rübchen und die konservativen Rohrstengel etwas schmackhafter dadurch geworden.

Herr von Raumer besuchte O'Connel, den großen

Agitator, wie ihn alle Welt so sehr artig nennt, weil er das Glück gehabt, nicht schon als kleiner Agitator gehängt zu werden. Herr von Raumer schreibt seinen Freunden, denen er dieses berichtet: Wie! werdet hr aufschreien, du warst bei O'Connel, du? Nun ja, ich war bei O'Connel und ich lebe noch; denn der Mann war so billig, mich nicht aufzufressen. Bald aber fällt dem Herrn von Raumer ein, man könnte es ihm in Berlin übel deuten, daß er von O'Connel mit heiler Haut davon gekommen und keinen Menschenfresser in ihm gefunden. Was thut er? Er spottet der kleinen Demagogen, die in Köpenick und anderen peußischen Festungen eingesperrt sind, und sagt, die wären nur Knirpse und jämmerliche Wichte mit dem großen Agitator verglichen. Als ließe man in Preußen einen Vertheidiger des Volks zum O'Connel heran wachsen! Als würde, stiege durch ein Wunder ein O'Connel vollendet aus der Erde empor, man ihn nicht an den Hörnern des Mondes aufknüpfen! Ja, Herr von Raumer, der große Aequator, verhöhnt die unglücklichen deutschen Jünglinge, welche die schönsten Jahre ihres Lebens im Kerker verschmachten müssen, weil sie das Wort Freiheit ausgesprochen oder niedergeschrieben! Er verhöhnt sie, daß sie keine O'Connels geworden! Wie soll ich eine solche Niederträchtigkeit bezeichnen?

Ich könnte sie eine preußische nennen, aber das wäre noch lange nicht genug.

Folgende Stelle wird am besten den Geist des Herrn von Raumer darthun, und den des Herrn Menzel, der ihn begreift.

„Das ist edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzosen, Polen, so streng sie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeisterung sich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, sobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche, welche meist nur ihre eigne Thorheit aus der Heimath hinwegtrieb, daß diese unter andern Völkern umhergehen, und es sich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredsamkeit hervor, sondern lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmuth. Anstatt mit sorgsamer Hand zu leiten, anstatt mit Aufopferung (zunächst der eignen Afterweisheit), zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen sie sich jedes neu hervorbrechenden Uebels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden Dessen, der ihnen das Leben gab. — Doch, diese schlechteste Klasse aller Ultraliberalen ist sehr selten dem deutschen Boden entsprossen; sie gehören meist einem Volke an, was einst im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältnisse der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. s. w. lediglich auf der Wage des kalten Verstandes abwägt, mit anatomischen Messern zerlegt und mit chemischen Säuren auflöst."

Die deutschen Flüchtlinge sind brave und tüchtige Männer und so hoch gestellt durch die Ehre ihres Betragens, daß die Verläumdungen niedriger Regierungsknechte sie nicht erreichen können. Sie ertragen die Verbannung aus ihrem Vaterlande und die härtesten Entbehrungen mit tugendhafter Stärke und fristen ihr Leben durch die Arbeiten ihres Geistes, oder was noch edler ist, durch ihrer Hände Arbeit. Sie haben selbst in ihrer größten Noth niemals die Unterstützung in Anspruch genommen, welche die Großmuth und Menschenliebe des französischen Volks seit sechs Jahren den Verbannten aller Länder dargereicht. Nach den amtlichen Berichten der französischen Regierung, worin sie von der Verwendung der Millionen, die ihr für die Unterstützung der Flüchtlinge bewilligt worden, Rechenschaft gibt, haben etwa sieben tausend Polen, Spanier und Italiener Unterstützung genossen, und unter diesen sieben Tausend war nur ein Deutscher. Und diesen kennen wir, er ist einer der bravsten von allen, und nur der Wunsch, seine Studien zu vollenden, bewogen ihn, die Menschenliebe der französischen Regierung nicht zurückzuweisen.

Es ist gewiß, daß es unter den deutschen Flüchtlingen auch besoldete Schurken gibt; aber diese sind nicht vom Auslande, nicht von der französischen Regierung, sondern von den deutschen Regierungen be-

soldet. Das sind Jene, welche die deutsche Polizei unter der Maske geflüchteter Patrioten, alle Tage nach Paris, nach London und die Schweiz schickt, um die wahren Patrioten zu bewachen und auszuspähen und zugleich, durch vorsätzliches Lüften ihrer eignen Maske, auf die wahren Patrioten den Verdacht zu werfen, als wären sie der Polizei verkauft. Diese deutschen Spione sind es, die am lautesten ihr Vaterland verlästern, und die man am häufigsten in den Büreaus der Pariser Oppositionsblätter findet, wo sie, um Zutrauen zu erwerben, täglich die schmähendsten Artikel gegen die deutschen Regierungen einliefern.

Ganz mit Recht ruft Herr von Raumer aus: Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche ihr Vaterland anklagen! Um so schlimmer. Die vertriebenen Spanier, Franzosen und Polen haben nicht zu klagen gegen ihr Vaterland, sondern nur über ihre Gegner (wie sich Herr von Raumer vorsichtig ausdrückt), das heißt gegen ihre Regierungen. Das Volk hielt zusammen, das ganze Volk kämpfte für seine Freiheit, und es konnte nur besiegt werden, weil seine Tyrannen sich mit fremden Tyrannen verbunden, es zu unterjochen. Aber wie Viele waren es, die in Deutschland durch Wort und That für die Freiheit des

Vaterlandes gekämpft? Wurden sie nicht verlassen von ihrem Volke? Standen nicht alle die Tausende, ob sie zwar die Unterdrückung mitfühlten, seitwärts, auf den Ausgang wartend, immer bereit die Beute des Sieges, aber nie bereit die Gefahren des Kampfes zu theilen? Nicht von ihren Gegnern wurden die deutschen Patrioten besiegt, sondern von der Feigheit ihrer Freunde. Und wenn sie sich jedes neu hervorbrechenden Uebels ihres Vaterlandes freuen — hoffend, daß es ihre milchherzigen Mitbürger endlich zur Gährung bringen werde — wenn sie sich freuen, daß jene Schwachköpfe, welche nur immer jede Begeisterung zu mäßigen gesucht, welche die heiße Liebe des Vaterlandes in eine kühle wissenschaftliche Liebe zu verwandeln gesucht, — daß diese für ihren mäßigen Freiheitssinn ganz so hart bestraft wurden, als sie selbst für ihren ungestümen; ganz so hart für ihre Geduld, als sie selbst für ihre Ungeduld; ganz so grausam gezüchtigt worden für ihre feuerlöschenden Reden und Schriften, als sie selbst, welche die Waffen ergriffen — so ist diese Schadenfreude den armen deutschen Flüchtlingen wohl zu gönnen.

Herr von Raumer und Herr Menzel stehen unter einer Fahne, und daher ist ihr Losungswort das nämliche. Herr Menzel hatte die Parole, jeden deut=

schen Schriftsteller, der Anhänglichkeit für Frankreich zeigte oder die deutschen Regierungen nicht ausgezeichnet liebenswürdig fand, für einen Juden zu erklären, und er ging im Eifer seines patriotischen Vorpostendienstes so weit, daß er das ganze junge Deutschland, unter dem doch nicht ein einziger Jude war, in Masse beschnitt, und zahlreiche arme Seelen der ewigen Verdammniß übergab. Doch Herr von Raumer treibt es noch weiter als Herr Menzel. Er trommelt aus: der größte Theil der deutschen Flüchtlinge wäre dem deutschen Boden nicht entsprossen, sondern gehöre einem Volke an, was einst im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward; das heißt aus dem Kauderwälsch des Verfassers der radikalen Rübchen in's Deutsche übersetzt: die meisten politischen Flüchtlinge wären Juden. Und es ist doch nicht ein Jude unter ihnen, nicht ein einziger! Und mit solchen unverschämten Lügen hoffen sie die öffentliche Meinung irre zu führen! Aber Herr von Raumer sollte doch nicht so erboßt gegen jenen flachen Kosmopolitismus sein, der die Juden in den deutschen Boden hineingezwungen, da er selbst von eben jenem flachen Kosmopolitismus in die Häuser aller der Berliner jüdischen Bankiers hineingezwungen wurde, bei denen er durch sein ganzes Leben schmarotzt hat.

Wären die Hunderte von politischen Gefangenen nicht ganz vom Leben abgeschieden, könnten sie ein Wort der Klage laut werden lassen, dann würde man, in der Hoffnung, die Theilnahme ihrer Mitbürger mit ihrem unglücklichen Schicksale zu schwächen, auch von ihnen die Lüge verbreiten, sie wären Juden. O die Elenden!

Zu jener Stelle aus Raumers Briefen, welche Herr Menzel in seinem Literaturblatte mittheilt, bemerkt derselbe: „So ist das Treiben jener Menschen, die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längst von allen Ehrenmännern in Deutschland angesehen worden." Wenn Herr Menzel sich und den Herrn v. Raumer zu den Ehrenmännern zählt, dann dürfen die deutschen Flüchtlinge dazu lächeln, daß er sie vom Auslande gedungene Schurken nennt.

Wenn ich bemerkt, daß sich unter den deutschen Flüchtlingen keine Juden befinden, so geschah es gewiß nicht, die Juden darum zu loben; das Gegentheil wäre besser. Aber entschuldigen muß ich sie. Der Jude kann einmal dumm sein, aber zweimal ist er es selten. Es hatten eine große Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen und für die Freiheit ihres deutschen Vaterlandes gekämpft. Doch

als sie unter den Siegern zurückgekehrt, wurden sie gleich wieder unter die Heloten gesteckt, trotz der gerühmten deutschen Treue und Rechtlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall bis sie zurückgekehrt. Es geschah in Frankfurt, daß während die jüdischen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hause die bürgerlichen und politischen Rechte wieder entzog, die sie unter dem Einflusse der französischen Gesetzgebung genossen hatten. Damals, da ich noch jung war und eine größere Lebenszeit zum Hoffen vor mir hatte, kam mir die Sache komisch vor. Mein eigener Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angst und Kümmerniß war, ihr geliebter Philipp — so heißt er, ich bitte Seine Majestät den König von Preußen ganz unterthänigst um Entschuldigung — möchte für die deutsche Freiheit todt geschossen werden, entsetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war. Darum haben die leicht gewitzigten Juden an den Freiheitsbewegungen, welche nach der Juli-Revolution in Deutschland stattgefunden, nur geringen Antheil genommen und durch diese ihre Vorsicht hinlänglich gezeigt, daß ihnen die blonde und ächt christlich deutsche Gesinnung nicht so fremd ist als Herr Paulus glaubt. Sie dachten, wir wollen abwarten, was die Sache für ein Ende

nimmt; wenn die Freiheit siegt, haben wir immer noch Zeit uns als Patrioten zu melden.

Wir wollen jetzt von dem Meister wieder zu unserm Lehrjungen des Preußenthums zurückkehren. Herr Menzel läßt uns sagen, wir wollten uns die Tugendrepublik des seligen Herrn v. Ropespierre von den Franzosen in das Land bringen lassen, zuerst durch schmeichelhaftes Fraternisiren, dann durch grobes Invasiren. Wir verrechneten uns aber, die Zeiten hätten sich sehr geändert; Frankreich wäre im Sinken und Deutschland im Steigen. Diese Ansicht der Dinge überrascht mich gar nicht von einem so wohlerzogenen deutschen Unterthanen als Herr Menzel ist. Deutsche Unterthanen sehen nie, weder auf die Wagschale, noch auf das Gewicht, noch auf das Gewogene, sondern immer nur auf die Zunge der Wage; in allen monarchischen Staaten eine sehr ungetreue Dolmetscherin. Die Zunge kann sich auf die eine Seite neigen, und das Uebergewicht dennoch auf der entgegengesetzten Seite sein.

„Wer immer noch in dem alten Traume der französischen Revolution lebt, übersieht ganz, daß die Reproduktion der Zeit den Ort wie die Form gewechselt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist, wie sehr dort die Schöpferkraft des Neuen erloschen ist, während sie beinahe in allen Ländern Europa's mächtig sich regt."

„In dem ruhigen Entwickelungsgange der materiellen und geistigen Interessen in Deutschland bereitet sich eine weltgeschichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinst nur mit Lächeln auf die Leute herabsehen wird, die sich mit rückwärts gedrehten Hälsen von der Illusion des Franzosenthums nicht loszureißen gewußt haben. Daß diese Entwicklung vor sich geht in der monarchischen Form und nicht in der republikanischen, in einer langsamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker sie gar nicht begreifen. Aber die Franzosen selbst sind nicht so fanatisch, als die deutschen Franzosenfreunde. Sie sehen besser, beurtheilen uns richtiger und hüten sich nur, das gefährliche Wort auszusprechen. Es ist gewiß, daß die einsichtsvollen Köpfe und besten Patrioten in Frankreich ihrer eignen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk blicken, von dem sie wohl wissen, daß die nächsten Jahrhunderte ihm gehören werden.“

Die nächsten Jahrhunderte werden weder den Deutschen noch den Franzosen, noch sonst einem andern Volke oder einem Fürsten gehören; sondern der Menschheit. Eine traurige Zeit, wo man durch Schmeicheln nichts mehr wird gewinnen, und durch periodisches Desertiren nicht mehr sein Handgeld wird vervielfachen können! Aber welcher Schelm von reisendem Spion hat dem Herrn Menzel all das närrische Zeug über Frankreich vorgelogen? Was die Franzosen vierzig Jahre lang gekäut und wiederkäut, das haben sie seit sechs Jahren verdaut, und

jetzt gehört es ihnen auf immer. Woran sie heute kauen, das ist eine ganz neue Speise, wovon Herr Menzel gar nichts zu wissen scheint. Und dieses erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist — daß die Franzosen keine Deutsche sind; daß sie keine Kinder sind, die sich von den Knecht-Ruprechts und den Schornsteinfegern der Polizei hinter den Ofen jagen lassen, daß sie Männer sind, die was sie einmal gewollt, einmal verlangt, alle Tage wollen und verlangen; daß sie immerfort für das Nämliche kämpfen und sich durch keine abschlägige Antwort zurückschrecken, durch keine Niederlage entmuthigen lassen. Doch ein deutscher Gelehrter begreift dieses Käuen und Wiederkäuen nicht. Ihm ist die Freiheit, er mag sie lieben oder ihr abhold sein, nur ein System der politischen Wissenschaft, und er findet daher einen lächerlichen Pleonasmus darin, wenn man, was man gestern gesagt und hat drucken lassen, heute schon wieder sagt und drucken läßt, ehe noch die erste Auflage vergriffen ist.

Was wäre denn das für ein gefährliches Wort, das die Franzosen nicht auszusprechen wagten? Das gefährlichste Wort für die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts ist Menzel, und dennoch wollte ich es in allen Städten und Dörfern, auf allen Gassen ausschreien, und es fände sich in ganz

Frankreich kein altes Weib, das Weib und alt genug wäre, bei dem Worte zu erschrecken. Wie! die Franzosen sähen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk? Die französischen Patrioten und die Besten? Vielleicht sieht der König der Franzosen mit Furcht auf die deutschen Fürsten, die einst unter Rußlands Trommel ihn überfallen möchten. Und er hätte Recht sich zu fürchten, denn da er jenen vereinten Fürsten nur seine eigne Fürstlichkeit, und nur diese entgegenzusetzen hat, so könnte er in einem so ungleichen Kampfe unterliegen. Aber die Franzosen? Mit nichten. Das französische Volk hat das deutsche, oder braucht es nicht zu fürchten. Werden die Deutschen frei, dann sind sie die besten Freunde und treuesten Verbündeten der Franzosen; und bleiben sie in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung, dann werden sie in jedem Kriege wie holländische Thonpfeifen zerbrochen werden.

Was aber die vom Zaun gebrochene Revolution betrifft, so ist das eben eine Redensart, die man hinter allen Zäunen findet. Herr Menzel bewirthe damit seinen Freund Raumer, ich will nichts damit zu thun haben.

„Je schwärzer Herr Börne die deutschen Zustände malt, um so einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volk, das trotz der Zensur eine Geisteskraft und Geistesfreiheit

entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Zensur, eine ganz besondere Bewandniß haben, daß es unter ganz besonders glücklichen Sternen geboren sein muß. Ein unparteiischer Fremder, der alles liest, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutschen mit der schwärzesten Dinte geschrieben hat, und der dann uns selber kennen lernt und ein wackeres, in Wohlstand blühendes, sittenreines, in seiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in seiner constitutionellen Bildung langsam aber sicher reifendes Volk, und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unserer Geister in der Literatur findet, der muß wiederholen, was einst vor anderthalb Jahrtausenden ein Römer von uns sagte: „Es ist ein Wunder, wie die Deutschen alles schon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühseligste Staatskunst gelangen können".

Es ist nicht davon die Rede, wie die Deutschen vor fünfzehn hundert Jahren waren, sondern wie sie heute sind. Große Ahnen sprechen die Nachkommen nicht frei von ihrer Schuld, sie klagen sie ihrer Erniedrigung um so lauter an. Was uns die Natur gegeben, ist Glück und kein Verdienst; Verdienst ist nur der weise Gebrauch des Glückes. Wer unter einem glücklichen Gestirn geboren und durch seine Verbrechen oder Thorheiten die treuen und festen Sterne selbst zum Lügen und zum Wanken brachte, so daß sie ihre Liebe in Haß umgewandelt: der rühme sich seiner Sterne nicht, er schweige, damit man sie vergesse. Mit einem Volke, das trotz seiner Geisteskraft und seiner Geistesfreiheit sich von einer

aller Kraft spottenden, alle Freiheit zernichtenden Zensur nicht zu befreien wußte; das sich Denjenigen unterwirft, die schwach sind an Geist, Denjenigen gehorcht, deren Geist in Fesseln liegt; mit einem Volke, das trotz seines blühenden Wohlstandes, der aller gemeinen Sorgen des Lebens überhebt; das trotz seiner Tüchtigkeit und seiner Sittenreinheit nie das erreichen konnte, was andere Völker ohne Geisteskraft, ohne Geistesfreiheit, ohne Tugend und ohne Wohlstand zu erreichen wußten; das sich der schmachvollsten Unmündigkeit nicht zu entreißen weiß, wie ein Schwachkopf vor Gespenstern zittert, oder wie ein Kind vor der Ruthe — mit einem solchen Volke muß es eine ganz besondere Bewandniß haben. Wahrlich Herr Menzel führt die Waffe mit ausgezeichneter Ungeschicklichkeit; er faßt die Klinge mit der Hand und bietet seinem Widersacher den Griff dar. Nichts ist leichter, als alle seine Entgegnungen auf ihn selbst zurückzuwenden.

Gerechter Gott! was ist das für eine Geisteskraft, die sich geltend zu machen fürchtet und sich vor jedem Polizeijungen gleich wie ein Taschenmesser zusammenlegt und die Schneide in den hornenen Stiel versteckt! Und was ist gar an der Geistesfreiheit zu rühmen? Wer ist nicht geistesfrei? Man ist es zu jeder Zeit und überall; man ist es im Ker-

ker, auf dem Scheiterhaufen, in der Wüste, im Gedränge der Narren und noch am Tische eines argwöhnischen, blutdürstigen und betrunkenen Tyrannen. Herr Menzel ist es selbst, und seine Gedanken können seiner Worte spotten.

Mit der unermeßlich reichen deutschen Literatur mag Herr Menzel noch ein Jahrhundert lang ganz nach Belieben schalten; wir haben jetzt auf wichtigere Dinge zu denken, nach hundert Jahren wollen wir darüber rechten. Haben die Franzosen und Engländer nicht auch eine reiche Literatur, und hat sie die abgehalten, sich frei zu machen? Jeder Pariser Handwerker würde den gelehrten Narren verhöhnen, der spräche: wir haben Montaigne, Rabelais, Corneille, Racine, Molière, Descartes, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, Chateaubriand; wir haben eine königliche Bibliothek von einer halben Million Bänden und achtzigtausend Manuscripten; wozu braucht Ihr Preßfreiheit? Wenn ein unverschämter Buchknecht in England spräche: wir haben Bacon, Shakespeare, Newton, Pope, Milton, Byron, Hume, Gibbon; wozu wollt Ihr noch Parlamentsreformen? würde ihn jeder Londoner Lastträger an der Brust packen, ihn schütteln und ihm erwiedern: Ihr seid Ihr, und wir sind wir, und wir sind mehr als Ihr.

Herr Menzel sagt, die Deutschen schritten langsam und sicher in ihrer constitutionellen Bildung fort. Was die Sicherheit betrifft, so wollte ich Keinem rathen, auf irgend eine deutsche Constitution eine Hypothek zu nehmen, denn die deutschen Constitutionen gehören alle zu den Mobilien. Was aber die Langsamkeit betrifft, so kömmt es darauf an, wie es Herr Menzel versteht. Ein Büßender, der nach Rom wallfahrte, ging nach je zwei Schritten einen zurück, das war langsam, er kam aber endlich dennoch hin. Die Deutschen aber machen in ihrer constitutionellen Bildung nach jedem Schritte zwei Schritte zurück. Heißt das auch langsam und sicher? Doch vielleicht denkt Herr Menzel, man könne auch von der entgegengesetzten Seite zur Freiheit kommen, weil die Welt rund ist, und so will ich es gelten lassen. Doch was er von der furchtbaren Nationalbewaffnung des deutschen Volkes spricht, kann ich nicht gelten lassen, weder den Nominativ noch den Adjectiv. War es dem Herrn Menzel Ernst damit, oder wollte er spotten? Kann ich das wissen? Kann ich die Schelmereien errathen, die seine Gedankenfreiheit im Stillen übt?

Ist es denn eine Bewaffnung der Nation? Es ist eine Bewaffnung gegen die Nation. Glaubt Herr Menzel, die großen Kriegsrüstungen, welche

die deutschen Fürsten seit sechs Jahren gemacht, wären gegen Frankreich gerichtet gewesen? Nein, an einen Krieg mit den Franzosen wagt man bis jetzt noch nicht zu denken. Man wollte nur den gesunden Schlaf, die Pausen und die Mutterwehen des wackern, in Wohlstand blühenden, sittenreinen und an Büchern unermeßlich reichen deutschen Volks bewachen; dazu waren die Rüstungen bestimmt. Und die Furchtbarkeit dieser Bewaffnung liegt nur in den Papp-Kasten der Frankfurter Militärkommission und wird sonst nirgends zu finden sein. Vereinte Kräfte wirken nur wo Einigkeit herrscht, und die Einigkeit der deutschen Fürsten hat sich bis jetzt nur in den Steckbriefen gegen die geflüchteten Patrioten gezeigt. Oesterreich und Preußen feinden sich heimlich an und mißtrauen sich; beide mißtrauen den kleinen deutschen Fürsten, diese mißtrauen einander selbst und alle vereint mißtrauen ihren Völkern und werden gewiß keinen Krieg mit Frankreich anfangen, ehe die Russen an der Oder stehen und auf die Mäuse acht geben, während die Katze nicht zu Hause ist. Und das nennt Herr Menzel eine furchtbare Nationalbewaffnung!

„In Deutschland wachsen im Schatten mehr Früchte als in Frankreich beim hellsten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unserm Volk ist, und wenn nur der Boden gut ist, an der Sonne wird es, obgleich

sie wechselt, niemals fehlen. Ich sehe den schwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht zu Denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes schon für das Beste, aber eben deshalb kann ich auch nicht blind sein für das wirklich Gute und Große in der deutschen Natur."

„Erscheinungen, die bei andern Völkern auf die tiefste Versunkenheit der Nation schließen lassen würden, lassen bei uns keineswegs darauf schließen. Die Oberfläche unseres Daseins verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unser großes Volk ist gar sehr auf die Dauer gemacht. Es spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen. Es meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit dem Hammer schlug, es sei nur ein Blatt vom Baum auf seine Nase gefallen."

Wahrhaftig es gibt Einfältigkeiten, die Einen ganz aus der Fassung bringen können. Ich stehe verdutzt wie ein Narr mit offenem Munde da und weiß gar nicht was ich sagen soll. Ich, der ich nicht die schärfsten Gründe fürchte, sobald das Recht mich deckt, fürchte mich vor den Schneeballen, die mir Herr Menzel an den Kopf wirft! So sah ich einmal ein Volk im Aufruhr den Kugeln trotzen und vor einer Feuerspritze erschrocken davon laufen.

Wo nur Herr Menzel alle die Citronen und Zuckerhüte her nimmt! Er ist ein stiller Ozean von Limonade, womit man den französischen National=

convent zu einem böhmischen Landtage hätte abkühlen können. Wie dithyrambisch er ist, wenn er die Geduld des deutschen Volkes verherrlicht! Ein Pindar der Geschlagenen, ein Homer der Thersiten! Wenn die Torys wüßten, welcher einschläfernde Schwung in den Dichtungen des Herrn Menzel herrscht, sie würden ihn eiligst nach England berufen, um, als ein Tyrtäus neuer Art, das englische Volk zur Feigheit zu begeistern. Gewiß haben die Alexanders unter den deutschen Hofräthen das Literaturblatt des Herrn Menzel unter ihrem Kopfkissen liegen. Ich aber — oder wollte sich Herr Menzel vielleicht über mich lustig machen? Nun, dann umarme ich ihn mit Entzücken, denn es ist ihm herrlich gelungen; er hat mich ganz rasend gemacht.

„Wir haben Zeit die Hülle und die Fülle.“ Ist das nicht ein Sturzbad, womit man ganz Bedlam heilen könnte? Ist das nicht ein prächtig Paar Siebenmeilenstiefel für ein fliehendes Volk von Hasen? Ist das nicht ein Spruch, ganz würdig der sieben Weisen der Polizei, die in Frankfurt philosophiren? Doch was helfen alle Gleichnisse? Herr Menzel ist unvergleichlich.

Das deutsche Volk „spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden.“ Also weil es ein zähes Leben hat, soll

es jede Wunde ungerochen annehmen. „Es achtet gleich dem ruhenden Löwen mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen.“ Der Löwe verachtet die Maus, die in seiner Mähne spielt, und die Fliege die ihn kitzelt; aber duldet er es so lange er lebt, daß ihn ein Esel mit Füßen tritt, daß ein Tiger seinen scharfen Zahn in sein Fleisch bohrt? Werden die Deutschen etwa nur von Mäusen und Fliegen beleidigt? „Er meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit seinem Hammer schlug, es sei nur ein Blatt vom Baume auf seine Nase gefallen.“ Ich kenne den Riesen nicht, von dem hier Herr Menzel spricht, aber ich halte nicht viel von ihm. Was wäre denn das für ein Held, der, wenn ihm sein Feind einen Faustschlag ins Gesicht gibt, dazu lächelte und spräche: Ich habe es für einen Nasenstüber gehalten! Wenn es ein Nasenstüber gewesen, dann war der Schimpf um so größer, und um so blutiger hätte er gerochen werden müssen. Die Ehre sitzt nicht in der Haut, sie sitzt im Herzen. Aber der Riese schlief und der Donnergott wachte! Es sei. Ich weiß recht gut aus Hufelands Makrobiotik, daß der Mensch wenigstens sechs Stunden; ich weiß aber auch aus der nämlichen Makrobiotik, daß er höchstens acht Stunden täglich

schlafen soll. Doch das Riesenvolk der Deutschen schläft Tag und Nacht, und alle Tage, und das ganze Jahr, und schon drei Jahrhundert lang! Das ist ungesund, Herr Menzel. Des deutschen Riesenvolks Donnergott ist der Bundestag, der ihm mit dem Hammer seiner Ordonnanzen auf den Kopf geschlagen, und das deutsche Volk gähnte und lächelte dazu, und sagte: es habe das für ein Blatt — Papier gehalten! Das heißt seinen Löwen- und Riesenstolz zu weit treiben, und das alles ist zwar sehr dithyrambisch, aber auch sehr einfältig.

„Herr Börne fühlt es sehr wohl, daß die Langmuth, mit welcher wir seine Beleidigungen hinnehmen, seine härteste Strafe ist. Er ist nicht eitel, aber welchem sterblichen Geist würde nicht dennoch der Gedanke schmeicheln, sich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden? Aus seinem sichern Versteck in Paris wirft er alles, was sein Genie von Beschimpfungen erfinden kann, in unser Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernstlich zürnen. Wir sehen ein, er hat in vielen Dingen Recht, und die vielen andern Dinge, worin er Unrecht hat, können ihm wohl verziehen werden, denn er ist krank, hat den Spleen im höchsten Grade, quält am Ende sich mit seinen Grillen mehr als Andere, und es würde sehr ungerecht sein, wenn die große deutsche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid versagen wollte.“

Glaubt es Herr Menzel selbst oder will er es glauben machen, daß ich mit meinen Gesinnungen

dem deutschen Volke allein gegenüberstehe? Doch wie es auch sei, er bitte seine Gönner, nur auf vier Wochen Preßfreiheit zu bewilligen, und es wird sich zeigen, daß vielmehr Herr Menzel und seine Gönner es sind, die dem deutschen Volke allein feindlich gegenüberstehen. Er spricht von meinem sichern Versteck in Paris und gibt sich eine überflüssige Mühe, sich lächerlich zu machen. Soll ich etwa in Frankfurt schreiben? Ich wäre dort versteckter, als ich es in Paris bin, und wenn Herr Menzel mich zu sprechen wünscht, wird ihm eine Reise nach Paris weit weniger kosten, als es ihm kosten würde, meinen Gefangenwärter zu bestechen. Diese Menschen sprechen von Versteck! Ihr sprecht aus eurem sichern Versteck hervor. Nie würdet Ihr wagen die deutschen Flüchtlinge anzukläffen, wenn Ihr nicht wüßtet, daß die Kette der Zensur, an der Ihr selber liegt, und das Gitter der Polizei, das euch einschließt, euch gegen die verdiente Züchtigung schützt.

Herr Menzel sagt, ich hätte in vielen Dingen Recht, in vielen Unrecht; aber er sagt nicht worin ich Recht, er wagt nicht einmal zu sagen worin ich Unrecht habe. Er umhüllt alles mit einem blauen Dunst, versichert die Welt, dahinter wäre ich verborgen, und sucht ihr zu erklären woher mir der Dunst gekommen. Er erklärt meine traurige Phan=

tasmen aus den Fehlern meiner Leber und aus noch tiefern Fehlern. Keiner wundere sich darüber, hier Verdauung und Religion zusammengestellt zu sehen; es gibt Menschen genug welchen ihre Verdauung die einzige Religion ist, und deren Vorbereitung der heiligste Gottesdienst.

Herr Menzel nennt mich einen Ueberläufer und er wagt dieses Wort auszusprechen! Wenn er Zensor wäre, sollte er es in allen neuen Wörterbüchern durchstreichen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da Herr Menzel mich sehr gepriesen, da er schrieb, Deutschland wäre meine Braut, und wenn ich es hart anfahre, wäre das nur das Schmollen eines Liebenden. Ich erinnere mich auch daß er geschrieben, mich zu tadeln käme ihm vor wie von der Polizei zu sein. Habe ich mich seitdem geändert? Nein, die Zeiten haben sich geändert, die Winde, die Aengste und die Hoffnungen. Damals war Herr Menzel noch nicht in die würtembergische Kammer gewählt, und da diente ihm die Maske der Freisinnigkeit, sich neben freisinnigen Männern einen Platz zu gewinnen. Sobald der Freiheits-Carneval vorüber war, zeigte Herr Menzel sein wahres Gesicht. Ich nenne ihn keinen Ueberläufer, sondern einen Ueberschleicher. Doch er mag sich noch so langsam und vorsichtig umgestalten, mich täuscht

er nicht, wie vielleicht viele Andere. Wie er auch schlich, ich ging ihm wie ein Minutenzeiger nach, ich weiß wohin er schleicht, kenne sein Ziel und auch die Stunde, in der er es erreichen wird.

Hier aber muß ich die Meinung, die ich von Herrn Menzel habe, ganz sagen; denn die strengste Pflicht verbietet mir, der Gefahr, eines leichtsinnigen Widerspruchs beschuldigt zu werden, auszuweichen. Wenn ich früher von der Instruktion des Herrn Menzel gesprochen; wenn ich ihn einen Kothsassen der allgemeinen Zeitung, einen Prokurator der deutschen Bundesversammlung genannt, so bitte ich ihn und bitte jeden meiner Leser, dieses ja nicht zu mißdeuten. Ich will nicht damit sagen, daß sich Herr Menzel verkauft hat, ich sage nicht damit, daß Herr Menzel seiner wahren Meinung entsagt und falsche heuchelt, um der Macht zu schmeicheln; ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Ich klage nur die Eitelkeit seines Herzens, die Schwäche seines Gemüths, und seinen Unverstand in politischen Dingen an. Menzel ist der Erste nicht, der aus einem Freunde der Freiheit ihr Feind geworden, nicht weil er seine Gesinnung gewechselt, sondern weil er die Macht nicht mehr hatte der Freiheit nützlich zu sein, oder den Muth verloren sich öffentlich ihren Freund zu nennen. Es gab

schon viele solcher Menschen, die aus der Noth eine Tugend gemacht, die es aber nicht dabei bewenden ließen, was noch verzeihlich geblieben wäre, sondern die jene erzwungene Tugend sich selbst als freie Tugendhaftigkeit, die Noth Derer aber, die ihre Noth treu fortgefühlt, diesen Andern als Halsstarrigkeit, Blödsinn oder Ruchlosigkeit angerechnet. Was war es denn sonst was in früherer Zeit Görres, Schlegel, Steffens, Zacharias Werner und noch so manchen andern edlen Deutschen aus dem Reiche des Sonnenlichtes und der Wahrheit in Nacht und Wahn gestürzt; was sie aus Adlern zu Eulen, aus Denkern zu Mystikern gemacht? Die Verzweiflung war es, an sich, dem Vaterlande und der Welt. Ohnmächtig sich die Freiheit des Lebens zu gewinnen, flüchteten sie in die Freiheit des Todes. Um nicht länger Gefangene zu bleiben, wurden sie Gefängnißwärter und klirrten dann so stolz mit den Schlüsseln in ihren Händen, als hätten sie damit die Wahrheit aufgeschlossen und nicht eingeschlossen, und dann kamen alle Heuchler und Dummköpfe herbei und küßten die Schlüssel der Wahrheit und verehrten die heiligen Schlüsselträger *).

---

*) Wie gut diese frommen Leckermäuler es verstanden haben, sich eine zugleich heilige und nahrhafte Suppe zu be-

Was will denn aber eigentlich Herr Menzel, könnten mich die Leser fragen, und woher kömmt ihm seine wunderliche Idiosynkrasie gegen die Franzosen? Diese Frage kurz zu beantworten: Herr Menzel ist

---

reiten, indem sie irdisches Brod in den himmlischen Glauben brockten, davon möge folgendes Beispiel zeugen. Adam Müller, Preuße, Protestant und sonst nichts, wurde katholisch und österreichischer Staatsbeamter. Als General-Consul in Leipzig schrieb er der Frau von Varnhagen: „Ich bin kein Knecht der Mächtigen, aber auch kein independenter sogenannter Staatsbeamter, sondern ganz einfach der Diener meines Kaisers, nächst Gott, im Leben und Tod; außerdem glühend für das, was von den Besten aller Jahrhunderte Freiheit genannt worden ist, für eine galante Freiheit, für eine solche, die sich nur im Dienst und in der Hingebung an einen irdischen Herrn zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer ist, die also nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden kann." Aber Adam Müller war kein Heuchler. Er hatte sich in den Glauben hineingeglaubt, und sich an dem Opfer aller Opfer entzündend, sein Amt und den damit verbundenen Gehalt, als ein ihm auferlegtes Kreuz mit christlicher Ergebung ertragen. Er gehörte zu jenen klugen Amphibien, die sich vor jeder irdischen Noth in den Himmel, und vor jeder himmlischen Noth sich auf die Erde flüchten. Sie werden auch selig werden, denn der liebe Gott ist ein gar guter Herr und nimmt es nicht so genau; uns aber sollten diese Herren mit ihrer galanten Freiheit nicht zum Besten haben wollen.

der Peter von Stuttgart. Es schmerzt ihn, das heilige Grab des Absolutismus in den Händen der Ungläubigen zu sehen, und er beschwört die frommen Deutschen, Frankreich zu erobern und in Paris ihr Kreuz aufzupflanzen, und für dieses gottgefällige Werk verspricht er ihnen Ablaß von allen ihren Sünden und Schwächen. Ich will es euch sagen was Diejenigen wollen, für deren Vortheil Herr Menzel und noch viele Andere sich öffentlich oder heimlich bemühen. Aber ich will es nicht mit meinen eigenen Worten sagen; denn da käme Herr Menzel wieder und spräche: er hat den Spleen, glaubt ihm nicht! Nein, ich will es mit den Worten Derjenigen sagen, die den Spleen nicht kennen, die, ob sie zwar ungeheuer viel essen, doch nie an Verdauungsschwäche leiden, weil sie die Grundbedingung eines guten Magens haben: ein schlechtes Herz. Ich will es mit den Worten der Staatsmänner, Diplomaten und Fürsten, dieser hohen, höchsten und allerhöchsten Personen sagen. Suche sich der deutsche Leser die von Kombst herausgegebenen Aktenstücke des deutschen Bundes und das in London erscheinende Portfolio zu verschaffen *). Dort wird er

*) 1. Authentische Aktenstücke aus den Archiven des deutschen Bundes, zur Aufklärung über die hochverrätherischen Umtriebe der deutschen Fürsten. Straßburg 1835.

die Ansichten, Befürchtungen, Hoffnungen und Pläne, welche Rußland, Oesterreich und Preußen rücksichtlich des deutschen Volkes haben, klar ausgesprochen finden. Da mir aber die ungemeine Geistesfreiheit, die in Deutschland herrscht, hinlänglich bekannt ist und ich fürchte, genannte Schriften möchten dort schwer zu haben sein, will ich deren Resultate so kurz als möglich ausziehen.

---

2. Der deutsche Bundestag gegen Ende des Jahres 1832. Straßburg 1836.

3. Le Portfolio, ou Collection de documens politiques, etc. Traduit de l'anglais. Tome I, N°. 2. Mémoire sur l'état et l'âvenir de l'Allemagne, écrit sous la direction d'un ministre à St. Pétersbourg, et communiqué confidentiellement à plusieurs gouvernemens germaniques. Paris 1836.

I.

Preußische Stimmen.

Die Denkschrift eines ungenannten preußischen Diplomaten über die Politik Preußens in Bezug auf Deutschland, enthält unter andern Folgendes:

Preußen muß suchen: „Einmal gemeinschaftlich mit Oesterreich dahin zu arbeiten, daß die nächste europäische Krise Deutschland so viel als möglich einig und bewaffnet finde."

„Ferner dabei, doch allmählig und unter der Hand, den unmittelbaren Einfluß Preußens in Deutschland wieder herzustellen, zu begründen, zu erweitern."

„Das System Preußens am Bundestage, während der Dauer der österreichischen Allianz, dürfte folgende Zwecke vorzüglich zu befolgen haben:"

A. „(Bundes-Militär-Verfassung).“

B. „Gemeinschaftlich mit Oesterreich über die Erhaltung der Ruhe in Deutschland zu wachen, zugleich das repräsentativ-demokratische System zu bekämpfen.“

C. „(Abwehrung des Einflusses fremder europäischer Mächte.)“

D. „Dabei aber doch möglichst alles so vorzubereiten, daß wenn einst eine Trennung Preußens von Oesterreich erfolgen und demzufolge eine Spaltung Deutschlands stattfinden sollte, der überwiegende Theil der Bundesstaaten sich für ersteres erklärte.“

„Wenn die Erreichung der Zwecke ad A, B und C ein kräftiges und gleichförmiges Wirken mit Oesterreich erheischte, so schiene die Rücksicht ad D durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oesterreich bei jenem Wirken die von demselben systematisch gesuchte Ausübung der Initiative in seinem eignen Namen und die damit verbundene formelle Geschäftsführung bereitwillig überließe, und nur hinsichtlich der wesentlichen Punkte eine frühere geheime Einverständigung zwischen Berlin und Wien in Anspruch nehme. Nach der unveränderlichen Politik der mittleren und kleineren deutschen Staaten wird stets ihre Souveränitäts-Eifersucht gegen die, die Suprematie in Anspruch nehmende Macht ge-

richtet werden, und bei den eben auseinandergesetzten Verhältnissen dürfte es vielleicht das einzige Mittel, den preußischen Einfluß wieder in Deutschland herzustellen, sein, jener Souveränitäts-Eifersucht einen andern Gegenstand als Preußen zu geben."

„Mag Preußen dabei eine passive Rolle spielen, und in manchen Punkten nur der österreichischen Politik zu folgen scheinen; je mehr es jenen Schein zu gewinnen glückt — desto sicherer wird ihm einst die Mehrheit der Bundesstaaten zufallen, wenn das Aufhören der preußisch-österreichischen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfassendes Gewicht ausübte, aufhören läßt."

— „Aus allem Obigen schiene, als Recapitulation, folgende .... Stellung Preußens am Bundestag hervorzugehen. — In den allgemeinen politischen Bundesbeziehungen, Ausgleichung der etwaigen Differenzen, direkt zwischen Berlin und Wien, aber zu Frankfurt, enges, in der Regel milderndes Anschließen an Oesterreich, wobei zuweilen, aber nicht zu oft, in populären Gegenständen ein berechneter offensibler und eklatanter Akt von Selbstständigkeit zu zeigen.... Ein anscheinend reger Eifer für die Befestigung und Entwickelung der Reformen, die unter der Hand aber, mit Ausnahme derjenigen, welche

auf die Militär-Verfassung und die Stellung des Bundes gegen das Ausland Bezug haben, so lose als möglich zu erhalten wären. —"

„Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß sichern kann, schließt schon, ohne andere Verhältnisse zu berühren, unwiderruflich die Begünstigung der demokratisch-repräsentativen Ideen aus, welche jetzt noch so vielen Einfluß in Deutschland ausüben. —"

„Es schiene wünschenswerth, und selbst beim Festhalten an der österreichischen Allianz nicht unerreichbar, daß, wie es vor dem Beginnen der französischen Revolution der Fall war, Preußen als der deutsche Musterstaat angesehen, und seine Schriftsteller wieder die tonangebenden in Deutschland würden, und dies Resultat dürfte unvermeidlich sein, sobald, wie schon erwähnt, das demokratisch-revolutionäre Treiben und die süddeutsche Schein-Constitutionalität depopularisirt worden wäre. Es verdiente dabei eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathsam wäre, sie gleichfalls nach dem Beispiel der englischen und französischen Regierungen, in ihren Grundsätzen, in ihren Leitern und ihren Organen einer indirekten, aber kräftigen öffentlichen

Discussion zu unterwerfen, als es nicht allzuschwer sein dürfte, gegen jene Grundsätze und Einrichtungen bei den besonnenen und richtig urtheilenden Deutschen die National-Eitelkeit und Ehre ins Spiel zu bringen, indem man dieselbe, von einer nebenbuhlerischen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darstellte."

— Graf von der Golz, ehemaliger preußischer Bundestagsgesandter, macht in einer Denkschrift an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten folgende Aeußerung:

„Die Elemente, die ihr (der Bundesverfassung) zu Grunde gelegt wurden, mußten von gemeinnützigen und liberalen Ideen ausgehen, weil die Völker, die nur durch den höchsten Grad patriotischer Exaltation zu den Opfern vermocht worden waren, durch welche die allgemeine Anstrengung zur beabsichtigten Befreiung Deutschlands und Europa's möglich wurde, zu großen Erwartungen im Sinne des ihnen vorschwebenden übertriebenen Begriffs von Freiheit berechtigt waren; man genügte diesem Erforderniß des Augenblicks, weil es unerläßlich war".

— Einer Denkschrift des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Bernstorfs, über die Mittel, die Ruhe im In-

nern Deutschlands, im Fall eines Krieges mit dem Auslande, aufrecht zu erhalten, entworfen, auf Befehl des Königs im Jahre 1831, sind nachfolgende Aeußerungen entnommen.

„Wie gegründet indessen auch jene Besorgnisse sein mögen, so rechtfertigen sie doch keinen Zweifel an dem Vorhandensein und der Wirksamkeit von Mitteln, dem drohenden Uebel vorzubeugen oder seine ferneren Ausbrüche mit Erfolg zu bekämpfen, selbst im Falle eines unvermeidlichen Krieges, unter den Deutschen eine zustimmende Begeisterung zu entzünden, welche zur Erleichterung der ihnen anzusinnenden Opfer mitwirke."

— „Je leichter der natürliche Verstand einsieht, wie sehr das Gemeinwohl dabei interessirt ist, daß die Grenze des Staates gegen Angriffe eines auswärtigen Feindes vertheidigt.... werde; um so wichtiger für ganz Deutschland scheint mir zunächst die Annahme oder Behauptung einer Politik, welche für den Fall, wenn ein Krieg unvermeidlich sein sollte, sicher dahin führt, daß der Uebergang aus dem jetzigen Zustande in den Kriegszustand unter Umständen geschehe, die eine unbedingte Nothwendigkeit des letztern als evidente Thatsache den Unterthanen aller deutschen Staaten unabweislich vor die Augen rücken; was nach dem herrschenden Geiste

unserer Zeiten nicht etwa bei einem Kriege um Prinzipien, worüber im Innern von Deutschland selbst Parteien sich streiten, sondern nur alsdann statt finden wird, und sicher erwartet werden darf, wenn ein Angriff von Seiten des Feindes alle Zweifel über jene Nothwendigkeit des Krieges zerstreut und alle weitern deßfallsigen Rechtsdeductionen als überflüssig erscheinen läßt, deren Unentbehrlichkeit zur Ausführung der Motive des Krieges überhaupt nichts Wünschenswerthes wäre. —"

„Zur Aufrechthaltung, tieferer Begründung des Sinnes für Recht und Ordnung kann ohne Zweifel auch die Presse wesentlich beitragen. Es ist desfalls gewiß sehr zu bedauern, daß sich jetzt zu wenige tüchtige Männer erheben, um jene gute Sache des Rechts und der Ordnung gegen die Angriffe, denen sie besonders in ausländischen Blättern ausgesetzt ist, mit Ernst und Einsicht zu vertreten. Damit die Herausgabe von Zeitungen oder periodischen Blättern, welche sich diesem Zwecke widmen, nach Möglichkeit gefördert werde, möchte es schon jetzt an der Zeit sein, hierzu Schriftsteller von Talent und guter Gesinnung zu gewinnen, bei denen die letztere sich in der Neigung offenbaren, durch ihre Feder die Lösung der schwierigen den Regierungen

obliegenden Aufgabe zu erleichtern. Immerhin könnte man ihnen dabei — sofern ihre Persönlichkeit hinreichende Garantie gewährt — freieren Spielraum gestatten, ohne jedoch im Allgemeinen eine wesentliche Veränderung der gesetzlichen Bestimmungen über die Zensur eintreten zu lassen; denn diese wird auch im Falle eines Krieges nicht entbehrt werden können, so wenig man übrigens der Begeisterung, welche mit Wort und Schrift die Sache des Vaterlandes gegen den auswärtigen Feind vertheidigen will, Einhalt zu thun haben dürfte. — —"

„Aufgestellt in den bezeichneten Gegenden, und nach Umständen zu mobilen Colonnen organisirt, würde diese Reserve (die des Bundesheeres) dem deutschen Bunde, während seine Heere dem auswärtigen Feinde gegenüberstehen, für die Erhaltung der Ruhe in seinem Innern die wirksamsten Dienste zu leisten geeignet sein. —"

„Unter ehrfurchtsvoller Bezugnahme auf jene Vorschläge, glaube ich namentlich in tiefster Unterwürfigkeit empfehlen zu müssen:

„Daß E. K. M. allerhöchste Regierung bei einer Politik beharre, welche den Frieden auf alle mit Preußens Ehre und andern wesentlichen Interessen vereinbare Weise zu erhalten sucht, und zugleich —

wenn ein Krieg demnach unvermeidlich werden sollte — den auswärtigen Feind in den Fall setzt, ihn durch einen Angriff von seiner Seite zu eröffnen. Unternimmt alsdann der Feind einen Angriff, so wird E. K. M. landesväterliche Ansprache an das Volk, wie sie im Jahr 1813 statt fand, gewiß ähnliche Wirkungen hervorbringen und mächtig dazu beitragen, daß der treue Wille Allerhöchst Ihrer Unterthanen, sich ihres Königs würdig zu bezeigen, allenthalben in That übergehe. — —"

Auf vorstehenden ausgezogenen Bericht des preußischen Ministers antwortete der König:

„Was die anderweitigen, Ihrer Darstellung hinzugefügten Vorschläge betrifft, so ist zwar rathsam, für die Sache des Rechts und der Ordnung einsichtsvolle Schriftsteller zu gewinnen; bei der anerkannten Schwierigkeit aber, solche Schriftsteller zu ermitteln, die mit den erforderlichen Kenntnissen und Talenten auch erprobte treue Gesinnungen und den erforderlichen Takt für das Angemessene verbinden, wird die Benutzung der Presse für den Fall des Krieges vorzubehalten sein.——"

Der preußische General von Borstell, in einem Briefe an den General-Adjudanten des Königs, geschrieben 1832, worin er Vorschläge macht, wie

mit den deutschen Ständekammern und den deutschen Revolutionärs zu verfahren sei, äußerte:

„Staatssicherheit, nach moralischen Grundsätzen festgestellt, ist die wichtigste der Regierungspflichten, sie wird durch repräsentative Formen oder Volksvertretungen nirgends gesichert, vielmehr durchwegs, wo wir hinblicken, gemißbraucht und gefährdet.“

II.

Oesterreichische Stimmen.

Ein österreichisches an das preußische Kabinet gerichtetes Promemoria, über die Publicirung der Bundestags-Protokolle, enthält unter andern folgende Aeußerung:

„Man darf jedoch nicht aus der Acht lassen, wie es überhaupt mit dem Interesse steht, welches die deutsche Nation an dem deutschen Bunde nimmt."

„Wäre die Bundesversammlung — wie es in den ersten Jahren ihrer Existenz von der liberalen Partei geglaubt und gewünscht wurde — eine Art National-Repräsentation, bestimmt, alle Rechte zu schützen und in alle das gemeinsame Interesse der deutschen Unterthanen betreffende innere Angelegenheiten kräftig und wirksam einzugreifen, so würde ihr allerdings das allgemeine Interesse nicht entgehen, besonders

wenn auch noch die Instruktionen der Bundestags-Gesandten in den Ständeversammlungen berathen würden, wie dies schon früherhin und jetzt neuerlich vielfach als unumgänglich nothwendig behauptet und angepriesen worden ist. Die Kompetenz der Bundesversammlung ist aber, seit dem Jahre 1820, definitiv und auf eine Art geregelt, welche ihr eine andere Stellung gegeben hat, als die ohnehin nur chimärische einer Volksrepräsentation, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie unter Denen, welche im Volke das große Wort führen, an Popularität und Ansehen durch die Bekanntmachung ihrer Berathungen sehr gewinnen werde. Nicht durch die Geheimhaltung ihrer Protokolle ist das Ansehen der Bundes-Versammlung gesunken. Ehe noch diese Geheimhaltung eingeführt war, fingen die Demagogen an, die Bundes-Versammlung zu verschreien, sobald sie sahen, daß diese ihnen nicht als Werkzeug dienen wollte, sondern sich vielmehr ihren verbrecherischen Absichten als ein Damm entgegenstellte; und auch der nicht demagogische, sondern besonnene Theil des Publikums verlor nach und nach das früher gehegte Interesse am Bunde, sobald man sich überzeugte, daß es nicht in der Aufgabe der Bundesversammlung liege, in den wichtigsten innern Angelegenheiten, namentlich in den Handels- und stän-

dischen Angelegenheiten, einen entschiedenen Einfluß zu äußern. Jene anti-demagogische Tendenz und diese beschränkte Kompetenz der Bundes-Versammlung dürften wohl allein als die wahren Ursachen des verminderten Interesses an den Verhandlungen desselben zu betrachten sein, und so lange diese wohlbegründeten Ursachen bestehen, wird auch die Bekanntmachung ihrer Protokolle nicht das Mittel sein, ihr Ansehen zu heben. Niemand wird übrigens glauben, daß die Bundes-Versammlung darum, weil ihre öffentlichen Protokolle nur weniger bedeutende Gegenstände betreffen, sich in ihren geheimen Sitzungen nicht mit wichtigen beschäftige. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß es wünschenswerth wäre, wenn die Mehrzahl der denkenden Menschen in Deutschland auf den Fortbestand des Bundes einen Werth legte; aber die Hauptbürgschaft seiner Dauer wird wohl der deutsche Bund in der Meinung der Regierungen und nicht in der Meinung des Publikums zu suchen und zu finden haben. So lange die Regierungen den Fortbestand des Bundes aufrichtig wünschen und wollen, wird derselbe auch fortbestehen, und das Urtheil der Unterthanen wird ihnen hierin kein wesentliches Hinderniß in den Weg legen. — —"

In einem Schreiben des Fürsten von Metternich an den östererichischen Gesandten in Berlin,

worin die Ansichten des österreichischen Kabinets über die neue badische Gesetzgebung ausgesprochen wird, heißt es:

„Da vielmehr alles, was aus deutscher Presse hervorgeht, sich sofort über alle deutschen Länder verbreitet und Deutschland heute einen auf Erhaltung gemeinsamer Ruhe und Sicherheit gegründeten Staatskörper bildet, so darf es einzelnen Gliedern dieses Staats nicht freistehen, die große Mehrzahl der andern Staaten mit einem Vorrathe schlechter oder gar nicht zensurirter Schriften zu überschwemmen."

„Wir sehen aber diese Frage als eine Lebensfrage für den Bund an, und ersuchen daher den Herrn Grafen von Bernstorff angelegentlichst, in dieser wichtigen Angelegenheit den Ausspruch beider Höfe vollkommen gleich an den Bundestag treten lassen zu wollen. — —"

Kurze Zeit nach dem Hambacher Feste schrieb der Fürst von Metternich an den preußischen Bundestags-Gesandten von Nagler in Frankfurt:

„Das Hambacher Fest, wenn es gut benutzt wird, kann das Fest der Guten werden. —"

In einer Instruktion des Fürsten von Metternich an den österreichischen Bundestags-Gesandten in Frankfurt, über die Frankfurter Ereignisse des 3. Aprils 1833, heißt es:

„Für Deutschland ginge vielleicht in einem mangelhaften Ausgange dieser Untersuchung eine nie wiederkehrende Gelegenheit verloren, auf den eigentlichen Grund des Uebels, welches seit Jahren feindselig auf den Fürsten wie auf den Völkern lastet, zu kommen.“

III.

Russische Stimmen.

(1834.)

„Gleich von 1789 an fanden die Lehren der französischen Revolution bei vielen deutschen Denkern eine günstige Aufnahme; aber die Masse des Volks blieb ihnen um so fremder, als seine pedantisch-religiöse Erziehung (éducation pédantesquement religieuse) es von jeder eigentlich politischen Idee entfernt hielt.“

— „Zwar wußte Napoleon mit seinem eisernen Zepter alle Aeußerungen feindlicher Gesinnungen gegen die Macht niederzuhalten; doch konnte er nicht verhindern, daß die von der französischen Revolution in Umlauf gebrachten Ideen sich in Deutschland ausbreiteten und sich besonders in den Universitäten und Schulen festsetzten. Erst nach dem Sturze des großen

Mannes gewahrte man, welche tiefe Wurzeln jene Ideen schon gefaßt hatten. Ihre ersten Früchte waren schön und herrlich, denn der Befreiungskrieg gab Gelegenheit die edelsten und reinsten Gesinnungen zu entfalten. Die Begeisterung des Volks war eben so bewunderungswürdig durch ihr erhabenes Ziel, als durch die Mäßigung, worin sie sich anfänglich zu erhalten wußte; unglücklicher Weise zeigten die folgenden Jahre, daß die Fürsten und Minister sich schwer getäuscht hatten, als sie den Kampf Deutschlands unter diesem einzigen Gesichtspunkt betrachtet. Nach dem Kriege zeigten politische Ansprüche, die sich in den meisten Staaten kund gaben, augenscheinlich genug, daß, als die Deutschen die Waffen ergriffen, sie nicht blos Napoleon, sondern auch ihre eignen Regierungen treffen wollten."

— „Da die wahre Religiösität einer der Grundzüge des deutschen National-Charakters ist, mußte der Befreiungskrieg hierdurch natürlich eine Art religiöse Weihe bekommen. Mehrere Staatsmänner suchten den öffentlichen Geist in dieser Richtung zu erhalten, und unter andern war der Fürst

Metternich in diesem Sinne thätig. Indessen, ob zwar die Mehrzahl des deutschen Volkes zu dem alten öffentlichen Rechte, das sich auf theologische Prinzipien gründet, sich hinzuneigen schien, so erklärte sich doch auf mehreren Universitäten eine starke Opposition gegen jene Ansicht."

— „Preußen allein machte sich, nach einer doppelten bittern Erfahrung, keine Täuschung mehr über die Richtung des öffentlichen Geistes. Es erkannte mit vielem Scharfsinne, daß die Deutschen die Polen weniger wegen ihrer selbst, als wegen ihrer Revolution liebten. Deutschland verdankte 1832 sein Heil nur dem ernsten und würdevollen System, welches Preußen in seinem friedlichen Betragen gegen die polnische Revolution leitete."

— „Alle deutsche Bundesstaaten, mit Ausnahme Oesterreichs und Preußens, sind konstitutionelle Staaten, und der freie Austausch der Ideen durch die Presse hat dort besonders seinen Einfluß auf die gesetzgebenden Versammlungen geübt. So wie einst in Frankreich von 1789 bis 1792 die Erörterung allgemeiner Prinzipien, indem sie die Gemüther von den örtlichen und persönlichen Interessen abzog, überall die Keime der Anarchie von 1793 legte, so kann man in den letzten Sitzun-

gen der deutschen Kammern, besonders denen der kleinen Staaten, eine ähnliche Richtung erkennen."

„Hätte nicht die deutsche Bundesversammlung durch ihre Ordonnanzen vom Juni jener Freiheit der Diskussion eine Grenze gesetzt, würde das Uebel, das aus einer solchen Quelle kam, die organischen Elemente verschiedener deutschen Staaten bald erreicht und zerstört haben. In der That ließ man sich dort angelegen sein, jede liberale Opposition durch eine noch liberalere auszustechen; man ging dort eiteln Phantomen mit dem einfältigsten Eifer (niaise ardeur) nach, und gefiel sich in der dümmsten Opposition (l'opposition la plus sotte) gegen die Regierung, so daß man die Franzosen hierin noch übertraf. Daher sind auch aus der deutschen Presse, der man doch die tiefsinnigsten und ausgezeichnetsten philosophischen Werke der neuern Zeit verdankt, die wunderlichsten und unvernünftigsten Erzeugnisse hervorgegangen, die nur je aus verrückten Köpfen (cerveaux atteints de folie) gekommen. Man muß hoffen, daß man in der Folge jenen Abscheulichkeiten (monstruosités) ein Ende machen wird; man muß hoffen, daß man von nun an darauf sehe, daß in Deutschland die wahren Gelehrten und die tiefen Denker nicht blos

allein das Wort führen, sondern sich auch Gehör verschaffen können."

— „Schon 1819 hatte Oesterreich den Plan, unter seinem Protektorat für alle in Deutschland erscheinenden politischen Werke, Journale und Bücher eine Bundes-Zensur zu errichten; doch dieser Versuch scheiterte an der Opposition der baierischen und sächsischen Regierung. Später ließ Oesterreich, in Leipzig und Frankfurt, periodische Schriften erscheinen, die im Geiste der Doktrinen, die es geltend machen wollte, geschrieben waren; allein sie hatten keinen großen Erfolg, ob sie zwar von Leuten von Geist redigirt worden und beträchtliche Kosten verursacht hatten."

— „Das System auf dem sich die österreichische Stabilität gründet, ist sehr alt. Man hat nicht vergessen, daß ehemals die Ferdinands, zufolge dieses nämlichen Systems, Deutschland zu unterjochen gesucht. Die schönen Maximen haben dem Hause Habsburg nie gemangelt; aber wenn seine Thätigkeit immer groß war, waren seine Thaten dagegen selten."

— „Die Souveraine der kleinen konstitutionellen Staaten, durch die Herrsch-Begierde ihrer Kammern aufs äußerste gebracht, so wie einst Ludwig XVI. durch den National-Convent, erinnern sich dieses großen und merkwürdigen Bei-

spiels; sie sehen selbst ein, daß wenn sie die Ausgelassenheit jener anmaßlichen gesetzgebenden Körper (la licence de ces législatures usurpatrices) sich länger gefallen ließen, sie in ihrer Existenz selbst bedroht wären. Man sieht sie also jetzt Preußen in allen Maßregeln unterstützen, die dahin zielen die Rechte der gesetzgebenden Versammlungen einzuschränken; man sieht daß sie sich gutwillig allen allgemeinen Beschlüssen des Frankfurter Bundestages unterwerfen."

— „Die ächten deutschen Grundsätze, was den Austausch der Ideen betrifft, müssen immer dahin zielen, vor allem die Lokal-Interessen, dann die Provinzial-Interessen und zuletzt die eigentlichen National-Interessen zu bewahren und zu unterstützen. Damit das in der angegebenen Reihefolge Statt finde, müßten die Regierungen mit der größten Strenge darauf wachen, daß man gegenwärtig nur die Lokal- und Provinzial-Interessen öffentlich verhandle. Es kömmt zuerst darauf an, jeder Familie, jeder Gemeinde, jeder Provinz, ihre Freiheiten und Rechte zu sichern; daraus folgt, daß es nicht jedem Professor des öffentlichen Rechts erlaubt sein dürfe, jene Specialfreiheiten den chimärischen Ideen von allgemeiner Freiheit und dem Traume der sogenannten Volks-

souverainetät aufzuopfern. Preußen hat seines Theils diesen Geist der alten deutschen Gesetze sehr gut aufgefaßt, indem es die Revision der Stadt- und Dorf-Verfassungen anbefohlen; auch hat dieser Samen gute Früchte getragen."

— „Man kann jedoch nicht in Abrede stellen, daß diese Art zu verfahren, indem man den Familiengeist benutzt um nach und nach den Nationalgeist zu bilden, nur dann ohne Gefahr angewendet werden kann, wenn der Geist und die Liebe der Häuslichkeit (l'esprit, l'amour du foyer), von welcher hier die Rede ist, tiefe Wurzeln in den Herzen der Bürger geschlagen hat. Nun aber ist diese Tugend den Sitten und dem Charakter der Deutschen so anklebend, daß nur eine ununterbrochene Folge von Plagen und Mißgeschick deren Wurzeln untergraben konnte. Anders ist es bei den slavischen Völkern; sie kennen weniger jene innige Sympathie, die den Menschen an seinen Geburtsort, an das Dach, das ihn beherbergt, an die Möbel, die ihm gedient haben, binden. Der Nationalgeist des Slaven richtet sich weniger nach den Sitten des Hauses und nach der Meinung seiner nächsten Nachbarn, als nach der Einwirkung der lebenskräftigen und beweglichen Volksklassen, zu denen er gehört,

Massen die seine Sprache reden und seine Leidenschaften theilen. —"

— „Ein Krieg Deutschlands gegen Frankreich und England hat in unserer Zeit einen doppelten Charakter. ... Es handelt sich auf der einen Seite die Bajonette und die Kugeln, und auf der andern Seite die Ideen zu bekämpfen; was den materiellen Kampf zwischen den Armeen betrifft, so ist er den Wechselfällen des Krieges unterworfen. ... Nehmen wir den Fall an, wo Deutschland unterliegen sollte. ... So beklagenswerth auch ein solches Ereigniß für Deutschland wäre, kann man es doch nicht mit den traurigen Folgen vergleichen, welche der Triumph der Englisch-Französischen konstitutionellen Prinzipien für den deutschen Bund und für jeden Staat insbesondere hätte. ... Auch müßte Deutschland, im Falle eines Bruchs mit Frankreich und England, seine Hauptaufmerksamkeit auf den Kampf wenden, den es gegen die Prinzipien seiner Feinde zu bestehen haben wird. Alle Regierungen sehen heute vollkommen ein, daß die größten Gefahren, die sie bedrohen, in der That von jener Seite kommen."

— „Die Fürsten und die Großen im Allgemeinen ... müssen vor allen Dingen sich selbst und ihren Interessen (à ce qui leur est le plus cher)

treu bleiben. Ihre heiligste Pflicht ist, ihre Rechte nicht beschränken zu lassen."

— „Das wissenschaftliche Deutschland hat selbst während der traurigen Tage der fremden Herrschaft seine Würde zu behaupten gewußt. Auch hat in den Gemüthern der deutschen Jugend keine Anhänglichkeit für Frankreich Wurzel fassen können, ob zwar die Ideen des Liberalismus sie zu solchen Gefühlen hätte geneigt machen sollen. Im Gegentheil, sie bewahrte immer eine tiefe Antipathie gegen jenen feindlichen Nachbarn, und dies trat nie stärker hervor als beim Hambacher Feste. Dort, ohngeachtet des Schwindels der Alle ergriffen, hat man es Börne, der gegenwärtig war und den doch die Demagogen so achten, nicht verziehen, um die Gunst der französischen Liberalen niederträchtig gebettelt (bassement mendié) und hierdurch Deutschland vor ihnen beschimpft zu haben."

Das deutsche Volk möge diesen Kosaken-Katechismus gut auswendig lernen, damit es an dem Tage, wo es nach dem Rituale der russischen Kirche durch Ohrfeigen seine Firmung erhalten wird, vor dem heiligen Czar ehrenvoll bestehe.

Was der Bericht des russischen Staatsmanns von der feindseligen Stimmung sagt, die sich in

Hambach gegen Frankreich laut ausgesprochen, und was er bei dieser Gelegenheit von mir erzählt, ist alles falsch oder gelogen. Eine starke Sympathie für die Franzosen sprach sich dort überall aus; freilich eine Sympathie wie wir sie verstehen, nicht diejenige welche die Schriftsteller der Polizei als solche darstellen, um sie als etwas Gehässiges erscheinen zu lassen. Ich erinnere mich, daß einer der Hambacher Pilger, der mir von früher als ein preußischer Spion bekannt war, in meiner Gegenwart und unter vielen jungen Leuten, mit frommer Begeisterung von dem Glücke sprach, das die Rheinprovinzen unter der französischen Herrschaft genossen, und wie es zum Heile von ganz Deutschland führen müsse, wenn die freien Institutionen Frankreichs wieder bis zum Rheine vorrücken könnten. Aber selbst die unerfahrnen jungen Leute hörten den heiligen Mann mit Kälte an, denn er trug das Kainszeichen auf seiner Stirne. Ich selbst hatte in Hambach keinen einzigen Franzosen gesprochen noch gesehen, ich konnte also nicht um die Freundschaft Frankreichs betteln. Der muthige, edle und geistreiche Wirth war in Hambach der Einzige, der ganz ohne Veranlassung über, und mehr aus einem Geiste des Widerspruchs, als aus innerer Ueberzeugung gegen die Franzosen öffentlich sprach.

Dieses erregte allgemeines Mißfallen und lauten Tadel. Zum Lohne für seinen Franzosenhaß, den Herr Menzel deutschen Patriotismus nennen würde, wurde der gute Wirth ins Zuchthaus gesperrt und mußte drei Jahre lang die Uniform der Diebe tragen und Strümpfe stricken. Dort in dem Kerker, statt seinen Haß der Tyrannei zur heiligen Wuth entflammen zu lassen, dort aus seinem sichern Versteck hervor, schrieb Wirth über Sonne, Mond und Sterne und andere Ewigkeiten, ließ sich wie ein wahres deutsches Schaf in den Pferch der Wissenschaften zurücktreiben und düngte mit seinen philosophischen Erzeugnissen die Felder der Erbpächter des deutschen Landes. Und wo Jean Paul lange die Freiheit lehrte, wohnt jetzt der edle Wirth als Mündel der Baierischen Polizei, und muß ihr von jedem Schritte den er thut, und von jedem Gedanken, den er ausgiebt Rechenschaft geben!

Jeder dem bekannt ist, daß die russische Regierung in Deutschland so viele Spione hat, daß sie mit ihnen das Herzogthum Nassau und das Großherzogthum Hessen, trotz der tapfersten Vertheidigung erobern könnte, wird sich wundern, daß sie von dem Geiste, der in Hambach herrschte, so falsch unterrichtet worden. Dieses hatte aber seine eigene Ursache. Die Hambacher Spione waren in einer be=

denklichen Lage und ermangelten jener heitern Gemüthsstimmung, welche ein Spion zur Ausübung seiner schönen Kunst nach den Regeln der Optik und Akustik nöthig hat. Nämlich gleich in der ersten öffentlichen Versammlung, die in Hambach in einem Wirthshause statt fand, und wo mehr gesprochen als gedacht, mehr gesungen als gesprochen, mehr getrunken als gesungen, und mehr spionirt als getrunken wurde — war ein Spion so naiv, über alles was er gern wissen wollte, seine Nachbarn rechts und links laut auszufragen. Wie heißt der Herr der jetzt spricht? Wie der welcher dort singt? Wie jener der dort trinkt? Und sobald er den gewünschten Bescheid erhalten, schrieb er es sehr kindlich vor aller Augen in sein Taschenbuch ein. Man bemerkte es, fiel über ihn her und wollte ihn prügeln, und die Behörde war genöthigt den ehrlichen Mann zu seiner Sicherheit ins Gefängniß zu setzen, oder ihn im Stillen aus der Stadt zu führen. Hierdurch wurden aber die übrigen Spione ängstlich gemacht, so daß sie nicht mehr wagten, über das was sie sahen und hörten gleich Buch zu führen, und die nöthigen Erläuterungen einzuziehen. Aus diesem Grunde mochten wohl viele Berichte mangelhaft und falsch geworden sein.

Um dem Herrn Menzel eine kleine Freude zu

machen, will ich ihm noch erzählen, daß mir damals in Hambach von einem radikalen Barbiergesellen meine Uhr gestohlen worden. Ich lief auf der Stelle zur geeigneten Behörde, und forderte deutschen summarischen Prozeß und daß man sogleich den wahrscheinlichen Dieb arretire. Aber die Gerichte lachten mich aus, ob ich zwar einer der Fürsten von Hambach war, und sagten mir: ja, bei euch geht das an, aber bei uns, nach französischen Gesetzen, ist man nicht so schnell mit dem Arretiren. Damals verwünschte ich alle französische Institutionen und fand es sehr lächerlich, daß ein Mann wie ich, der eine goldne Uhr trug, nicht jeden armen Teufel, auf den er Verdacht geworfen, sollte arretiren lassen können. Ja, der Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach!

Die mitgetheilten Aktenstücke sprechen verständlich genug für sich, und weitere Bemerkungen darüber wären ganz überflüssig. Doch, da es viele kindische Menschen giebt, die der Erfahrung und eines klaren Blicks ermangeln, würde ich dennoch ad usum delphini noch einiges darüber sagen, wenn ich nicht fürchtete, durch kleine Nutzanwendungen und Puppen-Moralitäten meine vernünftigen Leser zu ermüden. Aus jenen offiziellen Aktenstücken geht das im Allgemeinen hervor, daß die deutschen Regierungen das

deutsche Volk ganz so beurtheilen, wie ich es gethan, und daß sie sich selbst in dem nämlichen Lichte darstellen, in welchem ich sie darzustellen gesucht; es geht also daraus hervor — daß ich nicht den Spleen habe und kein Bauchredner bin. Es möge daher Herr Menzel künftig mehr auf meinen Kopf und meine Brust als auf meinen Unterleib sehen, und seine abdomenale Zärtlichkeit einem schönern Gegenstande zuwenden. Was er an mir für den Spleen erkennt oder vielmehr dafür geltend machen möchte, ist die splendida, mascula bilis, die zu jeder Zeit den Mann geziert, in der unsern aber noch mehr thut als das; die ihn beschützt, ihn, seine Ehre und seine Seligkeit. Wer in dieser schnöden pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern und gesund bleiben will, muß sich in Essig baden, um alle bleisüßen Herzen und verbuhlten Lavendelseelen von sich entfernt zu halten. Es giebt darum noch brave Leute genug, welche auch die sauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken, und diese verstehen mich und lächeln mir.







